This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

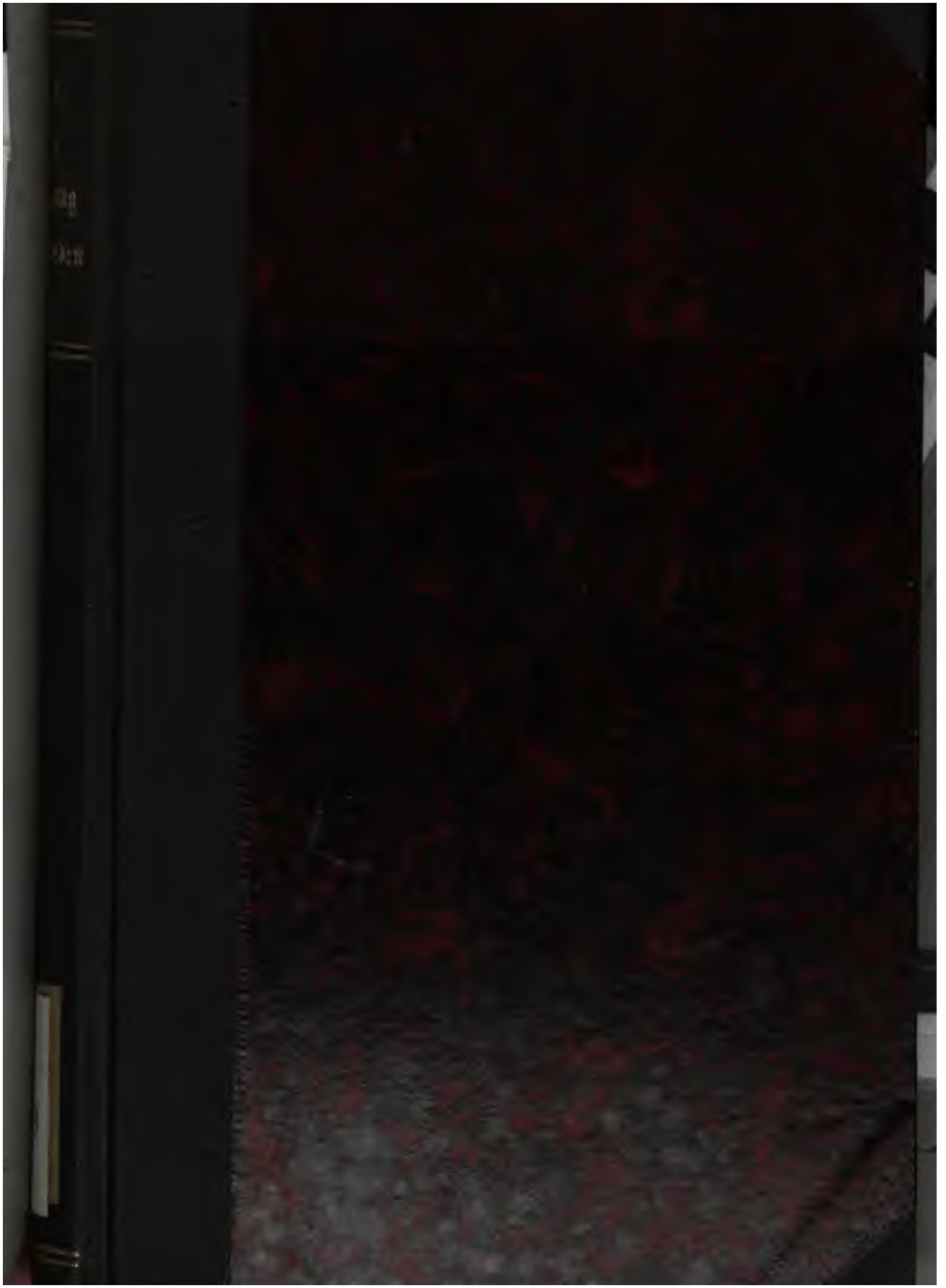
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



E. M. 1010.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

6h
II
1224 b

Antiqu. erworben vom Verlag 1927
Preis 6 Mk 7.20

Meine Wanderung durchs Leben.

Meine

Wanderung durchs Leben.

Ein Beitrag

zur

innern Geſchichte der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts

von

Dr. Gerd Eilers,

königl. preuß. Geheimen Regierungsrathe a. D.

Was ich beſitze ſeh' ich wie im Weiten,
Und was verſchwand wird mir zu Wirklichkeiten.

Goethe.

Sechster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1861.

SK

Meine

Wanderung durchs Leben.

Ein Beitrag

zur

inern Geſchichte der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts

von

Dr. Gerd Eilers,

königl. preuß. Geheimen Regierungsrathe a. D.

Was ich beſitze ſeh' ich wie im Weiten,
Und was verſchwand wird mir zu Wirklichkeiten.

Goethe.

Sechster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1861.

SK

DD205
E6A3
v.6

Ch
II
1224

Vorrede.

Meine Studien über die Jugendjahre und die ersten zehn Regierungsjahre des nun in Gott ruhenden Königs Friedrich Wilhelm IV., deren Ergebnisse ich dem Publikum mit diesem letzten Theil meiner „Wanderung durchs Leben" vorlege, werden von zwei Momenten begrenzt, von denen das eine mich mit den freudigsten Hoffnungen für Preußens und Deutschlands Zukunft erfüllte, das andere diese Hoffnungen niederschlug.

In dem dritten Theil meiner „Wanderung" habe ich der Reisen gedacht, die der König als Kronprinz zu verschiedenen Zeiten durch die Rheinprovinz gemacht, und zu schildern gesucht, wie er durch sein lebendiges, geistreiches Wesen, durch seine freundliche Theilnahme an allen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, durch seine natürliche Gewandtheit, mit Men-

ſchen aus allen Ständen Geſpräche anzuknüpfen und fortzuführen, die Herzen aller Rheinländer erobert.

Als er zum letzten mal vor ſeiner Thronbeſteigung die Provinz beſuchte, hatten ſich alle Verhältniſſe des politiſchen und ſocialen Lebens und mit ihnen die Wünſche, Hoffnungen und Befürchtungen der Menſchen verändert, namentlich auch in religiöſer und kirchlicher Beziehung. Dazu hatte vorzüglich eine Schrift den Anſtoß gegeben, welche ein hochgeſtellter berliner Staatsdiener, Philipp Ludwig Wolfart, unter dem Titel „Preußen in ſeinen religiöſen Verhältniſſen" in demſelben Jahre in die Provinz ſchleuderte, wo der König ſie zum letzten mal vor ſeiner Thronbeſteigung beſuchte. In der That war dieſe Schrift ganz dazu angethan, den ſchon früher von Belgien und Frankreich her hier und da ausgeſtreuten Verdacht zu begründen, die preußiſche Regierung gehe darauf aus, den Katholicismus in der Provinz nach und nach „preußenpfiffigerweiſe" auszurotten; denn Herr Wolfart ſuchte ſtaats- und kirchenrechtlich zu beweiſen, daß die Religion des Monarchen die Religion des Staats ſei, und daß der Staat die Pflicht habe, ſeine weltlichen Geſetze den Grundſätzen der herrſchenden Religion ſo anzupaſſen, daß keine Conflicte mit derſelben vorkommen *dürften*, noch ohne Verſündigung gegen den Staat vorkommen *könnten*, daß hiernach alſo der Katholicismus nur auf *Duldung* Anſpruch machen könne, ſofern er ſich den Staatsgeſetzen füge. — Es

war ein charakteriſtiſches Zeichen der Zeit, daß gerade diejenigen Katholiken, die als Zöglinge der franzöſiſchen Schule im weſentlichen mit Herrn Wolfart einverſtanden waren, am eifrigſten die Gelegenheit benutzten, um die gläubigen Katholiken aufzuregen; ſowie es auch jetzt wieder zum Theil Leute derſelben Kategorie ſind, welche ihre Anhänglichkeit an das Papſtthum „peterpfenningsweiſe“ beglaubigen wollen. — Alle dieſe kirchlichen und politiſchen Aufregungen, Befürchtungen, Hoffnungen und Wünſche drangen jetzt um ſo ſtürmiſcher auf den Kronprinzen ein, je näher die Zeit zu ſein ſchien, wo die Zügel der Regierung in ſeine Hände fallen mußten. — Nicht ohne Beſorgniſſe konnten die ruhigen Beobachter dieſes Durcheinander überſpannter Anſprüche und Erwartungen der verſchiedenen Parteien mit anſehen. Zu ſolchen ruhigen Beobachtern gehörten mehrere meiner koblenzer Freunde. Wir beſprachen uns oft und angelegentlich über die höchſt ſchwierige Aufgabe, welcher der Kronprinz entgegengehe. Einer dieſer Freunde, der ſcharfblickende General Aſter, war der Meinung, daß ſelbſt Friedrich der Große, vor dem ſich doch alle Knie ſowol ſeiner katholiſchen als ſeiner proteſtantiſchen Unterthanen gebeugt, nicht im Stande geweſen wäre, die Stürme zu bewältigen, die aus der Windſaat der Jahre zwiſchen 1815 und 1835 hervorgegangen waren und noch immer hervorgingen.

Ich hatte von des Kronprinzen geiſtreicher Liebenswürdigkeit in allen Theilen der Provinz viel Rühmens

gehört, ihn ſelbſt aber nur flüchtig im Vorbeifahren geſehen und nie ein Wort mit ihm geſprochen. Ihn von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, ihn reden zu hören, ſelbſt mit ihm zu ſprechen, dazu bot ſich mir nun in Koblenz die günſtigſte Gelegenheit dar. Er befahl eine Sitzung der Regierung, bei welcher er ſelbſt das Präſidium führen wolle. Als jüngſtes Mitglied der Regierung hatte ich den unterſten Platz einzunehmen, dieſer war aber für mein Intereſſe der allerglücklichſte, nämlich dem Präſidentenſtuhl gegenüber, ſodaß ich jede Miene des Kronprinzen beobachten konnte. Dem Kronprinzen gab dieſe Sitzung reichliche Gelegenheit, den Geiſt der Regierungsmitglieder kennen zu lernen. Er bekam lauter einſtudirte Vorträge zu hören, voll ſelbſtſüchtiger Abſichtlichkeiten. Die Herren hatten vorausgeſetzt, daß der Kronprinz ohne Intereſſe, ohne Kenntniß und Urtheil in den Gegenſtänden ihrer Vorträge ſei und es nur darauf ankomme, den König zu amuſiren, mußten aber zu ihrem Schrecken die Erfahrung machen, daß er über alle Gegenſtände, die ſie zum Vortrage gewählt hatten, genauer unterrichtet war als ſie ſelbſt. Ich meinestheils hatte gar nicht nach einem beſonders intereſſanten Gegenſtand für meinen Vortrag geſucht, noch weniger mich mit dem Regierungspräſidenten darüber berathen wie die übrigen Herren Räthe, ſondern blieb einfach bei der Sache, die ſchon vor der Ankunft des Kronprinzen zum Vortrag geſchrieben worden war. Es war ein verhältniß-

mäßig geringfügiger Gegenſtand meines ſchulräthlichen Reſſort. Ich trug die Sache in aller Freimüthigkeit mit Worten vor, wie ſie mir eben in den Mund kamen, ganz vergeſſend, daß es die königliche Hoheit war, vor welcher ich meinen Vortrag hielt. Dies ſchien dem Kronprinzen nicht zu misfallen; denn er ließ ſich in eine oppoſitionelle Erörterung des Gegenſtandes mit mir ein. Es handelte ſich um die Erhaltung des Progymnaſiums zu Sobernheim, welches die Regierung in eine Bürgerſchule zu verwandeln beſchloſſen hatte. Der Kronprinz trat ſchließlich auf meine Seite und rettete die Anſtalt. Wenn dies ſchon ein Beweis günſtiger Aufnahme meiner Freimüthigkeit war, der mir den Neid einiger Collegen zuzog, ſo erhielt ich bald nachher noch andere Beweiſe wohlwollenden Vertrauens, nicht durch Orden oder Titel, ſondern durch ſpecielle Aufträge in Angelegenheiten, die ſeine beſondere Aufmerkſamkeit erregt hatten, und ſpäter durch meine Berufung nach Berlin.

Das geiſtreiche und menſchenfreundliche Weſen des Kronprinzen hatte einen tiefen Eindruck auf mein Herz gemacht; was aber beſonders meine patriotiſchen Hoffnungen belebte, waren die genauen Kenntniſſe der Zuſtände und Bedürfniſſe der untern Volksklaſſe, die er in jener Sitzung kund gegeben; denn ebendieſe Kenntniſſe bewieſen, daß er ein theilnehmendes väterliches Herz für das Volk im Buſen trage. Hoch erfreut über alles, was ich beobachtet und gehört

hatte, ſuchte ich auch meine Freunde zu überzeugen, daß Gott Preußens und Deutſchlands Zukunft in gute Hände gelegt. — Der Menſch denkt es, Gott lenkt es, und Gott hat es ſo gelenkt, daß dem deutſchen Volk durch die Regierung Friedrich Wilhelm's IV. ein kräftiges noch fortwirkendes Ferment zu ſeiner politiſchen, ſittlichen und religiöſen Regeneration gegeben wurde. In dieſer Ueberzeugung ſchrieb ich unter den Stürmen der Revolution des Jahres 1848: „Wer einigermaßen Gelegenheit gehabt hat, die Gedanken des Königs in ihrer urſprünglichen Eigenthümlichkeit zu erfahren, weiß, mit wie klarem Blicke er die innern Verhältniſſe des Lebens und die Urſachen der äußerſt bedenklichen Erſcheinungen der Zeit erkannte. Gelingt es einem künftigen Geſchichtſchreiber, klar und zuſammenhängend darzuſtellen, was der König wollte, ſo wird man die Hinderniſſe, auf welche er ſtieß, nicht genug beklagen können. Ohnehin werden die unglücklichen Nachkommen der verblendeten Zeitgenoſſen zu ſeinem Grabe wallfahrten!“ Dieſe Vorherſagung iſt ſchon jetzt in Erfüllung gegangen.

Da ich aus der in ihren Grundfeſten erſchütterten politiſchen und ſocialen Weltlage mit ziemlicher Sicherheit ſchließen konnte, daß ein König des mächtigſten deutſchen Staats von Friedrich Wilhelm's Geiſt und Geſinnung ein achtunggebietendes Gewicht in die Wagſchale legen und Preußen mit ſeiner Thronbeſteigung jedenfalls aufhören werde, das fünfte Rad am Wagen

der europäiſchen Politik zu ſein: ſo faßte ich gleich nach jener Regierungsſitzung in Koblenz den Entſchluß, die Materialien zu einer Geſchichte ſeiner Regierung zu ſammeln. — Die weſentlichſten Momente der Geſchichte ſeiner Knabenjahre waren mir lange vorher durch Mittheilungen zweier Männer bekannt geworden, unter deren Augen der Kronprinz aufgewachſen war, des Miniſters vom Stein und des Staatsraths Süvern, welchen die weiblichen Glieder der königlichen Familie, namentlich die Prinzeſſin Wilhelm, zu ſeinem Erzieher auserſehen hatten. Die Geſchichte der Jünglingsjahre und des männlichen Alters konnte ich mit Hülfe von Pertz' „Leben Stein's" und aus eigenen Erinnerungen mit ziemlicher Sicherheit verfolgen. Die Geſchichte der erſten zehn Regierungsjahre habe ich ſelbſt als dienſtliches Organ der wichtigſten kirchlichen und politiſchen Beſtrebungen des Königs durchlebt.

Das entgegengeſetzte, alle meine Hoffnungen für den Augenblick niederſchlagende Moment trat mit den Märztagen der Revolution des Jahres 1848 ein. — Am 22. Februar wurden die Werkzeuge der Häupter einer großen europäiſchen Umſturzpartei im Barrikadenbau in Paris eingeübt. Nachdem ſie dort ihren Zweck erreicht hatten, zogen ſie im Anfang des Monats März mit ihren guteingeſchulten Werkzeugen nach Wien und nach Berlin. Ich habe es ſelbſt mitangeſehen, wie das Geſindel durch alle Thore Berlins maſſenweiſe einſtrömte und ſich Tagelöhner, Hand-

werksburſche, Handlungslehrlinge und andere mit ihrer Lage unzufriedene Leute mit teufliſcher Verführungskunſt zugeſellte. Die mit jeder Stunde wachſende Gefahr deutlich erkennend, unterließ ich nicht, den Miniſter der Polizei darauf aufmerkſam zu machen. Der wahrhaft edle Mann nannte mich, hinweiſend auf den kraftloſen Verſuch einer Revolution im ultramontanen Sinn in Koblenz, bei welchem ich wirklich ſchwarz geſehen, einen „Schwarzſeher", und kam erſt ſelbſt zur Einſicht, als es zu ſpät war. Wie mit einem Zauberſchlag waren die Hauptſtraßen Berlins in Zeit von zwei Stunden planmäßig verbarrikadirt und die Hauptbarrikaden mit Vertheidigern beſetzt, die mit der Branntweinflaſche in der Hand ins Publikum hineinſchrien: „Freiheit oder Tod!" Nicht weniger als 183 dieſer verführten Menſchen, meiſtens berliner Tagelöhner und Handwerksgeſellen, ſtarben auf den Barrikaden.

Mit einem ungeheuern Siegesgejauchze wurde die Proclamation des Königs vom 21. März von den Anſtiftern der Revolution, Polen und Franzoſen, bejubelt, mit dem tiefſten Schmerze dagegen von den alten Freiheitskämpfern vernommen. Beſonders war es die Stelle, wo es heißt: „Preußen geht fortan in Deutſchland auf", die den treuen altpreußiſch geſinnten Bürgern und Soldaten ins Herz ſchnitt. Ein Handwerksmann, der in den Freiheitskriegen als Unteroffizier gedient hatte, rief mit gewaltiger Stimme in

einen Volkshaufen hinein, der ſich Unter den Linden um einen Revolutionsprediger verſammelt hatte: „Wenn ich nur hundert meiner alten Kameraden bei mir hätte, ich würde euch Lumpenpack wie Dreck von der Straße wegfegen.“ Ein höherer Offizier, den ich in Koblenz genauer kennen gelernt hatte, der jetzige Generallieutenant von Wuſſow, begegnete mir Unter den Linden. Er konnte vor innerm Zorn und Leidweſen kein Wort ſprechen. Stillſchweigend reichten wir uns die Hände und gingen aneinander vorüber.

Inzwiſchen hat die Geſchichte jene Worte interpretirt; denn der Gang der ſeitdem eingetretenen Ereigniſſe hat in der That Preußens Schickſal mit dem Deutſchlands zuſammenfallen laſſen und damit eine große weltgeſchichtliche Aufgabe in die Hände des gegenwärtigen Königs von Preußen gelegt. Wenn auch alle ehemaligen Rheinbundsfürſten mit Einſchluß der deutſchen Bevölkerung Oeſterreichs ihre Kräfte vereinigten, ſo würden ſie doch nicht im Stande ſein, Preußens König in Verfolgung dieſer ihm durch die geſchichtliche Entwickelung des deutſchen Volks zugetheilten Aufgabe zu hemmen; denn wenn auch der König ſeinen Unterthanen die Opfer eines Kriegs erſparen wollte, die gewaltige Strömung eben dieſer Entwickelung, wie wir ſie ſchon jetzt vor Augen haben, würde das preußiſche Staatsſchiff doch in dieſe Strömung hineinziehen. — Noch ehe das Jahr 1848 verfloſſen und nachdem die Menſchen einiger-

maßen wieder zur Beſinnung gekommen waren, fand jene vielbejubelte und vielbeklagte Proclamation eine einſichtigere Würdigung. Da viele meiner Leſer im Jahre 1848 das Knabenalter noch nicht überſchritten hatten und alſo nur dunkle Erinnerungen aus jener Zeit haben können, ſo will ich dieſe hier durch Mittheilung der Hauptthatſachen und einiger Stellen der Proclamation in den Stand ſetzen, ſelbſt zu urtheilen.

„An mein Volk und an die deutſche Nation. Mit Vertrauen ſprach der König (Friedrich Wilhelm III.) vor fünfunddreißig Jahren in den Tagen großer Gefahr zu ſeinem Volk, und ſein Vertrauen ward nicht zu Schanden; der König mit ſeinem Volk vereint rettete Preußen und Deutſchland von Schmach und Erniedrigung.

„Mit Vertrauen ſpreche ich heute, im Augenblick, wo das Vaterland in höchſter Gefahr ſchwebt, zu der deutſchen Nation, unter deſſen edelſte Stämme mein Volk ſich mit Stolz rechnen darf. Deutſchland iſt von innerer Gärung ergriffen und kann durch äußere Gefahr von mehr als einer Seite bedroht werden. Rettung aus dieſer doppelten, dringenden Gefahr kann nur aus der innigſten Vereinigung der deutſchen Fürſten und Völker unter einer Leitung hervorgehen.

„Ich übernehme heute dieſe Leitung für die Zeiten der Gefahr. Mein Volk, das die Gefahr

nicht ſcheut, wird mich nicht verlaſſen und Deutſchland wird ſich mir mit Vertrauen anſchließen. Ich habe heute die alten deutſchen Farben angenommen und mich und mein Volk unter das ehrwürdige Banner des Deutſchen Reichs geſtellt. Preußen geht fortan in Deutſchland auf.

„Als Mittel und geſetzliches Organ, um im Verein mit meinem Volk zur Rettung und Befreiung Deutſchlands voranzugehen, bietet ſich der auf den 2. April bereits einberufene Landtag dar. Ich beabſichtige in einer unverzüglich näher zu erwägenden Form, den Fürſten und Ständen Deutſchlands die Gelegenheit zu eröffnen, mit Organen dieſes Landtags zu einer gemeinſchaftlichen Verſammlung zuſammenzutreten.

„Die auf dieſe Weiſe zeitweilig ſich bildende deutſche Ständeverſammlung wird in gemeinſamer, freier Berathung das Erforderliche in der gemeinſamen innern und äußern Gefahr ohne Verzug vorkehren.

„Was heute vor allem noth thut, iſt 1) Aufſtellung eines allgemeinen deutſchen, volksthümlichen Bundesheeres, 2) bewaffnete Neutralitätserklärung. Solche vaterländiſche Rüſtung und Erklärung werden Europa Achtung einflößen vor der Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Gebiets deutſcher Zunge und deutſchen Namens.“

Die einſichtigere Würdigung der zur Beſonnenheit gekommenen Staatsmänner, mit denen ich verkehrte, war etwa folgende: Iſt es nicht Thatſache, daß König Friedrich Wilhelm III. in den Tagen hoher Gefahr vor fünfunddreißig Jahren die angeführte Anſprache an ſein Volk hielt und daß ſein Vertrauen nicht zu Schanden ward? Iſt es nicht Thatſache, daß der König mit ſeinem Volk vereint Preußen und Deutſchland von Schmach und Erniedrigung rettete? Iſt es nicht Thatſache, daß in dem Augenblick, wo Friedrich Wilhelm IV. die Proclamation erließ, das Vaterland in der höchſten Gefahr ſchwebte und daß es in der Wirklichkeit von einer vorher nie geſehenen Gärung ergriffen war? Fiel nicht in der That und Wahrheit bei dieſer Gärung die Aufgabe Preußens mit der Deutſchlands faſt noch entſchiedener zuſammen als im Jahre 1815? — Eichhorn erblickte in der Proclamation eine tiefe politiſche Weisheit. Mit großer Vorſicht und Umſicht, ſagte er, iſt jeder Ausdruck vermieden, der den König als in Widerſpruch mit ſeinem von Anfang an aufgeſtellten und ſtets feſtgehaltenen politiſchen Syſtem erſcheinen laſſen könnte. Daß das Miniſterium der geiſtlichen Angelegenheiten, fügte Eichhorn hinzu, meinem Antipoden in die Hände gefallen, läßt ſich aus der augenblicklich vorherrſchenden religiöſen Stimmung auch vom politiſchen Standpunkte aus leicht vertheidigen. — Der General von Aſter theilte zu ſehr die Empfindungen der Soldaten,

als daß er unbefangen über die Proclamation hätte urtheilen können.

Zu den bedauernswürdigsten Vorgängen der Märztage gehören die Feierlichkeiten, mit welchen die auf den Barrikaden gefallenen Werkzeuge der Anstifter der Revolution begraben wurden. „Die Feierlichkeit begann unter dem Geläute der Glocken und dem von einem Posaunenchor geblasenen Choral: «Jesus meine Zuversicht!» Als der Choral geendet, trat der evangelische Prediger Sydow vor den Altar des Katafalks und hielt eine tiefergreifende Rede an die Zuhörer. Eine zweite, ebenfalls mächtig wirkende Ansprache hielt nach ihm ein katholischer Geistlicher, der Kaplan Rulandt, und diesem folgte ein jüdischer Geistlicher, der Rabbiner Sachs. Auch ein deutsch-katholischer Geistlicher stand neben dem Altar. Ein segensreiches Zeichen, daß mit dem herrlichen Werke, für welches diese Männer gefallen, auch die Scheidewand niedergerissen sei, die bis dahin die verschiedenen Confessionen getrennt." So erzählt historisch richtig August Braß den Hergang.

Desto fester wurde eine andere Scheidewand aufrecht erhalten. Als Herr Urban den Antrag machte, auch die Leichen der gefallenen Soldaten zu gleicher Zeit zu bestatten, und zu diesem Zweck die Regimenter wieder nach Berlin zurückzurufen, wurde er einstimmig zurückgewiesen, und selbst Maueranschläge desselben Wunsches mit Erbitterung von den Ecken abgerissen. „Nach

den verſchiedenen Reden", erzählt Herr Braß weiter, „ſetzte ſich der Zug in Bewegung. Eine Trauermuſik eröffnete den Zug, dann kam die berliner Schützengilde, die Deputationen der fremden Schützengilden, namentlich aus Magdeburg, Halle, Potsdam und Luckenwalde. Dann folgte ein Mitglied des Beerdigungscomité, Aſſeſſor Wache, als Trauermarſchall. Dieſem folgte der Bezirksvorſteher Drewitz, welcher ein Atlaskiſſen mit der Inſchrift trug: «Den gefallenen Helden des 18. und 19. März, die Frauen und Jungfrauen des Neuenmarktbezirks.» Dann kamen funfzehn junge Mädchen vom Familienverein der Jakobsſtraße. Jedes Mädchen trug auf einem Kiſſen einen Kranz. Hinter dieſen Mädchen wurden die 183 Särge, jeder von echs Männern, getragen. Zwiſchen den Särgen waren die Gewerke mit ihren Fahnen eingemiſcht. Der Stadtverordnete Gleich ſchloß den Zug der Särge. Dann kam die geſammte Geiſtlichkeit, an der Spitze derſelben die beiden Grabredner, Biſchof Neander und Prediger Sydow, zwiſchen den Geiſtlichen gingen die Leidtragenden der Gefallenen, damit dieſe ſich fortwährend des geiſtlichen Zuſpruchs erfreuen könnten. Dann folgte die Univerſität in vollem Ornate, dann ſämmtliche Behörden des Staats. Selbſt das Staatsminiſterium war vertreten. Dann die Akademie mit den Künſtlervereinen, endlich der Magiſtrat, die Stadtverordneten, die Communalbeamten, die Deputationen der Bürgerſchaft, endlich

zahlloſe Reihen der Bürgerſoldaten mit ihren Offizieren und Hauptleuten. Der Dr. Woeniger, als Mitglied des Beerdigungscomité, ſchloß den Zug. — Endlich hatte der Zug die Stelle des Friedrichshains erreicht, wo ſich das ungeheuere Grab befand. Auf dem höchſten Punkte befand ſich dieſe Gruft, ein längliches Viereck bildend, in welches die Särge reihenweiſe niedergeſetzt wurden, ſodaß in der Mitte ein freier Platz blieb, der für das zu errichtende Denkmal beſtimmt wurde. — Der Prediger Sydow ſprach hier wieder eine kurze Leichenrede und der Biſchof Neander den Segen über die Leichen. Dann krachte eine dreimalige Salve aus den Gewehren der Schützengilde über das Grab hin.“

Und was war das für eine Stelle, wo ſich das ungeheuere Grab befand, in welches die Särge reihenweiſe niedergeſetzt wurden, ſodaß in der Mitte ein freier Platz blieb, der für das den Barrikadenhelden zu errichtende Denkmal beſtimmt wurde? Es war derſelbe Platz, welchen man für ein Denkmal Friedrich Wilhelm's III. gewählt und eingehegt hatte. — Eine tiefe herzliche Trauer ging durch das ganze Land, als Friedrich Wilhelm III. zur Ruhe in Gott eingegangen war. Man vergegenwärtigte ſich die Treue, Frömmigkeit und Gerechtigkeit, welche der König in ſeinem vielbewegten Leben ſtets nach allen Seiten hin bewieſen. Man predigte an der Weichſel und am Rhein über die Texte: „Der Herr hat dich

geſegnet in allen Werken deiner Hände", „Du Herr ſegneſt die Gerechten", „Siehe, alſo wird geſegnet der Mann, der den Herrn fürchtet" u. ſ. w. — Unter der Herrſchaft ſolcher Empfindungen und Erinnerungen hatte man den Platz für ein Denkmal Friedrich Wilhelm's III. gewählt und mit dem Namen „Friedrichshain" im voraus geweiht. — Daſelbſt wurden nun mit allem möglichen geiſtlichen und weltlichen Pompe die Leichen der unglücklichen, ſchändlich verführten Werkzeuge der Polen und Franzoſen beigeſetzt. — Mit teufliſcher Planmäßigkeit hatten dieſe Führer der Revolution gerade dieſen Platz gewählt. Der Plan war, das Andenken an die Zeiten Friedrich Wilhelm's III. in der Erinnerung des Volks zu verwiſchen, den regierenden König zu entwürdigen, und den Prinzen von Preußen, den ſie „die Incarnation des Preußenthums" nannten, zu ermorden.

Solches geſchah zu Berlin in den Märztagen des Jahres 1848. Den auf den Schlachtfeldern Leipzigs gefallenen Helden der Freiheitskriege war ein ſo feierliches Leichenbegängniß wie jenen Helden des Barrikadenkriegs nicht zu Theil geworden; aber in dem nationalen Bewußtſein einer jüngern Generation ſtrahlt gegenwärtig die Ehre jener Krieger „mit Gott für König und Vaterland" womöglich in noch hellerm Glanze als in dem Bewußtſein der frühern Generation; denn das nationale Bewußtſein hat ſeitdem die Nation tiefer und allgemeiner durchdrungen. Und an

der Spitze Preußens und Deutschlands steht gegenwärtig König Wilhelm I. mit der Hand am Schwert, nicht vergeblich allen Umsturzparteien drohend, die sich etwa aus der Zeit schmachvollster polnisch-französischer Ueberrumpelung wieder ans Licht wagen sollten.

Ja, die Zeit ist voller Gefahren. Deutschland ist von Mächten umgeben, deren selbstsüchtige Politik es mit sich bringt, die Nation lieber in sich zerrissen als einig zu sehen. Soll der König unter solchen Gefahren auf die Leute hören, welche versichern, der bestehende leibhaftige Staat habe nichts Besseres zu thun, als sich aufzuheben und in einen chimärischen Staat zu verwandeln? Oder soll er den Politikern Gehör geben, die auf eine Gerechtigkeit pochen, welche ihnen zum Vortheil gereicht, der höhern Gerechtigkeit des allgemeinen Wohls und der allgemeinen Sicherheit aber keine Opfer bringen wollen? — Der sicherste Wegweiser durch diese beiden Ultraparteien hindurch zum Ziel der Einigkeit und Sicherheit Deutschlands ist das **bewaffnete** Hohenzollern'sche Suum cuique!

Saarbrücken, 10. Februar 1861.

Eilers.

Inhalt.

		Seite
Vorrede		v
Die Jugendzeiten und die ersten zehn Regierungsjahre Friedrich Wilhelm's IV.		
Rückblick und Umschau		1
I.	Die Jugendjahre des Königs	14
II.	Des Kronprinzen Theilnahme an der Jubelfeier der Leipziger Schlacht am 18. und 19. October 1814, und diese Jubelfeier selbst	47
III.	Die Bestrebungen der österreichischen Politik, das lebendig gewordene und durch Ströme von Blut bethätigte deutsche Nationalgefühl zu unterdrücken, und die dadurch hervorgerufenen Gegenbestrebungen der preußischen und deutschen Patrioten	75
IV.	Die innern Zustände Preußens und Deutschlands zur Zeit des Ablebens Friedrich Wilhelm's III.	89
V.	Die Verirrungen und Uebertreibungen in der pädagogischen Welt unter der Herrschaft der Humanitätsideen während der Regierung Friedrich Wilhelm's III.	98
VI.	Der Regierungsantritt des Königs	125
VII.	Die Männer des königlichen Vertrauens: Alexander von Humboldt, Radowitz, Bunsen und Senfft von Pilsach	151
VIII.	Die Regierung des Königs	207
Schlußwort zur Berichtigung einiger Fälschungen der Regierungsgeschichte Friedrich Wilhelm's IV. aus neuester Zeit		259

Rückblick und Umschau.

Wer die Zeiten von 1801—48 mit Einsicht und Theilnahme durchlebt hat, der empfängt, wenn er zurückblickt und sich die im eigentlichsten Sinne des Worts ungeheuern in der Geschichte der Menschheit fast beispiellosen Umwandelungen in allen äußern und innern Verhältnissen des socialen Lebens vergegenwärtigt, den Eindruck einer Welttragödie, wie die Geschichte sie nur bei einer stets mit unsaglichen Leiden verbundenen Geburt eines neuen Zeitalters aufführt. — Künftige Geschichtschreiber werden die Geschichte dieser ersten Hälfte unsers Jahrhunderts ohne Zweifel als eine Geschichte der Erziehung des durch die gewaltigsten Parteikämpfe in sich zerrissenen deutschen Volks zur nationalen Einheit auffassen und den glücklichern Nachkommen die Charaktere, Zielpunkte und Mittel der verschiedenen Parteiführer, die in dieser Tragödie eine Hauptrolle spielen, schildern.

In den vorhergehenden Theilen meiner „Wanderung durchs Leben" habe ich diejenigen Parteikämpfe und Par-

teibeſtrebungen, welche in meinen Geſichtskreis fielen, meinen Leſern ſo, wie ich ſie geſehen, vorgeführt, zugleich aber auch mit hiſtoriſcher Gewiſſenhaftigkeit gezeigt, wie andere einſichtige Beobachter der Zeit ſie geſehen. Namentlich habe ich in meiner Schrift über den General von Aſter mir alle Mühe gegeben, die politiſchen Betrachtungen und Urtheile unſerer ſcharfſinnigſten Staatsmänner den meinigen von einem ganz vorurtheilsfreien Standpunkte aus gegenüberzuſtellen. — Zur Charakteriſtik meiner Beiträge bemerke ich, daß ich im Hinblick auf meine zahlreichen Schüler ſtets den pädagogiſchen Geſichtspunkt im Sinne gehabt, welchen der römiſche Geſchichtſchreiber Livius an die Spitze ſeines Werks geſtellt hat. „Das iſt gerade", ſagt Livius, „bei der Kenntniß der Geſchichte das Heilſame und Fruchtbringende, daß man Muſter jedes Beiſpiels auf einem Standpunkte, wo ſie in dem hellſten Lichte erſcheinen, anſchaut. Davon kannſt du dir für dich und deinen Staat entnehmen, was du nachzuahmen, davon, was du, weil es ſchädlich in ſeinem Beginn und ſchädlich in ſeinem Ausgange iſt, zu meiden haſt."

Wie die ſtürmiſchen Bewegungen der erſten vierzig Jahre des Jahrhunderts die bedeutungsvollſte Entwickelungsperiode des deutſchen Volks bilden, ſo gaben ſie auch dem Kronprinzen einen mächtigen Antrieb, über ein Regierungsſyſtem nachzudenken, mit welchem er als künftiger Beherrſcher der kräftigſten deutſchen Volksſtämme die ganze Nation einer beſſern Zukunft entgegenführen zu können hoffte. Seit der Schlacht bei Leipzig beſchäftigte er ſich unabläſſig mit der ſchwierigen Frage, wie die

gerechten Erwartungen des Volks unter den gegebenen Verhältniſſen am ſicherſten verwirklicht werden könnten, und ſuchte dafür Belehrung in der Geſchichte und bei geſchichtskundigen Männern. Die Kenntniſſe der deutſchen Geſchichte, welche er ſich auf dieſem Wege erwarb, waren wirklich bewundernswürdig. Zum Beweiſe, welch ein lebhaftes Intereſſe für die deutſche Geſchichte ihn beſeelte, dient die Berufung des Geſchichtsforſchers G. H. Pertz zum Oberbibliothekar der königlichen Bibliothek. Bekanntlich hatte Pertz aus Antrieb und unter Mitwirkung Stein's die „Monumenta Germaniae" herausgegeben und ſich dadurch ein nicht geringes Verdienſt um die deutſche Geſchichte erworben. Herin lag das Motiv ſeiner Berufung. Die tauſendjährige Wiederkehr des Verduner Vertrags rief, nicht etwa bei irgendeinem Miniſter, ſondern in dem Könige ſelbſt den Gedanken hervor, die geſammelten, meiſtens in lateiniſcher Sprache geſchriebenen Quellen dem deutſchen Volke in gemeinverſtändlicher Sprache zugänglich zu machen. Als nun Pertz im Jahre 1843 mit einigen andern ausgezeichneten Gelehrten bei dem Könige die Stiftung eines Preiſes für deutſche Geſchichtswerke zu dieſem Behufe in Antrag brachte, hatte der König die Art und Weiſe der Gewährung des Antrags mit dem Miniſter Eichhorn berathen. Den von Pertz in Antrag gebrachten Plan dehnte der König auf alte geographiſche und kirchliche Werke von unzweifelhaftem Werthe aus, wobei er hauptſächlich die kirchlichen im Sinne hatte. Die Rechte der Krone und die Rechte des Volks gewiſſenhaft abwägend, war er ernſtlich und treueſten Sinnes bemüht, auf dem geiſtlichen Gebiete

den verſchiedenen Confeſſionen eine würdige und freie Stellung zu geben, und auf dem politiſchen den feindlichen Gegenſatz zwiſchen Fürſtenrecht und Volksrecht nicht durch eine ſogenannte Charte, ſondern durch eine wahrhaft liberale Verfaſſung im Leben ſelbſt auszutilgen — kurz es beherrſchten ihn dieſelben Anſchauungen, mit welchen der Großherzog von Baden am 30. Auguſt d. J. den badiſchen Landtag ſchloß. — Aber das Mistrauen, welches die in der That empörenden thatſächlichen Vorgänge von 1815—40 geſäet, hatte in der Nation ſo tiefe Wurzel geſchlagen und ein ſo undurchdringliches wildes Geſtrüppe hervorgetrieben, daß die Wege zur Ausführung der königlichen Abſichten nicht mehr gebahnt werden konnten. Dies zeigte ſich nur zu deutlich auf dem Vereinigten Landtage und in der Literatur, welche durch denſelben hervorgerufen wurde.

Alle dieſe Bewegungen, die endlich im Jahre 1848 zu einer Revolution führten, in deren Folge alle europäiſchen Staaten in ihren Fundamenten vollends erſchüttert wurden, habe ich in dem dritten Theile meiner „Wanderung" und in andern Schriften, wie ſie ſucceſſive ins Leben traten, zu ſchildern geſucht: die politiſchen Aufregungen in den Rheinlanden zur Zeit der Julirevolution, die Erfahrungen, welche der Kronprinz ſelbſt bei ſeinem Beſuche der preußiſchen Rheinlande in jener Zeit machte, den gefährlichen Kampf, zu welchem Fürſt Metternich das römiſche Papſtthum gegen das preußiſche Königthum anreizte, die bis zu revolutionären Schritten geſteigerten Folgen der unumgänglich nothwendig gewordenen Entfernung des Erzbiſchofs von Köln, endlich den Urſprung

und Fortgang der leidenſchaftlichen, mit politiſchen Tendenzen gemiſchten Parteikämpfe auf dem Gebiete der evangeliſchen Kirche in den Jahren 1830—40.

In dem vierten Theile habe ich demnächſt die ſchwierige Aufgabe des vom Könige bei ſeinem Regierungsantritt gewählten Miniſters der geiſtlichen und Unterrichtsangelegenheiten anſchaulich zu machen geſucht, und die böſen Vorurtheile in Erinnerung gebracht, womit hervorragende Männer der Wiſſenſchaft und die ſogenannte öffentliche Meinung ihn gleich nach ſeiner Ernennung in öffentlichen Blättern und Privatgeſprächen beurtheilten. Wie kann, ſagte man, ein ſo erfahrungsreicher Staatsmann wie Eichhorn es für möglich halten, mit der Erbſchaft des Altenſtein'ſchen Miniſteriums die Ideen eines Königs zu realiſiren, der auf die Fahne Friedrich's des Großen den Grundſatz ſchreibt: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen.“ So urtheilten nicht allein Männer der Wiſſenſchaft, ſondern auch Staatsdiener, die zur Zeit der Thronbeſteigung des Königs die erſten Stellen in der Hauptſtadt und in den Provinzen bekleideten. Eichhorn aber kannte die wahren Abſichten des Königs beſſer als die Zöglinge der Hegel'ſchen Schule, denen alles ſpecifiſch Chriſtliche eine Thorheit war. Und wollte denn Friedrich der Große etwas anderes, als den verſchiedenen Confeſſionen eine friedliche Stellung nebeneinander geben und den feindlichen Gegenſatz zwiſchen Fürſtenrecht und Volksrecht durch gerechte und freiſinnige Staatseinrichtungen in der Geburt erſticken? — Bei dem bibliſchen Spruche: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen“ hatte Joſua den Gegenſatz im Sinne: „und nicht den

Göttern der Amoriter"; die Nachfolgerin der „blutigen Maria", Königin Eliſabeth, die ebenfalls den Spruch als einen Grundſatz ihrer Regierung dem Parlamente ankündigte, den Gegenſatz: „und nicht dem Papſte"; Friedrich Wilhelm IV. den Gegenſatz: „und nicht dem Nebelgotte einer antichriſtlichen Philoſophie." Darum waren es auch hauptſächlich die Schüler Hegel's, die daran ein in Verläſterungen aller Art Befriedigung ſuchendes Aergerniß nahmen.

In dem fünften Theile meiner Beiträge zur innern Geſchichte unſers Jahrhunderts habe ich endlich die verderblichen kirchlichen und politiſchen Ideen, die aus dem 18. Jahrhundert wie ein reißender Strom ſich in das 19. ergoſſen, an thatſächlichen Beiſpielen anſchaulich gemacht und zu zeigen geſucht, wie die Sünden der Hirten und Fürſten der Völker nach und nach zu ihrem eigenen Verderben ausſchlugen. Zunächſt war es der durch den argen Misbrauch der päpſtlichen Gewalt im vorigen Jahrhundert (Cardinal Pacca) herbeigeführte Umſchwung in den religiöſen Anſchauungen der katholiſchen Rheinländer, den ich zu zeigen hatte. Dann ſchien es mir zweckmäßig, meinen Leſern die gewaltigen Parteikämpfe, welche Deutſchland, ſowol auf dem geiſtlichen, als auf dem politiſchen Gebiete, während der erſten 15 Jahre des Jahrhunderts durchwühlten, vorzuführen. In dem darauffolgenden Kapitel habe ich die Vorgänge der erſten 15 Jahre des neuen Jahrhunderts, die Befreiung des deutſchen Volks und der deutſchen Fürſten von den Feſſeln Napoleoniſcher Gewaltherrſchaft, die patriotiſche Erhebung der ganzen Nation und die Gegenbeſtrebungen

der Fürſten des durch die Schlacht bei Leipzig geſtürzten Rheinbundes in Erinnerung gebracht. Es zeigte ſich, in welcher Weiſe die bevorrechteten Stände durch das Organ der Jeſuiten die Zuſtände herzuſtellen ſuchten, wie ſie vor dem Untergange des Deutſchen Reichs beſtanden, und ſo die Ströme Bluts, welche die Befreiung gekoſtet, in den Sand laufen zu laſſen alles Ernſtes ſich bemühten.

Dieſen unglaublichen Beſtrebungen gegenüber bildete ſich in den höhern Sphären des politiſchen Lebens eine patriotiſche Partei, die aus den beſten und einflußreichſten Männern der Nation beſtand. — Da jene Beſtrebungen und dieſe Gegenbeſtrebungen weſentlich zur Entwickelungsgeſchichte des deutſchen Volks gehören, ſo glaubte ich den Kampf der beiden Parteien, wie er unter meinen Augen vorgegangen, beſonders hervorheben zu müſſen. Es iſt dieſes in dem 4. Kapitel, welches die Ueberſchrift trägt „Erinnerungen aus den Zeiten der Anfänge des deutſchen Bundestags", in der Weiſe geſchehen, daß ich der täuſchungsvollen Rede, womit der öſterreichiſche Präſidialgeſandte den Bundestag eröffnete, die Kritiken derjenigen Bundestagsgeſandten gegenüberſtellte, die ſcharfſichtig genug waren, um ſich nicht täuſchen zu laſſen, obwol ein Meiſter der ſchweren diplomatiſchen Täuſchungskunſt die Rede mit ſorgfältiger Berückſichtigung aller Erwartungen des deutſchen Volks ausgearbeitet hatte. Das Ergebniß war, daß ſtatt der Herſtellung der alten Zuſtände, welche die Jeſuiten betrieben, eine ganz neue allgemeine Organiſation des politiſchen und ſocialen Lebens des deutſchen Volks unumgänglich nothwendig ſei, folglich auch eine andere Stellung der Fürſten. Ueber

die Frage, welche Stellung den Fürſten, namentlich den Rheinbundsfürſten, anzuweiſen ſei, waren die Anſichten ſehr verſchieden; die Vertreter des radicalen Princips, deren es ſchon damals nicht wenige gab, ſprachen ihnen das Recht der politiſchen Exiſtenz ab, unter dieſen beſonders der Freiherr vom Stein. Die Vertreter des conſervativen Princips dagegen ſuchten aus der deutſchen Geſchichte zu beweiſen, daß die Erhaltung der Fürſten und ihrer Rechte im Intereſſe des deutſchen Volks liege, und waren der Meinung, daß die Erhaltung der Fürſten ſehr wohl mit einer heilſamen über alle deutſchen Stämme ſich erſtreckenden einheitlichen Verfaſſung in Einklang zu bringen ſei.

Der hervorragendſte unter den Vertretern der Fürſtenrechte war der Freiherr Karl Auguſt von Wangenheim. In der That ſpiegelte ſich in dem Geiſte dieſes Mannes die Entwickelungsgeſchichte des deutſchen Volks während der erſten Hälfte unſers Jahrhunderts mit bewundernswürdiger Klarheit. Ich glaube nicht, daß irgendein Staatsmann oder politiſcher Schriftſteller die wichtigſten Fragen der Zeit mit mehr Scharfſinn und Sachkenntniß durchdacht hat als Wangenheim. Welchen Nutzen hat das deutſche Volk aus der Theilung in mehrere kleinere und größere Staaten gezogen? Welche reelle Intereſſen knüpfen ſich an das Fortbeſtehen dieſer Staaten? Welche Gefahren würde die Beſeitigung der Fürſten mit ihren Höfen, ihrem Luxus und ihrer Souveränetät mit ſich führen? Iſt das neugeweckte politiſche Bewußtſein des deutſchen Volks wirklich von der Beſchaffenheit, daß es die Entfernung der Fürſten und ſomit ein Zerſchneiden

des Fadens ſeiner eigenen Geſchichte heiſcht? Welche politiſche Macht und Bedeutung haben die verſchiedenen Confeſſionen? Kann ein Staat, ohne ſich ſelbſt zu Grunde zu richten, eine beſtimmte Confeſſion zum Princip ſeiner Regierungsweiſe machen? Beruht die „Heilige Allianz" auf einer haltbaren Grundlage? — Das waren die Fragen, die Wangenheim mit dem Geſandten der Freien Stadt Bremen, zum Theil in meiner Gegenwart, erörterte und dabei Anſichten kund gab, deren Richtigkeit die Geſchichte nur zu ſehr beſtätigt hat. Mit Indignation und großer Entſchiedenheit ſprach er ſich über die Metternich'ſche Politik aus, deren Zielpunkte und Mittel er, wie kein anderer zur Zeit der Eröffnung des Bundestags, durchſchaute. Seine Weiſſagung, daß Metternich und ſeine Helfershelfer durch dieſe Politik zunächſt die geſunden Kräfte des politiſchen Lebens und Strebens der Nation vergiften und ſchließlich den öſterreichiſchen Staat ſelbſt zu Grunde richten werden, iſt ſeitdem in Erfüllung gegangen. — Das größte Hinderniß für die Ausbildung eines allgemeinen deutſchen Nationalgefühls erblickte Wangenheim in den Reſidenzſtädten. Dieſelben, ſagte er, ſind geſchichtlich geborene und erwachſene Individualitäten, und wie ſie unter dem Einfluß des Hofs entſtanden ſind, ſo ſind ſie auch in ihrer fernern Exiſtenz durch das Hofleben bedingt. Es knüpfen ſich daran allerlei Intereſſen, die ſich durch das ganze Land oder Ländchen wie ein Wurzelgewebe hindurchziehen. Der Trieb der Selbſterhaltung würde ſich mit größerer Kraft äußern, als unſere leichtfertigen politiſchen Projectmacher es ſich denken, wenn man das Hofleben der Reſidenzen antaſten wollte.

Aus dieſen kurzen Bemerkungen mögen meine Leſer entnehmen, weshalb ich dem Herrn von Wangenheim eins der größten Kapitel des vorliegenden fünften Theils meiner Schrift gewidmet habe.

Die Zeitabſchnitte, nach welchen ich die Begebenheiten des Jahrhunderts in Erinnerung zu bringen für zweckmäßig hielt, führten zu dem verhängnißvollen vierten Decennium, wozu die Saat in den vorhergegangenen reichlich ausgeſtreut worden war. Daſſelbe begann mit dem Umſturz des wiener Staatenſyſtems durch die Julirevolution und lenkte damit die europäiſche Geſchichte, vorzüglich auch die Deutſchlands, in eine neue höchſt gefährliche Bahn. Die Vernichtung des Legitimitätsprincips erſchütterte alle Throne in ihren Grundfeſten und zerriß die Bande der bisherigen internationalen Politik. Jeder Staat faßte ſich in ſeinen Sonderintereſſen zuſammen, deren ſchroffe Gegenſätze neue große Verbindungen faſt unmöglich machten. Was dem einen Staate förderlich war, war dem andern hinderlich. Nur wenn ein Staat übermächtig zu werden drohte, verbanden ſich die übrigen und bildeten Coalitionen, die wieder auseinander gingen, ſobald der Zweck erreicht war.

Dem denkenden Theile des deutſchen Volks drängte ſich die Frage auf, *welche* der beiden Großmächte kann Deutſchland, umgeben von Völkern, die es zu berauben trachten, in ſo verhängnißvollen Zeiten ſchützen? Hat es ſeinen ſicherſten Hor tin Oeſterreich oder in Preußen? Daß man nicht antworten konnte: „in beiden zuſammen!“ dafür hatte die Metternich-öſterreichiſche Politik, die ebendeshalb eine unheilvolle war, gründlich geſorgt. Dieſe

Betrachtung veranlaßte mich, die Verhältniſſe der beiden deutſchen Großmächte zueinander und zu Deutſchland in ihrer geſchichtlichen Entwickelung in dem 6. Kapitel einander gegenüberzuſtellen, und daneben den Einfluß der Parteibildungen in Frankreich auf die Parteibildungen in Deutſchland zu zeigen.

Als ich gegen Ende des vorigen und im Anfange des gegenwärtigen noch nicht vollendeten Jahres den vorliegenden Theil meiner „Wanderung" ſchrieb, hörte man in allen öffentlichen und Privatgeſellſchaften die Frage erörtern: woher ſtammt die Staatsgewalt? Es nahmen dieſe Erörterungen meiſtens die ſchlimme Wendung, daß man fragte: Woher ſtammt ſie entſchieden nicht? und dann durch Vorführung lebendiger Beiſpiele argen Misbrauchs der Staatsgewalt von ſeiten einzelner namentlich angeführter Fürſten zu beweiſen ſuchte, daß ſie in den Händen ſo gottloſer Fürſten unmöglich von Gott ſtammen könne. Dieſe den politiſchen Zeitgeiſt charakteriſirende Muſterung regierender Fürſten bewog mich, die Sache etwas umfaſſender und gründlicher zu betrachten, als es in unſern Zeitungen geſchieht und geſchehen kann. Von dieſem Standpunkte wolle der geneigte Leſer und Beurtheiler das 7. und letzte Kapitel mit der Ueberſchrift: „Revolutionäre Parteikämpfe in Deutſchland um die Frage: woher kommt alle Gewalt im Staate, und Umſturz der beſtehenden Verfaſſungen", auffaſſen. — Ein katholiſcher Theolog ultramontaner Richtung trifft mit wenigen Worten den Nagel auf den Kopf. In der jüngſt vom Herrn E. von Moy unter dem Titel „Die weltliche Herrſchaft des Papſtes und die rechtliche Ord-

mung in Europa" erſchienenen Schrift heißt es in S. 14: „Durch Werke der Ungerechtigkeit geht mit der Gnade auch der Glaube endlich verloren." Daran aber ſcheint Herr Moy nicht gedacht zu haben, daß ebendieſe Wahrheit auch auf das Papſtthum ihre Anwendung findet, und daß ſchon die Väter des Tridentiniſchen Concils in Simſon's Räthſel: „Speiſe ging aus von dem Freſſer und Süßigkeit von dem Starken", die Grundlage der Macht des Papſtthums erblickten. Sollte er letzteres bezweifeln, ſo braucht er nur die „Vera Concilii Tridentini historia contra falsam Petri Suavis Polani narrationem scripta et asserta a P. Sfortia Pallavicino, Societatis Jesu, postea S. R. Cardinale Presbytero" zur Hand zu nehmen. Da wird er gleich auf der erſten Seite den Beweis finden.

Wenn ich es nun unternehme, die Geſchichte der erſten zehn Regierungsjahre Friedrich Wilhelm's IV. zu ſchreiben, ſo werde ich mich dabei innerhalb des Kreiſes meiner eigenen Erfahrungen halten und die Beziehungen der Vorgänge, die ich ſelbſt erlebt habe, auf die allgemeine Geſchichte Deutſchlands nur andeutungsweiſe berühren, da ſie ja ohnehin von ſelbſt in die Augen ſpringen. Die Geſchichte der Jugendjahre des Königs, ſeiner Erziehung und ſeiner Regierung bis zur Revolution des Jahres 1848 iſt gewiſſermaßen die Geſchichte des deutſchen Volks, ein Zeitraum voll der gewaltigſten Bewegungen im politiſchen und kirchlichen Leben des deutſchen Volks. Der Regierungsantritt des Königs gab den Führern der verſchiedenartigſten Parteien das Signal zum gemeinſamen Angriff auf die preußiſche Krone. Nach achtjährigen

immer heftiger und kecker hervortretenden Anſtrengungen gelang es ihnen, unter Mitwirkung von Feigheit, Untreue und Verrath, die alten Ordnungen der ruhmreichen Monarchie zu brechen. Die Verſuche, auf den Trümmern neue Ordnungen zu begründen, haben nur noch größere Unordnungen herbeigeführt. Wer den bisherigen Gang nationaler Entwickelung eines Volks wie das deutſche verfolgt, wird kaum zweifeln, daß es auf eine radicale Umwandelung der politiſchen und kirchlichen Lebensanſchauungen hinausläuft. Welch ein Glück, daß dieſelben Parteikämpfe, welche Deutſchland in den Abgrund einer wilden Revolution zu ſtürzen drohten, Preußen ſchließlich als mäßigende Macht an die Spitze der Bewegungen geſtellt haben! Preußens gegenwärtige Regierung will auf Löſungen hinwirken, welche einerſeits den Forderungen des politiſchen Gleichgewichts der europäiſchen Staaten entſprechen, andererſeits allen gerechten Anſprüchen des deutſchen Volks und der deutſchen Fürſten genügen. Möge der Herr der Heerſcharen die Herzen der Völker und Fürſten in dieſem Sinne zur Eintracht lenken!

I.

Die Jugendjahre des Königs.

Wie alle ausgezeichnete Männer alter und neuer Zeit ihre Charakterbildung unter den Einflüſſen des geiſtigen Lebens in den Umgebungen ihrer Jugendjahre erhalten, ſo auch Friedrich Wilhelm IV. Es gehört daher weſentlich zu meiner Aufgabe, das Andenken an jene Zeiten der Schmach aufzufriſchen, wo Kaiſer und Könige in Dresden Napoleon, als ihrem anerkannten Herrn, ihre Huldigung in demüthigſter Haltung darbrachten. Auf den ausdrücklichen Wunſch Napoleon's waren auch Friedrich Wilhelm III. und der Kronprinz zu dieſer Huldigungsſcene erſchienen. Es war das ein folgenreicher Moment, ein Moment, in welchem wir die Haupturſache, die causa causalis der bald folgenden Befreiung Preußens und Deutſchlands zu ſuchen haben. Friedrich Wilhelm III. und der Kronprinz bewahrten nämlich unter den kniebeugenden deutſchen Fürſten eine ſo ſtolze Haltung, daß Napoleon ergrimmte und, da er auch ſeine Hoffnungen auf Preußens Beitritt zum Rheinbunde und auf eine Verſchwägerung der Bonaparte'ſchen Familie mit der Hohenzollern'ſchen vereitelt ſah, dem preußiſchen Staate in ſeinem Herzen Vernichtung

ſchwur, wobei er, der bisher überall ſiegreiche Eroberer, die Widerſtandskräfte des preußiſchen Volks kaum der Beachtung werth hielt. Aber dieſe Widerſtandskräfte erwieſen ſich ſo energiſch, daß der Kampf mit denſelben, der ſofort begann, zum Verderben des Welteroberers ausſchlug. Im Lichtglanze der großen Männer, die zu dieſem Kampfe begeiſterten und ihn leiteten, offenbarte ſich zugleich die ſittliche Corruption feiger Selbſtſucht, die ſich auch bei den höhern Ständen in Preußen wie in Deutſchland überhaupt während der Napoleoniſchen Gewaltherrſchaft eingeſchlichen hatte. Dies war namentlich auch der Fall bei Perſonen, welche die nächſte Umgebung Friedrich Wilhelm's III. bildeten.

Einen Blick in die damaligen Zuſtände des preußiſchen Staats eröffnet uns die merkwürdige Denkſchrift, welche der Freiherr vom Stein im April 1806 an den König richtete. Es verdient beſonders bemerkt zu werden, daß dieſelbe auch der Königin nicht verborgen blieb und ſpäter dem Kronprinzen zu ernſten Betrachtungen Veranlaſſung und Stoff gab. „Der preußiſche Staat", heißt es in dieſer Denkſchrift, „hat keine Staatsverfaſſung, die oberſte Gewalt iſt nicht zwiſchen dem Oberhaupt und den Stellvertretern der Nation getheilt. Er iſt ein ſehr neues Aggregat vieler einzelner durch Erbſchaft, Kauf und Eroberungen zuſammengebrachter Provinzen. Die Stände dieſer Provinzen ſind örtliche Corporationen. — Da der preußiſche Staat keine Staatsverfaſſung hat, ſo iſt es um ſo wichtiger, daß ſeine Regierungsverfaſſung nach richtigen Grundſätzen gebildet ſei, und da er nur eine durch den Gang der Zeit untergrabene Ver-

faſſung beſitzt, ſo iſt es nothwendig, eine dem gegenwärtigen Zuſtande der Dinge angemeſſene Umformung vorzunehmen. — Nach der geſetzlich beſtehenden Regierungsverfaſſung iſt der Inbegriff der ganzen Staatsverwaltung vertheilt zwiſchen den Hauptdepartements, der Militärbehörde, dem Cabinetsminiſterium, dem Generaldirectorium, dem Juſtizminiſterium und der ſchleſiſchen Miniſterialbehörde. Der Vereinigungspunkt ſämmtlicher Departements iſt der Staatsrath, der gegenwärtig aus 15 Mitgliedern beſteht; er iſt aber gegenwärtig auf wenige nicht bedeutende Geſchäfte eingeſchränkt, und kann in Hinſicht auf Anſehen und Wirkſamkeit als nicht exiſtirend betrachtet werden. Friedrich Wilhelm I. herrſchte ſelbſtändig, berathſchlagte, beſchloß und führte aus durch und mit ſeinen verſammelten Miniſtern. Er bildete die noch vorhandene Verwaltungsbehörde und regierte mit Weisheit, Kraft und Erfolg. — Friedrich der Große regierte ſelbſtändig, verhandelte und berathſchlagte mit ſeinen Miniſtern ſchriftlich und durch Unterredung, und führte durch ſie aus. Seine Cabinetsräthe ſchrieben ſeinen Willen, waren aber ohne Einfluß. Er beſaß die Liebe der Nation, die Achtung ſeiner Bundesgenoſſen und das Zutrauen ſeiner Nachbarn. Friedrich Wilhelm II. regierte unter dem Einfluß eines Favoriten und ſeiner Umgebungen. Sie treten zwiſchen den Thron und ſeine ordentlichen Rathgeber. — Gegenwärtig (alſo unter Friedrich Wilhelm III.) verhandelt, berathſchlagt, beſchließt der Regent mit ſeinem Cabinet, d. h. mit dem den Cabinetsmitgliedern affiliirten Grafen von Haugwitz; und ſeine Miniſter machen Anträge und führen die in

dieſer Verſammlung gefaßten Beſchlüſſe aus. Es hat ſich alſo unter der jetzigen Regierung eine neue Staatsbehörde gebildet, die kein geſetzliches und öffentlich anerkanntes Daſein hat. Sie hat alle Gewalt, die endliche Entſcheidung aller Angelegenheiten, die Beſetzung aller Stellen, aber keine Verantwortlichkeit, da die Perſon des Königs ihre Handlungen ſanctionirt. Der Monarch ſelbſt lebt in einer gänzlichen Abgeſchiedenheit von ſeinen Miniſtern, er ſteht mit ihnen weder in unmittelbarer Geſchäftsverbindung noch in der einer beſondern Correſpondenz. Eine Folge dieſer Lage iſt Einſeitigkeit in den Eindrücken, die er erhält, in den Beſchlüſſen, die er faßt, und Abhängigkeit von ſeinen Umgebungen. Aber vielleicht mildert die ſubjective Zuſammenſetzung dieſer neuen Staatsbehörde des Cabinets das Fehlerhafte der Einrichtung? Im Gegentheil, das Cabinet beſteht aus den beiden Cabinetsräthen Beyme und Lombard und den mit ihnen vereinigten und von ihnen abhängigen Miniſter Grafen von Haugwitz. Beyme beſitzt Kenntniſſe der Rechtsgelehrſamkeit; mit den zur Leitung der innern Staatswirthſchaft nöthigen Kenntniſſen iſt er nicht im mindeſten vertraut. Das neue Verhältniß, in welches er als Cabinetsrath trat, machte ihn übermüthig und abſprechend, die gemeine Aufgeblaſenheit ſeiner Frau war ihm nachtheilig, ſeine genaue Verbindung mit der Lombard'ſchen Familie untergrub ſeine Sittenreinheit, ſeine Liebe zum Guten und verminderte ſeine Arbeitskraft.

„Der geheime Cabinetsrath Lombard iſt phyſiſch und

moraliſch gelähmt und abgeſtumpft*), ſeine Kenntniſſe beſchränken ſich auf franzöſiſche Schöngeiſterei, die ernſten Wiſſenſchaften, die die Aufmerkſamkeit des Staatsmanns und des Gelehrten an ſich ziehen, haben dieſen frivolen Menſchen nie beſchäftigt. Seine frühzeitige Theilnahme an den Orgien der Rietz'ſchen Familie, ſeine frühe Bekanntſchaft mit den Ränken dieſer Menſchen haben ſein moraliſches Gefühl erſtickt und an deſſen Stelle eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen das Gute und Böſe geſetzt.

„Die Zuſammenſetzung des Cabinets erſetzt alſo nicht durch ſeine Eigenſchaften das Fehlerhafte der Einrichtung ſelbſt, und eine nothwendige Folge der Unvollkommenheit der Einrichtung und der Auswahl der Perſonen iſt: das Misvergnügen der Bewohner dieſes Staats über die gegenwärtige Regierung und die Nothwendigkeit einer Umänderung.“

Daran knüpft dann Stein den Plan einer neuen Verfaſſung für Preußen, die im weſentlichen derjenigen entſpricht, welche ſeit Errichtung des Deutſchen Bundes alle deutſchen Staaten gewünſcht und mit ſtets zunehmender Klarheit und Entſchiedenheit zu erringen geſucht haben. Darum iſt der Freiherr vom Stein der Mann des deutſchen Volks und das Ideal der liberalen Partei.

Daß der König ſo harte, ihn perſönlich treffende Wahrheiten, wie Stein ſie in der Denkſchrift unumwunden,

---

*) Als ſolchen und als einen Mann von verächtlichen ſittlichen Grundſätzen habe ich ihn perſönlich lange vor meiner Berufung in den preußiſchen Staatsdienſt in Ems kennen gelernt.

faſt ſchonungslos, ausſpricht, nicht beifällig aufnahm, iſt ſehr erklärlich; es bleibt aber immer zu bedauern, daß in dieſer ſo kritiſchen Periode einem ſo hellſehenden und energiſchen Manne wie Stein das Ruder des Staats nicht in die Hand gegeben werden konnte, was er ſelbſt durch die harten Ausdrücke ſeiner ſittlichen Indignation zu einer Unmöglichkeit gemacht hatte. Aber Wahrheit war es, was er ausſprach, und wie breit und tief die moraliſche Verſunkenheit, die er an Lombard, Beyme und Haugwitz ſchildert, ſich bei einem großen Theile der Beamten und höhern Offiziere eingeniſtet hatte, haben die gleich darauffolgenden Vorgänge nur zu deutlich bewieſen. Vergebens verſuchte Beyme eine Vertheidigung der Cabinetsregierung. Stein wies ihn mit ſchlagenden Gründen in die Nichtigkeit zurück. In der That iſt die Geſchichte der Wirkſamkeit Stein's im preußiſchen Staatsdienſte und demnächſt im Dienſte des deutſchen Volks mit der Geſchichte der Freiheitskriege und der darauffolgenden Zeit ſo verflochten, daß ſich darin das Elend des deutſchen Volks in erſchrecklicher Weiſe abſpiegelt. Welchen Sturm erregte nicht Stein's ſpätere Denkſchrift über Deutſchlands künftige Verfaſſung und die Denkſchrift über die Bildung eines Verwaltungsraths für Deutſchland! Da zeigte es ſich, wie tief in den Herzen bevorrechteter Stände die Vorurtheile wurzeln, aus welchen ſie dann eine rechtliche Begründung ihrer Vorrechte, als dieſe ihnen ſtreitig gemacht wurden, ableiten zu können glaubten. Stein war es, der ihnen dieſe ſtreitig machte, weil er in denſelben das weſentlichſte Hinderniß einer geſunden Entwickelung des deutſchen Volks erblickte. Dar-

aus kann man ſich ſeinen übertriebenen Haß gegen die kleinern deutſchen Fürſten, und dieſer gegen ihn erklären. In einem Briefe an den hannoveriſchen Miniſter Grafen Münſter nannte er die deutſchen Fürſten „Lumpengeſindel", und bei einem Familienfeſte am ruſſiſchen Hofe ſagte er der Kaiſerin-Mutter ins Geſicht: nicht der deutſchen Nation habe ſie ſich zu ſchämen, wol aber ihrer Vettern, der deutſchen Fürſten. Dieſelben Geſinnungen gaben ſich in der Denkſchrift kund, welche er in der Mitte des Jahres 1812 dem Kaiſer Alexander einreichte. Noch deutlicher ſprach er ſeine Meinung über das Verhältniß der deutſchen Fürſten zum Volke aus in einem Briefe vom 6. October 1811 an den Grafen Münſter. „Der allgemeine Unwille", ſchreibt er, „hat auch in Deutſchland die Bande, die den Unterthan an den Fürſten knüpfen, gelöſt. Man ſieht in ihnen entweder feige Flüchtlinge, die, nur für ihre Erhaltung beſorgt, ſich durch Flucht retteten, taub gegen die Forderungen der Ehre und Pflicht, oder betitelte Sklaven und Untervögte, die mit dem Gut und Blut ihrer Unterthanen eine hinfällige Exiſtenz erbetteln, daher enſteht der Wunſch nach einer Verfaſſung, auf Einheit, Kraft und Nationalität gegründet; jeder große Mann, der ſie herzuſtellen fähig wäre, würde der Nation, die ſich von den Mittelmächten abgewendet hat, willkommen ſein. Die Individualität der Fürſtenhäuſer ſelbſt iſt herabgeſunken, durchaus herrſcht in ihnen Erbärmlichkeit, Schwäche, niederträchtige, kriechende Selbſtſucht." Ebenſo äußert er ſich in einer Denkſchrift, die er am 18. Juni 1812 dem Kaiſer Alexander überreichte.

In E. M. Arndt hatte Stein den Mann des deutſchen Volks erkannt. Wie er denſelben für ſeine deutſchen patriotiſchen Zwecke benutzt hat, und mit welchem Feuer, mit welchem Erfolge derſelbe Stein's Erwartungen entſprochen hat, iſt allgemein bekannt.

In den Verfolgungen, die Arndt wegen ſeiner patriotiſchen Kundgebungen von der reactionären Fürſtenpartei des Aachener Congreſſes zu erdulden hatte, und in ſeinem Triumph, den er als Mann des Volks ſchließlich über dieſe Partei feierte, ſpiegelt ſich die Geſchichte des deutſchen Volks in dieſer Periode. Ziehen doch die Fürſten ſelbſt gegenwärtig an ſeinem Triumphwagen, zum Zeugniß, daß ſie ihrer Sache nicht trauen.

So hat ſich die alte Wahrheit, daß in Zeiten wirrer Partei- und Principienkämpfe dasjenige Princip den Sieg davonträgt, um welches ſich die Mehrheit der Nation ſchart, auch in unſerer Zeit bewährt. Iſt doch eins der kräftigſten und wirkſamſten Principien, welche die vorangehende Periode beherrſchten, das Princip, die ganze ſociale Ordnung unter dem Despotismus der Souveränetät zu feſſeln und zu regeln, ſeit 1806 im deutſchen Volk unwiederbringlich verloren gegangen.

„Wie ein Dieb in der Nacht", ſagt W. H. Riehl, ein Meiſter in gründlicher Auffaſſung und anſchaulicher Darſtellung ſocialer Zuſtände, in ſeiner Schrift „Die bürgerliche Geſellſchaft", „wie ein Dieb in der Nacht kommt in der geſchichtlichen Entwickelung des Menſchengeſchlechts eine neue ungeahnte Lebensmacht über die Lenker der Dinge und vereitelt alle Vorausſicht und alle Vorkehrungen ihrer Staatsweisheit. So geſchah es 1848. Da

wurde es thatſächlich klar, daß das ſociale Leben das politiſche überwunden habe, und daß alle Anläufe zu einer politiſchen Geſammtverfaſſung Deutſchlands von dem Uebergewichte der ſocialen Intereſſen zu Boden gedrückt wurden. Die ſociale Revolution wartet nur noch auf ihren Luther, und wenn dieſer kommt, wird er Theſen an die Thore Deutſchlands anſchlagen, über welche man die kühnſten Entwürfe eines deutſchen Verfaſſungswerks mit ſammt Großdeutſchland und Kleindeutſchland vergeſſen wird, wie man einſt über die Theſen Luther's Kaiſer und Reich, Reichskammergericht und ewigen Landfrieden vergeſſen hat. Die deutſche Nation aber kann wol einen religiöſen Reformator hervorbringen, aber keinen politiſchen wie die franzöſiſche und die italieniſche." — So im weſentlichen Riehl. Hiernach würde der Luther, auf welchen die ſociale Reformation in Deutſchland wartet, keine einzelne Perſon, ſondern die große Thatſache einer Revolution ſein. Darauf deutet auch der Gang der deutſchen Geſchichte ſeit 1815 hin. Möchten doch die Fürſten der deutſchen Mittelſtaaten offene Augen für dieſen Gang der Entwickelung des deutſchen Volks haben!! „Denn das iſt die größte Plage, wenn am Tage man das Licht nicht ſehen kann", wie es in dem bekannten alten Kirchenlied „Hüter iſt die Nacht ſchon hin?" heißt. Vergegenwärtigen wir uns den Gang der Dinge, ſo fällt der Blick zuerſt auf die Quelle aller Uebel, mit welchen Europa, vorzüglich Deutſchland und Preußen, während der erſten Hälfte des Jahrhunderts zu kämpfen gehabt haben, auf den zweiten Pariſer Frieden. Der erſte Pariſer

Frieden beſchränkte Frankreich auf die Grenze von 1792 und man verabredete nähere Berathungen über Wiederherſtellung und neue Geſtaltung der einzelnen Staaten auf einem Fürſtencongreſſe zu Wien. Auf dieſem Congreſſe, der vom 14. November 1814 bis Juni 1815 tagte, machten ſich unvereinbare Anſprüche und nicht zu vermittelnde Widerſprüche geltend. Was der eine Staat wollte, wollte der andere nicht, was Preußen wollte, wollte Oeſterreich nicht; vor allem aber wollten die ehemaligen Rheinbundsfürſten ihre übel erworbenen Souveränetätsrechte ungeſchmälert verſichert wiſſen. Was in unſern Tagen ein Miniſter des Königs von Hannover ausſprach, war ſchon damals die Geſinnung der Rheinbundsfürſten; aber eine Volkspartei, welche dieſe Geſinnung mit ſo großem Erfolge verwerfen konnte, wie die gegenwärtige es gethan, war noch nicht da. Die Entſtehung und immer ſtärker hervortretende Machtentwickelung dieſer Partei bilden einen Kernpunkt der neuern Geſchichte des deutſchen Volks. Die auf den höchſten Grad geſteigerten Zwiſtigkeiten des Wiener Congreſſes riefen Napoleon aus ſeiner Verbannung zurück. Seine Wiedererſcheinung ſchreckte die größern Mächte auf und erweckte in den kleinern Hoffnungen verſchiedener keineswegs deutſch-patriotiſcher Art. Die Stimmungen in Frankreich, in Deutſchland und in andern Staaten, waren von ſo bedenklicher Beſchaffenheit, daß der kaum bezwungene Weltbeherrſcher mächtiger zu werden drohte als je vorher. Dies zwang die Mächte zur Vereinigung aller ihrer Kräfte zur Bekämpfung der plötzlich und ganz unerwartet aufgeſtiegenen großen Gefahr. Die Schlacht

bei Belle-Alliance entſchied Napoleon's Schickſal. Die Verbündeten zogen abermals als Sieger in die franzöſiſche Hauptſtadt ein und ſchloſſen den zweiten Pariſer Frieden, in welchem Frankreich auf die Grenzen von 1790 beſchränkt und ihm die Verbindlichkeit auferlegt wurde, 700 Mill. Fr. Kriegskoſten zu zahlen und ein Heer der Verbündeten von 150000 Mann an der Nordgrenze zu unterhalten. Auf dem nun folgenden Wiener Congreſſe vollbrachte man die unheilvolle Abgrenzung und Organiſation der einzelnen deutſchen Staaten. Preußen hatte für Deutſchlands Befreiung die größten Opfer gebracht, ja ſeine ganze Exiſtenz auf das Spiel geſetzt, und mußte nun erleben, daß es ſchwächer aus dem ſiegreichen Kampfe hervorging, als es in denſelben eingetreten war. Das deutſche Volk hatte in dieſem Kampfe das Recht freier volksthümlicher Verfaſſungen erworben, und ſah ſich arg getäuſcht. Dies war der Urſprung der ſogenannten liberalen Partei, die nach und nach faſt allmächtig geworden iſt. Es war natürlich, daß man, als die Ergebniſſe des Wiener Fürſtencongreſſes bekannt wurden, mit rückſichtsloſer Kritik die Frage erörterte: wer iſt ſchuld an dem Verrath des deutſchen Volks? und daß patriotiſche Männer, wie Görres, Arndt, Bercht, Fries und andere, bei der Erörterung dieſer Frage in öffentlichen Blättern, das politiſche Bewußtſein der Nation aufſtachelten und bei einem Theile der Jugend gefährliche politiſche Leidenſchaften weckten, die ſich bis zu Mordthaten ſteigerten.

Die ſtärkſte Aufſtachelung des politiſchen Rechtsbewußtſeins erhielt aber die Nation durch die ſehr unpoli-

tiſchen polizeilichen Maßregeln zur Unterdrückung des nationalen Geiſtes, welche auf dem Aachener Congreſſe unter den Mächten vereinbart wurden. Die Verbindung der fünf Großmächte zur Erhaltung der Ruhe in Europa, Pentarchie genannt, artete bald in einen Druck aus, der beſonders in Deutſchland und Preußen eine allgemeine und ſo tiefgehende Unzufriedenheit erregte, daß ſie nicht paſſiv bleiben konnte. So ſchufen die Mächte, indem ſie die Ruhe erhalten wollten, die Revolution. Hierbei ſpielten Oeſterreich und Rußland die Hauptrolle. Preußen wurde infolge des zweiten Pariſer Friedens das fünfte Rad am Wagen. Der grelle Widerſpruch der „Heiligen Allianz" mit den bald folgenden thatſächlichen Erſcheinungen auf den kirchlichen und politiſchen Lebensgebieten gab dem Geiſte der Unzufriedenheit, mit welchem die Regierungen ſeitdem zu kämpfen hatten, die Weihe einer rechtmäßigen Geburt. Aber der Gang des Kampfes unter den folgenden Ereigniſſen bewies den Regierungen, wie ſchwach ihre vereinigten polizeilichen Kräfte jenen Kräften gegenüber waren. In einem Zeitraum von 15 Jahren kam es dahin, daß einer der gründlichſten Geſchichtſchreiber und bekannteſten Staatsmänner unſerer Zeit den Zeitgenoſſen die traurigſte Zukunft weiſſagte. „Wenn Gott nicht wunderbar hilft", ſchrieb er am 5. October 1830, alſo in der Mitte des vierten unheilvollen Decenniums, „ſo ſteht uns eine Zerſtörung bevor, wie die römiſche Welt ſie um die Mitte des 3. Jahrhunderts erfahren hat: Vernichtung des Wohlſtandes, der Freiheit, der Bildung und der Wiſſenſchaft." — Ich habe die ungeheuern Aufregungen, welche die Julirevolution in

ganz Europa verurſachte, im dritten Theile meiner „Wanderung“ aus eigener Erfahrung ausführlich beſchrieben. Die Mächte des Wiener Congreſſes ſtießen die Grundſäulen ihres Gebäudes, das Legitimitätsprincip, um, indem ſie alle nacheinander den ſehr unlegitimen König der Julirevolution anerkannten, Englands verwitweter Schwiegerſohn ſchloß ein Ehebündniß mit der Tochter dieſes Königs und wurde König der Belgier. Lord Brougham erklärte im engliſchen Parlament: „Die Frage einer Allianz oder Nichtallianz mit Frankreich hänge zu allen Zeiten von den Umſtänden ab, in denen man ſich befinde.“ Wo war nun noch ein Halt? Alle fühlten, viele erkannten die ſchreckliche Bedeutung der Julirevolution, und diejenigen, welche den innern Gang der Geſchichte, die Kette der Urſachen und Wirkungen erforſcht hatten, weiſſagten ein Jahrhundert voll großer Umwälzungen. Der geſammte Inhalt des ſocialen Lebens verwandelte ſich dieſen Männern in lauter Fragen, die der Scharfſinnigſte unter ihnen ſich nur in einer Weiſe beantworten konnte, die ihn ſelbſt ſo erſchreckte, daß er vor Kummer darüber ſtarb. Niebuhr war es, der die oben angeführten Worte unter dem Eindruck der Julirevolution ſchrieb. Die leichtfertigen Politiker jener Zeit ſpotteten ſeiner Weiſſagung und nannten ihn einen Staatshämorrhoidarius, einen alten Hypochondriſten, der alles ſchwarz ſehe, u. ſ. w.; was aber in den 20—30 Jahren, die ſeit dem Tode des großen Mannes verfloſſen ſind, geſchehen iſt, widerlegt ſeine Befürchtungen nicht, beſtätigt ſie vielmehr. Man werfe einen Blick auf die großen politiſchen Fragen,

welche die europäiſchen und die deutſchen Politiker in dieſem Augenblick beſchäftigen.

Da Niebuhr auf die politiſche Bildung des Königs einen großen Einfluß geübt hat, einen größern vielleicht als irgendein anderer unter den Männern, denen er ſein Vertrauen ſchenkte, ſo werden meine Leſer, d. h. die jüngere Generation, für welche ich ſchreibe, es nicht ungehörig finden, wenn ich etwas länger bei dieſem merkwürdigen Manne verweile. Stein nannte ihn einen „unverſiegbaren Quell des claſſiſchen Wiſſens“ und ſchildert ſeinen Charakter als „ſanft und liebend“. In dieſer Seite ſeines Charakters lag der Anknüpfungspunkt ſeines Verhältniſſes zum Kronprinzen. Daß aber Niebuhr die Zuſtände im Sommer 1810 nicht ſo ſanft und liebend beurtheilte, ſprach er in einem Brief an Stein aus, wo es heißt: „Ein Miniſterwechſel, welcher das Reich dünkelvoller Egoiſten beendigt hat, gründet dasjenige einer noch ſchlechtern Raſſe. Was ſagen Ew. Excellenz zu Scharnweber und Oelſen, als den Begeiſterern des durchaus unfähig gewordenen, durch die Kabrun'ſche Schrift zu einer finanziellen Tollheit inſtigirten Herrn von Hardenberg? Zu dem Fürſten Wittgenſtein, als ſeinem anerkannten Patron, unter deſſen Schutz und durch deſſen Schliche er in das Gelobte Land des Miniſteriums zurückgekehrt iſt? Stumm muß man werden bei der Frechheit, womit die flachſte Unwiſſenheit Orakel verkündigt, bei der Selbſtzufriedenheit, womit dieſer ſchwache Thor ſich unter den Klippen Glück wünſcht, worauf ſeine ungeſchickte Hand das morſche Schiff in wenigen Tagen unfehlbar werfen wird.“ Das war auch

das Urtheil aller urtheilsfähigen Patrioten jener Zeit, unter welchen Niebuhr unſtreitig einer der ſcharfblickendſten war. Er hatte den gewaltigen Umſchwung in dem kirchlichen und politiſchen Leben der Völker, der ſeit dem Ausbruche der Franzöſiſchen Revolution in raſcher Folge ſtattgefunden, mit der ihm eigenthümlichen ſcharfen politiſchen Urtheilskraft mit durchlebt. Das europäiſche Staatenſyſtem war durch dieſe Revolution und demnächſt durch Napoleon, ihr misgeſtaltet Zwitterkind, in ein Chaos verwandelt. Es gab zur Zeit der Freiheitskriege keinen Staat in Europa, deſſen Grenzen und innere Verhältniſſe nicht verändert, zerrüttet und ſchwankend geworden wären. Deutſchland, an deſſen Schickſal das Schickſal Europas immer geknüpft war, hatte aufgehört ein Reich zu ſein; das linke Rheinufer und Holſtein wurden abgeriſſen; Oeſterreich eines großen Theils ſeiner Erbländer beraubt; Preußen faſt ganz zertrümmert ſeufzte unter dem unbarmherzigen tyranniſchen Druck Napoleon's; mitten in Deutſchland zwei aus der Beraubung deutſcher Fürſten gebildete franzöſiſche Königthümer: Weſtfalen und Sachſen; ſämmtliche deutſche Fürſten herabgewürdigt zu Satrapen des franzöſiſchen Univerſalmonarchen. Welches deutſche Herz hätte dieſen ſchmählichen Verfall der ehemals ſo ruhmreichen und mächtigen Nation nicht tief empfinden ſollen. Niemand empfand ihn tiefer als Niebuhr; ſelbſt Stein nicht, der zu voll bittern und auf Vernichtung ausgehenden Zorns gegen die deutſchen Fürſten war, die ſich und ihr Volk in dieſe Sklaverei hineingeſündigt hatten, und nun das Sklavenjoch mit zuvorkommender, kniebeugender Sklavenmiene trugen, als daß

er ſich einem reinen, ungetrübten, patriotiſchen Schmerze hätte hingeben können. Man kann ſich denken, mit welcher Theilnahme Niebuhr in ſeinem deutſchen Herzen die Geſchichte der Freiheitskriege verfolgte, und wie er den Jubel des deutſchen Volks theilte, als der Dränger durch die Heldenthaten der deutſchen Jugend, vorzüglich Preußens unter der Führung preußiſcher Helden, die ihr Leben einſetzten, aus Deutſchlands Grenzen vertrieben und demnächſt in ſeiner Hauptſtadt vernichtet worden war. Wie durch einen Zauberſchlag ſtand ein deutſches Volk wieder da. Nie hatte ſich der deutſche Nationalgeiſt herrlicher geoffenbart als in dieſen Freiheitskriegen. Es folgten die Congreſſe und Bundestagsbeſchlüſſe, und bewährten die alte Ariſtoteliſche Wahrheit: „wo eine ſchwererrungene Freiheit eine Zeit lang unterbrochen wird, pflegt ein heftigerer Widerſtand und eine ſtärkere Reaction einzutreten, als wo ſie ganz verloren iſt, und daß eine ſchwer wiedererrungene Freiheit, die durch Gewaltmaßregeln und diplomatiſche Künſte getäuſcht wird, ſich durch radicale Revolutionen zu rächen pflegt.“ Dies war im weſentlichen das Thema der Vorleſungen Niebuhr's über die Franzöſiſche Revolution. Die Napoleoniſche Idee einer Weltherrſchaft, die ſich gleich nach der Erhebung des großen Mannes zum Erſten Conſul unzweideutig genug kund gab, leitete zuerſt Niebuhr's Aufmerkſamkeit auf den Gang der politiſchen Angelegenheiten der europäiſchen Völker, beſonders Preußens und Deutſchlands. Mit welcher Beſorgniß er die Entwickelung der Napoleoniſchen Eroberungen betrachtete, beweiſt ſeine Ueberſetzung der erſten Rede des Demoſthenes gegen

Philippus, die er im Jahre 1805 dem Kaiſer Alexander mit dem Zurufe: „Wache auf, der du ſchläfſt“ überſandte. Da er in Preußen und in dem preußiſchen Geiſte den ſicherſten Hort und Schutz Deutſchlands erblickte, trat er ſchon 1806 in preußiſchen Staatsdienſt, nachdem er vorher als Secretär des däniſchen Finanzminiſters Schimmelmann reichliche Gelegenheit gehabt hatte, ſich mit der Staatsverwaltung und dem innern Leben verſchiedener Staaten, beſonders auch Preußens, bekannt zu machen. Sein politiſcher Scharfblick erkannte, daß in den finanziellen Verhältniſſen eines Staats die Hauptbedingungen ſeines Beſtehens und der Entfaltung ſeiner Kräfte nach innen und nach außen liegen. Die Wahrheit dieſes politiſchen Grundſatzes erblicken wir gegenwärtig in dem höchſt traurigen Zuſtande der öſterreichiſchen Monarchie. Allen Kennern der neuern Geſchichte Preußens iſt es bekannt, wie eingreifend und erfolgreich Niebuhr's Wirkſamkeit im preußiſchen Staatsdienſte als Mitglied des Finanzminiſteriums in den Zeiten der Noth war; daß er aber über die finanzielle Seite der Staatsverwaltung die innern Angelegenheiten nicht aus den Augen verlor, beweiſen ſeine Flugſchriften aus jener Zeit, namentlich die Schriften: „Preußens Recht gegen den ſächſiſchen Hof“ und „Ueber geheime Verbindungen im preußiſchen Staat und deren Denunciation“. Einen ſehr lebhaften Antheil nahm er an den wiener Verhandlungen über Herſtellung eines haltbaren europäiſchen Staatenſyſtems, wobei er ſeinen kritiſchen Blick auf Preußens und Deutſchlands Zukunft richtete. Wie das Ergebniß derſelben die Unzufriedenheit im deutſchen

Volk ſteigerte, ſo vorzüglich auch Niebuhr's Beſorgniſſe, da er ja vor allen andern die Unhaltbarkeit dieſes Ergebniſſes durchſchaute. Unter dieſen aufregenden Beſorgniſſen begann Niebuhr's Einfluß auf die politiſche Bildung des Kronprinzen, auf welchen wegen ſeiner Geiſtes- und Gemüthsanlagen, die ſich früh kund gaben, die verſchiedenſten kirchlichen und politiſchen Parteien ihre Hoffnungen ſetzten, ein Umſtand, der dem General von Aſter zu großen Beſorgniſſen Veranlaſſung gab, die ſich ſpäter als nur zu begründet erwieſen. Dieſe ſich gegenſeitig widerſprechenden Parteierwartungen begleiteten den Kronprinzen bis zu ſeiner Thronbeſteigung; und als ſie ſich alle getäuſcht ſahen, vereinigten ſie ſich, um der Durchführung ſeines Regierungsſyſtems alle möglichen Hinderniſſe in den Weg zu legen. Es ſpringt in die Augen, von welcher Wichtigkeit die politiſche Bildung des Kronprinzen unter ſolchen Parteiungen war. Wahrſcheinlich waren es patriotiſche Freunde, welche die Zuſtände der Gegenwart kannten und die Hoffnungen auf eine beſſere Zukunft thatſächlich zu begründen ſich vorgenommen hatten, die früh des Kronprinzen Aufmerkſamkeit auf Niebuhr lenkten. Gewiß iſt, daß häufige Beſprechungen über die politiſchen Vorgänge mit Niebuhr lange vor deſſen Wirkſamkeit in Bonn ſtattgefunden haben. Mein Gewährsmann iſt ein dem Kronprinzen in ſeiner Jugend nahe ſtehender und zugleich mit Niebuhr befreundeter Mann, der Geheimerath Süvern, ſpäter Director im Altenſtein'ſchen Miniſterium. Die vertraulichen Mittheilungen, deren mich dieſer Mann zuerſt in Kreuznach, dann bei einem zweiten Zuſammen-

treffen mit ihm in Ems, würdigte, klärten mich nicht lange nach meinem Eintritt in den preußiſchen Staatsdienſt über die Zuſtände in den Jahren von 1806—15 auf, gaben mir den Leitfaden zu eigenen weitern Nachforſchungen in die Hand und leiteten meine Aufmerkſamkeit in dem Maße auf Niebuhr, daß ich ſeine von einem ſeiner bedeutendſten Schüler anchgeſchriebenen Vorleſungen in Bonn in meinen Beſitz zu bringen ſuchte. Das handſchriftliche Exemplar übergab ich ſpäter dem Sohne Niebuhr's, der es bei der Veröffentlichung dieſer Vorleſungen benutzt hat. Ebendieſe jetzt gedruckten Vorträge über die Geſchichte des Zeitalters der Revolution beweiſen, wie tief Niebuhr in dieſe Zeiten der Zerſtörung aller beſtehenden Verhältniſſe hineingeſchaut hatte, und wie treffend er die Charaktere der handelnden Hauptperſonen zu zeichnen verſtand. In der That hätte der Kronprinz einen beſonnenern und einſichtigern Lehrer in der Politik auf der ganzen Welt nicht finden können als Niebuhr. Und wie ſehr bedurfte er bei ſeiner höchſt ſchwierigen Aufgabe eines ſolchen Lehrers! Ein Rückblick auf die damalige Lage Deutſchlands zeigt uns dieſe bis an die Grenzlinie des Möglichen und Unmöglichen gehende Schwierigkeit. Nachdem die deutſchen Fürſten den Rheinbund geſchloſſen und unter Napoleon's Protectorat geſtellt hatten, begann der Vernichtungskrieg gegen Preußen, für welchen es nicht gerüſtet war. Das Heer beſtand aus Miethſoldaten; nur der Adel befähigte zu Offizierſtellen, während der gemeine Soldat herabwürdigenden Leibesſtrafen unterworfen war. Sparſamkeit war löblich und ſelbſt nothwendig; ſie wurde aber

nur auf die gemeinen Soldaten angewandt. Die Bewaffnung war ſchlecht, Nahrung und Kleidung unter dem Nothdürftigen, dagegen die Einnahme der höhern Offiziere vom Compagniechef an in Friedenszeiten unverhältnißmäßig hoch, dadurch die höhern Offiziere für Erhaltung des Friedens befangen, die Verabſchiedung kraftloſer und unfähiger Befehlshaber der Rückſicht auf Penſionserſparniß untergeordnet, daher faſt ſämmtliche höhere Offiziere bis zum Stabskapitän herab alt und gebrechlich. — So ſchildert den Zuſtand des Heeres ein Augenzeuge, der General von Clauſewitz, Adjutant des Prinzen Auguſt und ſpäter Freund und Gehilfe Scharnhorſt's bei der Umbildung des Heeres. Daraus läßt ſich die Niederlage bei Jena erklären, welche ganz Preußen der grauſamen Willkür des Siegers überlieferte. Die meiſten Feſtungen wurden dem Feinde faſt ohne Widerſtand übergeben, unter dieſen das Bollwerk des Landes, Magdeburg, welches Kleiſt und Wartensleben an der Spitze von 19 Generalen, die zuſammen 1300 Jahre zählten, zu vertheidigen hatten. Der Gouverneur von Berlin, Graf Schulenburg-Kehnert, erklärte Ruhe für die erſte Bürgerpflicht und forderte damit zur widerſtandsloſen Hingabe der Hauptſtadt mit allen ihren ſehr bedeutenden Kriegsmitteln auf.

Nicht beſſer ſtand es mit den bevorrechteten Ständen. Im Jahre 1811 berief der Staatskanzler von Hardenberg eine Verſammlung dieſer Stände aus allen Provinzen. Sechzig Abgeordnete fanden ſich ein, meiſtens Rittergutsbeſitzer, wenige von Städtern und Bauern. Der Staatskanzler eröffnete die Verſammlung mit einer Rede,

worin er die Abſicht des Königs verkündigte: „vermittelſt ſtändiſcher Vertretung nicht blos Gehorſam, ſondern Ueberzeugung bei ſeinen Unterthanen hervorzubringen und das Syſtem perſönlicher Freiheit, freien Gebrauchs der Kräfte, gleicher Tragung der Staatslaſten, der Gleichheit vor dem Geſetze, gleicher Berechtigung des Verdienſtes ohne Rückſicht auf Stand, einer geordneten kräftigen Verwaltung und der Bildung eines auf Erziehung und Religioſität geſtützten Nationalgeiſtes" als Grundlage einer neuen Verfaſſung aufzuſtellen. — Sofort trat dieſen durchaus freiſinnigen und zeitgemäßen Abſichten des Königs die Ritterſchaft mit leidenſchaftlicher Heftigkeit entgegen. In geſchloſſenen Reihen, an ihrer Spitze der Miniſter von Voß, drangen ſie auf den Staatskanzler ein und forderten völlige Herſtellung und Befeſtigung ihrer hergebrachten Rechte. Die Führer der Partei, unter dieſen namentlich der General von der Marwitz, gingen ſo weit, daß ſie alle Abgeordneten offen aufforderten, ſich allein auf das alte Recht einzulaſſen und jedes Eingehen auf Verfaſſungswidriges rundweg zu verweigern. Der Staatskanzler war nicht der Mann, dieſem Sturm zu widerſtehen. Er hatte ſich in den wichtigſten Zweigen der Verwaltung mit leichtſinnigen oder unkräftigen Gehilfen umgeben, deren einige ſeine Schwächen misbrauchten, um die von der öffentlichen Meinung verworfenen Männer wieder hervorzuziehen und zu heben. Da es ihm ſo an jener Feſtigkeit und Beſtimmtheit des Willens fehlte, die aus der Unterordnung

aller perſönlichen Rückſichten unter einem für gut und nothwendig erkannten Zweck hervorgeht, und da ihm überdies auch die Unterſtützung, die er von gewiſſen Perſonen der ſogenannten Hofpartei erwartete, ausblieb, ſo ließ er die Abſichten des Königs im Stich und ergriff das Haſenpanier. Niebuhr erkannte, daß der Kronprinz jedenfalls noch als König mit dieſer Partei zu kämpfen haben werde, und unterließ gewiß nicht, als die entgegengeſetzte Partei überwuchernd hervortrat, ihn auf die wahren zeitgemäßen Rechte beider Parteien aufmerkſam zu machen. Es iſt bekannt, daß das Studium des Plato und Ariſtoteles nicht ohne Einfluß auf Niebuhr's politiſche Grundſätze geblieben, und daß er von dieſen die Ueberzeugung ſich angeeignet, daß ohne gleiche Gerechtigkeit nach allen Seiten hin kein Staat regiert werden könne. Er war danach kein Feind des Adels, ſondern tadelte ihn nur, inſofern die Richtungen deſſelben in einem zu ſchroffen Gegenſatz gegen den Geiſt und die Bedürfniſſe der Zeit traten. Die Vergleichung der Geſinnungen und Beſtrebungen dieſer Partei in damaliger Zeit mit denen in der gegenwärtigen überlaſſe ich jüngern Kräften.

Ein Brief der Prinzeſſin Wilhelm an Stein aus dem Jahre 1811 verdient hier angeführt zu werden, weil er uns zeigt, wie die religiöſe Verkommenheit der höchſten Stände jener Zeit, welche mit der ſittlichen ſtets Hand in Hand geht, von einem edeln weiblichen Gemüthe aufgefaßt wird. — „Wenn ich", ſchreibt die hohe Dame, „die Aufklärung und Gebildetheit unſers Zeitalters loben höre und rühmen, und mir ſo klar ſcheint, daß der alte gerade Weg ſoviel eher zum Ziele

führte wie unſere geregelten, die doch ſo krumm laufen, ſo wird mir angſt und bange. Schlicht und feſten Glaubens ſteht in meinem Herzen der Unterſchied der Religion und der Philoſophie geſchrieben; ich kann zwar von letzterer nicht anders urtheilen wie von ihren Wirkungen, aber ich habe in mir einen Grund, der mir die erſtere ſo unendlich hoch über die andere ſetzt, — es kommen die Menſchen nämlich und disputiren darüber und ſagen, ob denn ein ſchönerer Grundſatz zu finden ſei in der ganzen Bibel wie der (der Kantiſchen Philoſophie): «Thue das Gute, um des Guten willen»? wie uneigennützig, wie groß und einfach das ſei! Meine geringe Meinung iſt aber, daß grade darin der Stolz der heutigen Menſchen ſich ausſpricht. Auch die Demuth, dünkt mir, ſteht dem ſchwachen Menſchen ſoviel beſſer an; und in dem Ausſpruche des Chriſtenthums, welcher dieſes charakteriſirt wie jener die Philoſophie, liegt ſo ganz der Unterſchied: «Thue das Gute, um der Liebe willen!» Welche Milde! Ja wenn der Hochmuthsſchwindel einmal vorüber iſt, dann, meine ich, werden ſchönere Sterne wieder leuchten."

Dieſer Hochmuthsſchwindel war indeſſen noch lange nicht vorüber; ſteigerte ſich vielmehr in dem Grade, daß er ſich durch Hegel in einen Engel des wahren Lichts verſtellte und die ganze gebildete Welt verführte. „Gott iſt die Liebe, Macht und Wahrheit, die Wahrheit der Geiſterwelt iſt durch ihn. Die Wahrheit, die Gott iſt, glimmt im Menſchengeiſte und wird ein lodernd Feuer durch die Wahrheit der Wirkungen Gottes in den Dingen auf Erden. Die Liebe

und Wahrheit lebt in mir, dem Menſchengeiſte, und iſt meines Schöpfers, den ich lieben muß, und iſt der wahre, heilige Geiſt, wider welchen ich nichts thun kann, ohne wider mich ſelbſt zu ſein.“ Dies war der Text, über welchen ich in den vierziger Jahren geiſtreiche Vorträge halten hörte, und zwar unter Zunicken vieler, und unter dieſen auch hochgeſtellter Geiſtlichen, die das chriſtliche Glaubensbekenntniß tauſendmal hergebetet, aber nie daran geglaubt hatten. „Sie nahmen es hin und verſchlangen es und war in ihrem Munde ſüß wie Honig, aber nachher grimmte es ſie im Bauche.“ Off. Joh. 10, 9. — Darüber ſpäter Ausführlicheres.

Wie dachte Stein, der thatkräftige Mann, der edeln weiblichen Seele gegenüber, über den Aufſchwung der religiöſen Zeitanſchauungen? „Ew. königlicher Hoheit kindlicher Sinn“, ſchreibt er unterm 14. Auguſt 1811 von Prag aus, „hat mich tief gerührt, in ihm liegt die einzige Weisheit und die höchſte Wahrheit. Alles, was um uns vorgeht, muß uns täglich mehr überzeugen von dem Leeren und Unzureichenden alles menſchlichen Wiſſens; auch war dies Gefühl und innige Beſcheidenheit zu allen Zeiten den vorzüglichſten Männern eigen, nur den neuern wurde es durch Stolz und die Anmaßungen der Sophiſten des 18. Jahrhunderts entriſſen, die ihre Afterweisheit an die Stelle der Grundſätze und Einrichtungen zu ſetzen bemüht waren, auf die unſere Vorfahren ihr zeitliches und ewiges Wohl gegründet hatten; ſie zerſtörten beides, und ihren unglücklichen Zeitgenoſſen blieb nur Reue über das Verlorene, und Unvermögen es wiederzuerringen.“

Der Eindruck, welchen dieſes Schreiben auf die Mit-

glieder der königlichen Familie, namentlich auch auf den Kronprinzen machte, war um ſo tiefer, je empfänglicher das menſchliche Herz bei ſchweren Leiden für den Troſt iſt, welchen nur die chriſtliche Religion geben kann. Es war der Schmerz über den Verluſt der Königin, der die Herzen der königlichen Familie wie ein ſcharfes Schwert durchdrang. Im Sommer 1810 war nämlich die Königin Luiſe, das Muſterbild aller edeln deutſchen Frauen, auf einer Reiſe zu ihrem Vater von einer Erkältung befallen und in wenigen Tagen dahingerafft worden. Sie ſtarb in ihrem fünfunddreißigſten Jahre auf dem Schloſſe Hohenzieritz in den Armen ihres troſtloſen Gemahls, umgeben von ihren Kindern. Ihr Hinſcheiden in voller Jugend und Schönheit erregte allenthalben die lebhafteſte Trauer, welche durch das Unglück ihrer letzten Jahre ſich zu einem Nationalgefühl ſteigerte. Ich ſah in Frankfurt damals die Thränen edler Frauen fließen und in Oſtfriesland legten die Frauen Trauerkleider an. Was ſpäter die allgemeine Empfindung der deutſchen Nation wurde: Widerwillen und Haß gegen Napoleon und ſeine Franzoſen, war in dem Herzen der Königin Luiſe von Anfang an lebendig. Von ihr gingen zum großen Theil die Ermuthigungen der großen Männer aus, die Deutſchland befreiten. Unbeſchreiblich war ihr Schmerz über das traurige Schickſal, welches Napoleon dem deutſchen Volk und dem preußiſchen Staate bereitet hatte. Am 29. October 1808 ſchrieb ſie an Stein: „Wenn Sie nicht zu viel zu thun haben, wenn die böſen Nachrichten von Berlin nicht Conferenzen erfordern, oder zu faſſende Entſchlüſſe Sie abhalten, ſo wünſche ich ſehr und außerordentlich, den

Troſt zu haben, Sie um 5 Uhr zu ſprechen. Mittheilung des Schmerzes, das Urtheil eines klugen, gefühlvollen Mannes, iſt von unendlichem Werthe. Gott, wo ſind wir, wohin iſt es mit uns gekommen! Unſer Todesurtheil iſt geſprochen! Luiſe."

Wer ſich die barbariſchen Maßregeln, welche Napoleon zur Zeit des Tilſiter Friedens, hauptſächlich mit aus Haß gegen die Königin, gegen Preußen in Anwendung brachte, vergegenwärtigt, wird ſich die Seelenleiden der hohen Frau vorſtellen können. Napoleon ſelbſt aber ahnte nicht, daß er durch ebendieſe Grauſamkeiten ſich ſein eigenes Verderben bereitete; denn von dem Moment an verfolgten ihn die Rachegeiſter und ließen nicht eher von ihm ab, bis ſie ſeine Grablegung auf St.-Helena feierten.

Bei den trüben Ausſichten in die Zukunft war es hauptſächlich der ſorgenvolle Gedanke, der das Herz der Königin in den beiden letzten Jahren ihres Lebens bewegte: „Was ſoll aus meinen Kindern werden? Wird noch ein Königreich Preußen beſtehen, wenn der Kronprinz volljährig wird? Und wer ſoll ihn für ſeine jedenfalls ſchwierige Aufgabe erziehen und vorbereiten?" Dieſe Fragen beſchäftigten auch die Prinzeſſin Wilhelm. Am 14. September 1810 ſchrieb ſie an Stein: „Was mich heute ſo unwillkürlich hinriß, Ihnen zu ſchreiben, war, daß ich zum erſten mal die fünfte Vorleſung von Süvern über die Ritterzeit geleſen habe. Sie ſagten mir ſo oft, ich ſollte dieſe Vorleſungen durchleſen, aber ich kam in Königsberg nur zu der erſten, und jetzt las ich die fünfte. Es hat mich dieſe Schrift ſo erhoben und ergriffen wie beinahe noch keine; denn es war ſo

ganz alles wie ich es meine und fühle, ſo fromm und deutſch, wie gewiß nur die Zeit ſein konnte, wo die Menſchen noch glaubten und demüthig waren. Mir iſt's als wenn Philoſophie Eigendünkel erzeugte, und daß dieſe beiden Dinge das Zeitalter verdürben. Mein erſter Gedanke war, warum Sie den Verfaſſer damals nicht zum Erzieher des Kronprinzen vorgeſchlagen hätten?"

Stein beurtheilte die Frage der Erziehung des Kronprinzen ganz anders und mit hoffnungsvollem, zuverſichtlichem Blicke in die Zukunft. „Die Vorleſungen von Stüvern", antwortete er der Prinzeſſin, „las ich in Königsberg in einer der Königin gehörenden Handſchrift, ich ſelbſt beſitze ſie nicht, wünſche aber ſie zu haben. Der Verfaſſer iſt ein äußerſt achtungswerther Mann wegen ſeiner ſeltenen Geiſteskräfte und Kenntniſſe, wegen ſeines reinen, edeln Charakters; ſollte aber dieſer einfache, ſchlichte, mit dem Hofe und ſeinem Treiben, der großen Welt und ihrem Gewirre, ſo ganz unbekannte Gelehrte geignet ſein, in dieſe Verhältniſſe zu treten und einen jungen Prinzen zu leiten? Sollte er es ſelbſt gewünſcht haben? Ich glaube es kaum. Gewiß beſaß das Zeitalter, deſſen Ew. königliche Hoheit erwähnen, überwiegende Vorzüge vor dem unſerigen; dieſe frommen, treuen, für Religion, kriegeriſche Ehre und Liebe beſeelten Menſchen, wie vermag man die zu vergleichen mit den kleinlichen, frivolen, zuſammengeſchrumpften, genußſüchtigen Egoiſten unſers Zeitalters? In jenem Zeitalter erſchienen große Begebenheiten und vorzügliche Menſchen; in dem unſerigen große Begebenheiten durch die Gemeinheit und Ungebundenheit der Menſchen her-

beigeführt. Was hat bei uns jene großen Gefühle, jene kräftigen Triebfedern des menſchlichen Handelns erſetzt? Was hat unſer metaphyſiſches Wortgeklingel bewirkt? Frankreich klagt jetzt laut ſeine Philoſophen an, als Verderber des öffentlichen Geiſtes, als Zerſtörer der religiöſen und moraliſchen Grundſätze, als Veranlaſſer einer ſcheußlichen Revolution, die mit einem eiſernen Despotismus geendigt hat. Und was verdankt Deutſchland der berliner theologiſchen Schule und ihrem Koryphäen und Colporteur Nicolai und ſeinen neuern Metaphyſikern? Jene haben den einfältigen, ſchlichten Bibelglauben hinwegexegiſirt und dieſe die alte deutſche Biederkeit hinwegraiſonnirt, den ſchlichten geſunden Menſchenverſtand verdunkelt und Lehren vorgetragen, die die Grundſätze der Moral, den Glauben an Gott und Unſterblichkeit erſchütterten und die Herzen der Menſchen austrockneten. Glücklicherweiſe blieben noch Männer in der Nation übrig, die ihr Vertrauen verdienen und ſich dem eindringenden Strom des Verderbens widerſetzen.“ Für die Zeiten des Siegs dieſer Männer, den er zuverſichtlich erwartete, wollte Stein die königlichen Prinzen erzogen wiſſen. Man ſieht, daß Stein's Hoffnungen auf die Fortdauer der Monarchie Friedrich's des Großen die Befürchtung der Königin weit überwogen. Seine Erwartungen ſind nicht getäuſcht worden. Wir wiſſen jetzt, daß gerade in der tiefſten Erniedrigung Preußens durch jene Männer der Grund zu einer Erhebung dieſes Staats über alle deutſchen Königreiche und Fürſtenthümer gelegt wurde, wie ſie ſelbſt Friedrich der Große nicht ahnen konnte.

In demſelben Briefe an die Prinzeſſin Wilhelm ſetzt Stein Friedrich Wilhelm III. ein ſo ſchönes Denkmal, daß ich nicht unterlaſſen kann, die betreffende Worte hier einzurücken. „In dem Umgange mit einer ſo edeln Freundin", heißt es, „wird der König Erſatz für das Verlorene finden, in dem täglichen Leben, in den Augenblicken des Kummers, den ihm die Erinnerung des Vergangenen und die trübe Ausſicht auf eine verhängnißvolle Zukunft verurſachen. Ich verehre ihn wegen ſeiner religiöſen Sittlichkeit, ſeiner reinen Liebe zum Guten, ich liebe ihn wegen ſeines wohlwollenden Charakters, und beklage ihn, daß er in einem eiſernen Zeitalter lebt, wo dieſe Milde, dieſe Rechtſchaffenheit nur ſeinen Fall beförderten und in welchem nur eins noth thut, um ſich zu erhalten, ein überragendes Feldherrntalent, verbunden mit rückſichtsloſem Egoismus, der alles beugt und niedertritt, um auf Leichnamen zu thronen." Aehnliche Empfindungen bewegten das preußiſche Volk beim Tode des Königs. Feldherrntalent wünſchen ihrem König alle Preußen; aber nicht ein ſolches, welches mit rückſichtsloſem Egoismus verbunden iſt, der alles beugt und niedertritt, um auf Leichnamen zu thronen. — Ihr Wunſch iſt in dem Prinzen von Preußen in Erfüllung gegangen.

Inzwiſchen war der Kronprinz ſein eigener Erzieher geworden. Seit jenem obenerwähnten beſchämenden Schauſpiele tiefſter Erniedrigung deutſcher Fürſten in Dresden war ihm ſeine Aufgabe und Beſtimmung klar geworden und damit auch die Frage, bei welchen Männern er ſich des beſten Raths erholen könne. Delbrück und Ancillon, bei welchen er eine Art von akademiſchem Curſus durch-

machte, waren nicht geeignet, auf die Geſtaltung des politiſchen Ideenkreiſes eines ſo geiſtreichen jungen Prinzen einzuwirken. Savigny dagegen übte einen nachhaltigen Einfluß auf die hiſtoriſch-politiſchen Anſchauungen deſſelben. Unter Niebuhr's belehrender Leitung beobachtete er die damaligen leidenſchaftlichen Bewegungen auf dem politiſchen und kirchlichen Gebiete. Auf dieſem Wege bildete er nach und nach ſein Regierungsſyſtem zu einem feſten Gebäude aus. Das Hohenzollern'ſche Suum cuique, den Zeitverhältniſſen und Zeitbedürfniſſen richtig angepaßt, war der Grundſtein dieſes Gebäudes. Als der König die Regierung antrat, im Jahre 1840, war der Kampf der kirchlichen und politiſchen Parteien aufs heftigſte entbrannt und drohte bei längerer Fortdauer den Frieden und die Ordnung des Zuſammenlebens in ganz Deutſchland über den Haufen zu werfen. Dieſem Uebel nach Maßgabe des angeführten Grundſatzes Einhalt zu thun, war der ſich ſtets gleichbleibende Zielpunkt der Beſtrebungen Friedrich Wilhelm's IV. Die Geſchichte der erſten zehn Regierungsjahre des Königs bewegen ſich, wie ſich ſpäter näher zeigen wird, um dieſen Punkt.

Kein anderes Ereigniß machte auf den damals achtzehnjährigen Kronprinzen und zugleich auf die ganze Nation einen ſo tiefen Eindruck als die Kundgebungen nationaler Begeiſterung bei der erſten Jubelfeier der Schlacht bei Leipzig, die am 18. und 19. October 1814 durch alle Gauen Deutſchlands ſtattfand. Die ganze Nation fühlte und erkannte, daß durch dieſe Schlacht,

in welcher alle deutſchen Stämme mit vereinigten Kräften die Feſſeln der grauſamſten und ſchimpflichſten Fremd- und Willkürherrſchaft abgeſtreift hatten, ein neues hoffnungsreiches Moment in die Geſchichte des deutſchen Volks eingetreten ſei. — In dieſem Sinne ſprachen ſich die einflußreichſten und ehrenwertheſten Männer der Nation aus. — Wie die Feuerflammen, die von allen Bergeshöhen durch ganz Deutſchland aufſtiegen, von Kindern und Greiſen jubelnd begrüßt wurden, ſo belebten und begründeten ſie in den Gemüthern der erwachſenen und heranwachſenden Generation die Erwartungen einer freien großen Zukunft des nationalen Lebens — die frühern religiöſen und politiſchen Zwieſpaltigkeiten ſchienen ausgewiſcht. Katholiken und Proteſtanten, Oeſterreicher und Preußen, Baiern und Schwaben, Rheinländer und Norddeutſche, und wie die früher getrennten Volksſtämme weiter heißen, waren Ein Herz und Eine Seele. Nur den ſouveränen Fürſten wurde bange dabei. In ihrem Intereſſe lag es, die Vaterlandsliebe ihrer Unterthanen auf die von ihnen beherrſchten Länder oder Ländchen zu beſchränken. Sie legten daher, mit wenigen Ausnahmen, namentlich des Großherzogs von Weimar — in Jena wird noch jetzt das Feſt gefeiert — der Wiederholung der Feier alle möglichen Hemmungen und Hinderniſſe in den Weg. — So gelang es, das Gedächtniß dieſer erſten allgemeinen patriotiſchen Erhebung nach und nach zu verwiſchen. Aber die durch jene gewaltige Kataſtrophe bei Leipzig begründete Entwickelung zur nationalen Einheit dauert mit ſtets ſich verjüngender und ſtets mächtiger hervortretender Triebkraft bis auf den heutigen Tag fort.

Wie weit es damit gediehen, kann jedermann ſich durch Vergleichung der öffentlichen Blätter vom Jahre 1820 mit denen des gegenwärtigen Jahres, in welchem ſich Societäten aller Art in Nationalvereine verwandeln, leicht anſchaulich machen.

Die Jubelfeier der Leipziger Schlacht iſt unſtreitig das wichtigſte Moment der deutſchen Geſchichte neuerer Zeit. Niemand wird es daher weder überflüſſig noch ungehörig finden, wenn ich dieſem Quellpunkt aller volksthümlichen Beſtrebungen, mit welchen unſere ſouveränen Fürſten ſeither zu kämpfen gehabt haben, ein eigenes Kapitel widme: — nicht überflüſſig, weil das faſt erloſchene Andenken daran aufgefriſcht zu werden verdient, und nicht ungehörig, weil es weſentlich zur Geſchichte der Jugendjahre des Königs gehört. Die Materialien liegen mir in reichem Maße vor. Ein patriotiſcher Pädagog, Karl Hoffmann, hat nämlich alle Vorgänge dieſer Jubelfeier auf friſcher That an jedem einzelnen Orte mit diplomatiſcher Sorgfalt geſammelt und das Ergebniß im Jahre 1815 in einem Buche von 1146 Seiten dem Publikum mitgetheilt. Er und andere theilnehmende Geſinnungsgenoſſen haben es büßen müſſen. Das Buch iſt möglichſt unterdrückt worden, die Wirkung iſt geblieben.

Eine andere Feſtfeier, die zwar von ſecundärer Bedeutung iſt, aber doch nach Urſache und Wirkung mit der Jubelfeier der Leipziger Schlacht im Zuſammenhange ſteht, hat ſich lebendiger im Andenken der Nation erhalten. Ich meine das Wartburgfeſt. Auch hier waren es patriotiſche Pädagogen, welche das Feſt veranſtalteten, und Kinder des wahrhaft edeln deutſchen Geiſtes,

der ſich bei jenem Feſte kund gab, ſind es, die ſeitdem in der pädagogiſchen Welt die Herrſchaft geführt haben. Ihre Wirkſamkeit kann durch keine Maßregel vorgeſetzter Behörden gehemmt werden. Ich ſpreche aus Erfahrungen, die ich als Provinzialſchulrath und ſpäter als Miniſterialrath auf dieſem Gebiete gemacht habe. Hier hat man die lebendigen Träger der nationalen Einheitsideen zu ſuchen. Die Regierungen ſelbſt haben ſie durch das Verbot der Burſchenſchaften lebendig erhalten. Dieſes unheilvolle Verbot erſchien ihnen und allen echten Vaterlandsfreunden als ein Verbot der Vaterlandsliebe, der Liebe zu dem Vaterlande, welches ſoeben erſt durch beiſpielloſe Opfer an Gut und Blut von den Feſſeln der grauſamſten Fremd- und Willkürherrſchaft befreit worden war. In dieſem Sinne ſprachen ſich Männer aus, die in allgemeiner Achtung ſtanden. Aber ebendieſe durch Napoleon's Tyrannei geweckte und in ſiegreichem Kriege gegen denſelben erſtarkte Vaterlandsliebe wollten die vorherrſchenden Mächte nicht aufkommen laſſen, weil ſie auf Einheit und Einigkeit Deutſchlands gerichtet war. Obgleich die Burſchenſchaft aus allen über ſie verhängten Unterſuchungen völlig unſchuldig hervorgegangen war, erfolgte dennoch auf Grund der Karlsbader Beſchlüſſe der Bundestagsbeſchluß vom 20. September 1819, welcher die Aufhebung der Burſchenſchaft aufs ſtrengſte ausſprach und die Beſtellung von Regierungsbevollmächtigten verordnete. Dieſe Maßregel wirkte auf die öffentliche und nicht öffentliche Meinung wie Oel aufs Feuer. — Daß man auch jetzt noch, ſelbſt in ſehr conſervativen und chriſtlich geſinnten Kreiſen, nicht milder als damals über

jenen Bundestagsbeſchluß urtheilt, davon haben wir vor wenigen Monaten einen eclatanten Beweis erhalten. Aus einer Anſtalt, die der Pflege aller chriſtlichen Tugenden, namentlich auch der chriſtlichen Vaterlandsliebe gewidmet iſt, aus dem Rauhen Hauſe zu Horn bei Hamburg, iſt unter dem Titel „Das ſtudentiſche Verbindungsweſen auf deutſchen Univerſitäten“ ein Aufſatz hervorgegangen, der die bedauerlichen Wirkungen jener Maßregel ins hellſte Licht ſtellt. Der Aufſatz iſt zu leſen in dem Jahrgange 1860 der „Fliegenden Blätter aus dem Rauhen Hauſe“, Monat Juli, Nr. 7. Ein berühmter deutſcher Theolog, der neuerdings die ſieben Worte am Kreuz aus tiefer chriſtlicher Erkenntniß erklärt hat, ſpielt in dieſem Aufſatze eine Hauptrolle.

II.

Des Kronprinzen Theilnahme an der Jubelfeier der Leipziger Schlacht am 18. und 19. October 1814, und dieſe Jubelfeier ſelbſt.

Preußen ging wie in den Freiheitskriegen ſo auch bei der Jubelfeier voran. Am 18. October verſammelte ſich in Berlin das Militär, Infanterie, Cavalerie, Artillerie und Landwehr, Unter den Linden und marſchirte nach dem Exercirplatze im Thiergarten, wo es um einen

in der Mitte des Platzes errichteten Altar, zu welchem ſieben Stufen führten, ein Viereck bildete. In dieſem Quarré, zunächſt dem Altar, hatten ſich der Kronprinz, die Prinzen und Prinzeſſinnen des königlichen Hauſes, der Prinz Karl von Mecklenburg, der Gouverneur der Reſidenz Graf von Kalckreuth, der Feldmarſchall Blücher von Wahlſtatt mit der ganzen Generalität verſammelt und wohnten hier dem zur Feier des großen Siegs veranſtalteten Gottesdienſte bei. Der Feldpropſt Offelsmeier erinnerte an die große Weltbegebenheit, welche Deutſchlands und Europas Feſſeln gebrochen, und forderte die Verſammlung zu Dank und Preis gegen Gott und zur Treue gegen den König auf. Während des Gebets beugten die hohen Herrſchaften und das geſammte Militär die Knie in demüthiger Andacht. Schließlich wurde das „Herr Gott, dich loben wir" unter dem Donner der Kanonen angeſtimmt, worauf die Truppen vor dem Kronprinzen vorbeidefilirten und ſich in ihre Quartiere zurückbegaben. — Die Singakademie feierte den 18. October in Gegenwart des königlichen Hofes und einer zahlreichen glänzenden Verſammlung durch Aufführung eines paſſenden Chorals und des ruhmverkündenden „Gloria" von Haydn. Zum Schluſſe wurde ein von Goethe gedichtetes und von Zelter für Chor und einzelne Stimmen abwechſelnd zum Geſang componirtes Lied dem Helden zu Ehren geſungen, durch deſſen raſtloſes Wirken das große Werk ſo weſentlich gefördert worden. Da dieſes Lied einen überwältigenden, zu Muth und Sieg kriegeriſch begeiſternden Eindruck in ganz Preußen hervorbrachte, wie ſeit den Zeiten, wo Tyrtäus'

kriegeriſche Geſänge Spartas Jugend entflammten, kein anderes hervorgebracht hat, ſo verdient es vor allen andern der Vergeſſenheit entzogen zu werden. Es trägt die Ueberſchrift „Vorwärts!“

Chor.

Brüder, auf! die Welt zu befreien!
Ehre winkt, die Zeit iſt groß!
Alle Gewebe der Tyranneien
Haut entzwei und reißt euch los!
Hinan! Vorwärts — hinan!
Und das Werk, es werde gethan.

So erſchallet Gottes Stimme,
Denn des Volkes Stimm' erſchallt,
Und entflammt von heil'gem Grimme
Folgt des Blitzes Schnellgewalt.
Hinan! Vorwärts — hinan!
Und das große Werk wird gethan.

Und ſo ſchreiten alle Kühnen
Eine halbe Welt entlang,
Die Verwüſtung, die Ruinen
Nichts verhindert ihren Gang.
Hinan! Vorwärts — hinan!
Und das große, das Werk ſei gethan.

Hinter uns her, vernehmt ihr, ſchallen
Starke Worte, treuer Ruf:
Siegen, heißt es, oder fallen!
Iſt was alle Völker ſchuf.
Hinan! Vorwärts — hinan!
Und das Werk, es wäre gethan.

Noch iſt vieles zu erfüllen,
Noch iſt manches nicht vorbei!
Doch, wie alle durch den Willen,
Sind wir ſchon von Banden frei.
Hinan! Vorwärts — hinan!
Und das große, das Werk ſei gethan!

Und die Alten und die Greiſen
Werden nicht im Rathe ruhn;
Da es um den Stein der Weiſen,
Um die Freiheit, iſt zu thun.
Hinan! Vorwärts — hinan!
Und das Werk, es war ſchon gethan!

Denn ſo einer: Vorwärts! rufet,
Gleich ſind alle hinterdrein,
Und ſo geht es abgeſtufet
Stark und Schwach und Groß und Klein.
Hinan! Vorwärts — hinan!
Und das große Werk iſt gethan!

Mit einbrechender Nacht loderten in der Nähe der Stadt an mehreren Stellen Freudenfeuer empor, namentlich auf den ſüdlichen Höhen der Rollberge und der Haſenheide, auf dem Steglitzer Berge und auf den Mügelbergen. Die ganze Umgegend ſchien im Feuer zu ſtehen. Vorzüglich hell leuchtend war der Scheiterhaufen, welchen die Jahn'ſche Turngeſellſchaft auf der ſogenannten Kanonenſchanze bei dem Wirthshauſe des Duſtern Kellers aufgehäuft hatte. Während die Flammen des Feuers hoch auflohderten, machten die Turner einen Wettlauf die Rollberge hinan. Um Mitternacht wurde an den Feuern in der Haſenheide von Tauſenden von Männerſtimmen

ein von einem jungen Freiheitskrieger gedichtetes Lied geſungen, welches die allgemeine Stimmung womöglich noch mehr hob:

Was flimmert dort, blendend wie Nebellicht,
An der Herbſtnacht düſterm Himmel?
Ein hochrother Streifen die Wolken bricht
Und es wächſet und wächſet das blutige Licht,
Wie die Flamme im Kriegsgewimmel?

Chor.

Es feiern die Himmel in blutiger Pracht
Die Nacht, wo geſchlagen die Leipziger Schlacht.

Was flammen die feurigen Säulen dort
Empor von den Bergen und Hainen?
Sie wiegen und wogen am ſchaurigen Ort
Wie Geiſter erſchlagener Helden ſich fort,
Die zum Tanz in Walhalla ſich einen?

Chor.

Es feiert der flammenden Säulen Pracht
Die Nacht, wo geſchlagen die Leipziger Schlacht.

Was lagert ſich dort in dem düſtern Wald
Um die Flamme in fröhlichen Ringen?
In den Augen iſt freudig Entzücken gemalt,
Und wie dort die Flamme die Eichen durchſtrahlt,
Sie Kampfluſt und Hochſinn durchdringen.

Chor.

Es halten die deutſchen Männer Wacht
In der Nacht, wo geſchlagen die Leipziger Schlacht.

Doch tauſend Stimmen erheben ſich bald:
Was feiern die Edeln und ſingen?

Wie das Lied von dem Munde ſo lieblich ſchallt,
Und im ganzen Lande es widerhallt,
Ich fühl' es im Buſen erklingen.

Chor.

Sie ſingen das Lied mit ehrnem Klang,
Sie ſingen den Leipziger Schlachtgeſang.

Auf der bleiche Feldern erſcholl es laut
Zu dieſen nächtlichen Stunden;
Da haben die Augen wol blutig gethaut,
Da tobt es wol lauter wie Windesbraut,
Wo die Freien den Feind überwunden.

Chor.

Drum ſei auch laut unſer Lied gebracht,
So laut wie der Donner der Leipziger Schlacht.

Die Flamme mag ſchwinden, mag ſinken die Glut,
Die unſere Feier erhöhet.
Es rauſcht in den Adern wie glühendes Blut,
Es bleibt uns im Herzen ein flammender Muth,
Der nimmer und nimmer vergehet.

Chor.

Und die Enkel feiern den Tag, die Nacht,
Wo geſchlagen wurde die Leipziger Schlacht.

In ähnlicher Weiſe wurde das Feſt der großen Völkerſchlacht in allen Städten des preußiſchen Staats gefeiert. Die frühere confeſſionelle Trennung war wie verſchwunden. Katholiken, Lutheraner, Reformirte feierten in ihren Domen und Kirchen im großartigſten und allgemeinſten Gefühle nationaler Einheit das Feſt. Zu Breslau veranſtalteten die Freimaurer dem Marſchall

Blücher ein Feſt, bei welchem eine bedeutende Geldſumme für die in dem großen Bürgerwerderlazareth untergebrachten ſchwerverwundeten Krieger aus der Leipziger Schlacht geſammelt wurde. Es waren deren mehr als fünfhundert. Die geſammelte Summe reichte vollkommen hin, ſie alle zu erquicken und durch lobende Erinnerung an ihre Tapferkeit eine neue friſche kriegeriſche Begeiſterung in ihnen zu wecken.

Mit beſonderer Erhebung wurde das Feſt in Danzig gefeiert. Sieben volle Jahre hindurch hatte dieſe ehemals ſelbſt von der Republik Polen mit einem Gebiete von 16 Quadratmeilen als ſelbſtändig anerkannte Stadt in immer ſteigendem Maße das Elend und die bleierne Gewalt des unmenſchlichen Tyrannenjochs der Franzoſen fühlen müſſen. Alles was die deutſchen Städte und Länder von Bedrückung, Uebermuth und Hohn der Franzoſen zu erzählen haben, verſchwindet gegen das, was die Danziger zu erdulden hatten. Nur wenige bewahrten unter dieſen jahrelangen Quälereien die Hoffnung und den Muth; die meiſten verſanken in dumpfe Unempfindlichkeit. Als aber zu Anfang des Jahres 1814 die franzöſiſche Garniſon unter dem bekannten General Rapp die Waffen ſtrecken mußte und als kriegsgefangen in das Innere Rußlands geführt wurde, da jubelte man unter den Ruinen der Stadt hoch auf. Ueber dreihundert Häuſer und Speicher waren niedergebrannt, mehr als tauſend Gebäude waren beſchädigt worden und eine große Anzahl von Menſchen den Hungertod geſtorben. Die Geſchichte dieſer ſiebenjährigen Leiden der Stadt ließ man in Danzig ſelbſt in zwei Bänden

drucken. Man wünſchte damals nichts ſehnlicher als preußiſch zu werden. Aber wie ſehr hatte ſich die Stimmung in den nachfolgenden Jahren getäuſchter Erwartungen geändert. Als ich in den vierziger Jahren die Provinz Preußen zu bereiſen hatte und auch Danzig beſuchte, fand ich überall noch die lebendige Erinnerung an jene Zeiten der Schmach und der Erhebung. Man knüpfte aber daran Betrachtungen über die Frage, was ſeitdem aus Deutſchland geworden, die ſo freiſinniger und zugleich aufregender Beſchaffenheit waren, daß man glauben mußte, die vielgerühmte monarchiſche Treue der Preußen ſei unter den Vorgängen, die ſeit dem Wiener Congreſſe eintraten, ſchwankend geworden. Die Perſon des Königs (Friedrich Wilhelm III.) ſchonte man und warf alle Schuld auf die Männer, welche die nächſte Umgebung des Monarchen bildeten, vorzüglich auf Wittgenſtein, Kamptz, Rochow, Nagler und Ladenberg. Ich hörte an den Wirthstafeln der Gaſthäuſer in Königsberg, in Gumbinnen, in Tilſit und an andern Orten in ganz Preußen und ſelbſt in den Poſtkutſchen Reden ausſtoßen ſo arger Art, daß ich ſie nur meinem Chef in einem vertraulichen Vortrage mittheilen zu dürfen glaubte. „Es iſt ein ſchlimmer Umſtand", bemerkte dieſer, „daß die ſcharfen Conflicte jener allgemeinen patriotiſchen Erhebung mit den nachfolgenden Geſtaltungen deutſcher Zuſtände in die Regierungszeit unſers Königs fallen. Das legt der Durchführung der wohldurchdachten, freiſinnigen und edeln Abſichten des Königs faſt unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg." Dieſe Conflicte ſind es, die mit einem ſteigenden Uebergewicht der nationalen

Partei noch fort conſpiriren und ihre Ruhe aller Wahrſcheinlichkeit nach erſt in einer völligen Umgeſtaltung der politiſchen Zuſtände Deutſchlands finden werden, beſonders wenn man der nationalen Partei ſo rückſichtslos ins Geſicht ſchlägt, wie in dieſen Tagen in Hannover geſchehen iſt.

Am allgemeinſten und lebhafteſten waren die Kundgebungen nationaler Begeiſterung am linken Rheinufer. Dort hatte man den Druck der franzöſiſchen Knechtſchaft am fühlbarſten empfunden, dort gab es allerorten begeiſterte Schriftſteller, Dichter und Geiſtliche, die das Volk in einen allgemeinen deutſch-patriotiſchen Enthuſiasmus verſetzten. Einige Beiſpiele mögen dies anſchaulich machen.

In Bacharach verkündigte am 17. October das Läuten aller Glocken das Feſt des folgenden Tags; am 18. morgens 6 Uhr ein ähnliches Läuten und eine Salve von neun Kanonenſchüſſen den Anfang des Feſtes. Um 10 Uhr verſammelten ſich die Geiſtlichen, Beamten und Bürger aller drei Confeſſionen und verfügten ſich in einem geordneten Zuge nach der katholiſchen Pfarrkirche zu einem gemeinſchaftlichen Gottesdienſte. Der katholiſche Paſtor Jommes hielt eine ſchöne für die Feier des Feſtes ſehr paſſende Predigt, und junge Frauenzimmer aller Confeſſionen ſangen eine neue deutſche Meſſe. Gegen Ende des Gottesdienſtes wurde ein „Herr Gott dich loben wir“ geſungen, wie ſeit dem Beginne der franzöſiſchen Unterjochung kein herzlich frommeres geſungen worden war. Durch Vertheilung einer reichlichen Collecte wurden

die Armen der Stadt erfreut. Gegen 6 Uhr abends verſammelten ſich abermals Geiſtliche, Beamte und Bürgerſchaft auf dem Markte vor dem Gemeindehauſe, und um 6 Uhr ging der Zug aus der Stadt mit türkiſcher Muſik, mit einer Menge brennender Fackeln, unter Läuten aller Glocken und Kanonendonner auf der Simmeriſchen Landſtraße gegen den Rabenkopf hin, wo ein gewaltiger Holzſtoß zum Freudenfeuer aufgeſtellt war. Die vielen Fackeln gaben dieſem Zuge, der in langſamer Bewegung den Berg gleichſam hinanſchwebte, ein zauberiſches, herzerhebendes Anſehen. Da, wo die Straße über der Stadt Bacharach ſich wieder zum Rhein hinzieht, wurde halt gemacht und ein von dem Bürger Remy gedichtetes Lied geſungen:

Heil dem Tage, der begonnen,
Der uns heilverkündend ward,
Wo die Hermannsſchlacht gewonnen,
Wir der Tyrannei entronnen,
Wo uns Deutſchland wieder ward.

Chor.

Es ertönen Jubellieder
Bei dem hellen Fackelſchein:
Deutſche, frei ſeid ihr nun wieder,
Und die Freiheit kehret wieder
An den alten deutſchen Rhein.

Ha! das Schwert, es iſt gebrochen,
Das in Sklaverei uns band,
Und die Banden ſind gebrochen,
Und die Wunden ſind gerochen,
Die es ſchlug dem Vaterland.

Chor.

Es ertönen Jubellieder u. ſ. w.

Hier, wo ehemals fremde Horden
Opfer brachten zum Altar,
Iſt durch Brüder aus dem Norden
Unſer Rhein befreiet worden,
Mußte fliehn der Franken Aar.

Chor.

Es ertönen Jubellieder u. ſ. w.

Dem, der hinter jenen Sternen
Thronet, bringt den heiß'ſten Dank,
Er ſandt' Retter aus den Fernen
Ohne Zahl gleich ſeinen Sternen;
Bringt ihm der Errettung Dank.

Chor.

Es ertönen Jubellieder u. ſ. w.

Zündet nun auf dieſen Höhen,
Zünd't die große Fackel an,
Laßt die Flammen recht hoch wehen,
Daß die Franken können ſehen,
Was die Retter uns gethan.

Chor.

Jubel hoch! die Flammen ſteigen
Himmelhoch und künden an:
Würden jemals Franken zeigen
Wieder Luſt zu uns, wir weichen
Keiner, ſtehen Mann für Mann.

Feiert nun durch Jubellieder
Dieſen frohen heil'gen Tag,
Gott ſieht mild auf uns hernieder,
Er gab deutſche Freiheit wieder
Uns an dieſem heil'gen Tag.

Chor.

Es ertönen Jubellieder
Dem, der aller Deutſchen Schmach
Rächte an den Franken wieder,
Und die Freiheit ſandt' hernieder
Uns an dieſem heil'gen Tag.

Bei dem Bergfeuer hielt der reformirte Pfarrer Spieker eine begeiſternde Rede. „So feierten einſt unſere Stammväter, die Teutonen, ſo Marſen, Katten und Cherusker ihre Triumphe über römiſche Feldherren und Legionen, ihre Unterdrücker. So entſtiegen auf der Berge Gipfeln ihren Altären Opferflammen des Danks und der Freude zur Ehre Wodan's, ihres Weltenbeherrſchers, ſo entflammten ſie ſich zu neuem Heldenmuthe; und an des Altares reinem Feuer, im Dunkel heiliger Haine, ſchwuren ſie Treue einander in Zeiten der Gefahr, und Wachſamkeit und Stärke gegen jeden lauernden Feind.

„So lodere denn auch dieſe Flamme empor: empor als Opfer unſers Dankes, als Sinnbild frommer Freude; empor als Zeichen deutſcher Freiheit, als Merkmal deutſcher Wachſamkeit und Kraft! Hoch ſteige ſie zum Himmel auf und trage unſern wärmſten Dank zu den Sternen Gottes; verkündige es mit weitleuchtendem Glanze, daß die Nacht der Knechtſchaft von uns gewichen iſt, und deutſcher Sinn uns neu belebt; laut ſpreche dieſe hehre Flamme unſere Gefühle aus; ſie zeige unſern Entſchluß an: männlich und ſtark, lieber Gut und Blut zu opfern, lieber uns ſelbſt zu verzehren, als von neuem wieder unter das fremde Joch uns zu beugen!

„Und blicket auf, Freunde! auch hier, und da, und dort lodern ſolche Flammen jenſeit des wieder befreiten Rhein empor; auch da ſteigt Opferrauch des Danks zu dem Höchſten auf! Da brennen warme Gefühle des Danks und des Stolzes in eines jeglichen Bruſt; da ſpricht der kräftige Wille ſich aus, Deutſche zu ſein, und — was es auch koſte — Deutſche zu bleiben! Denn dies ſind unſere ältern Brüder, Freunde! die ſolche Gefühle, ſolchen kräftigen Willen andeuten; ſie die es härter empfunden als wir, das Joch der franzöſiſchen Tyrannei: deren Hütten zerſtört, deren Felder verwüſtet, deren Söhne gewürgt, deren Wohlſtand verzehrt wurde, die aber jüngſthin im heiligen Kampfe für den Frieden der Welt ſchon bewährten ihren deutſchen Muth und Sinn, die des Glückes, frei zu ſein, ſich würdig gezeigt. — Sie haben ſie angezündet, dieſe heiligen Flammen, um dem trugvollen Frankenvolke ihre ſtete Hut und Wachſamkeit zu verkünden; ſie haben ſie angezündet, uns anzufeuern zum Muthe, zur Vaterlandsliebe und zu gleicher Wachſamkeit. Sie fragen uns mit dieſem bedeutungsvollen Zeichen: ob wir uns feſt wieder mit ihnen verbinden, innig anſchließen wollen dem großen Bunde für Vaterland, Recht und Völkerwohl? — Und wir, wir antworten ihnen mit dem nämlichen Zeichen; wir antworten ihnen, daß unſer Entſchluß gefaßt iſt, daß wir es mit Stolz und Freude fühlen, wieder echte Brüder von ihnen, wieder Deutſche zu ſein; daß hier bei dieſen hehren Flammen der theuere Bund beſchworen wird, der uns alle einigen ſoll zu einem großen, ſtarken, frommen und biedern Volke.

„So höre ihn denn, Himmel, höre ihn, Gott unſerer Urväter, höret ihn, Millionen Sterne, und ihr heiligen Haine! Höret ihn, den heiligen Schwur, den wir hier ablegen:

„Nähren wollen wir und feſt bewahren im treuen Buſen Achtung ſtets und Liebe für Freiheit, Recht und Vaterland; kämpfen wollen wir mit ſtarken Waffen des Glaubens und der Eintracht für die theuerſten Güter der Menſchheit: Wahrheit, Religion und Bruderliebe. Nie wollen wir wieder unter das fremde Joch den Nacken beugen, nie wieder der Franken Knechte werden!

„Hoch erſchalle es in die Lüfte: Deutſche wollen wir ſein, Deutſche wollen wir bleiben! Deutſchland ſei unſer Stolz und unſere Freude! Deutſchland lebe dreimal hoch!“

Ueber die Jubelfeier auf dem höchſten Gebirge in der ehemaligen Rheinpfalz, dem Donnersberg, berichtete der Pfarrer Hahn aus Dannenfels, am Fuße des Donnersbergs, in einem Schreiben vom 26. October 1814 Folgendes: „Mit dem Aufgang der Sonne wurde in allen um den Donnersberg liegenden Ortſchaften das Feſt durch Geläute der Glocken und durch Abfeuern des kleinen Gewehrfeuers verkündigt. Um 12 Uhr wurde dieſes wiederholt, und um 3 Uhr, als der Entſcheidungsſtunde der Völkerſchlacht, zogen wir in unſere Kirche, die ſchon mit Menſchen von allen chriſtlichen Religionsparteien und ſelbſt Juden angefüllt war. Den Zug eröffnete unſere Schuljugend mit ihrem Lehrer, und das königlich bairiſche Offiziercorps, das in Kirchheim ſtationirt iſt,

ſchloß denſelben. Ein feierliches Adagio auf unſerer zwar kleinen, aber doch ziemlich ſtarken Orgel bereitete die ohnehin ſchon feierlich geſtimmten Herzen zu hoher Andacht vor und begleitete dann ſanft den auf die Feier der Stunde paſſenden Geſang." — Dieſe Stimmung benutzte der Prediger zu einer ähnlichen Rede wie die des Pfarrers Spieker in Bacharach. „Nun begann der Zug im bunten Gemenge unter dem Jauchzen der Jugend, unter dem Schalle der Trompeten und Waldhörner, den die benachbarten Hügel und Thäler im lauten Echo wiedergaben, und unter frohem Scherzen nach der Höhe des Donnersbergs. Jetzt war er erſtiegen — jetzt ſank die Sonne hinter ferne weſtliche Gebirge. Der Donner des aufgepflanzten Geſchützes, das Geläute aller Glocken in der ganzen Nachbarſchaft verkündeten ihren Abſchied und begrüßten die Kommenden, denen ſchon dort angelangte Freunde und Bekannte mit gleichgeſtimmten Herzen entgegeneilten und Deutſche an deutſche Herzen drückten. Immermehr verlor ſich der Schein des Tags, und ſiehe! dort entſtieg am nahen Hügel die erſte lodernde Flamme dem Holzſtoß. Die Böller gaben das Zeichen, und in einer Minute ſchlug das heilige Feuer durch die drei errichteten Scheiter- und Wellenhaufen auf dem Königsſtuhl und auf der Weide himmelan, begleitet von dem frohen Jubel der Menge. — Dieſe Feuer, geſehen in dem ganzen Umfang unſerer Gegend, gaben gleichſam das Zeichen, und Hunderte von heiligen Feuern loderten auf jeder auch nur etwas bedeutenden Höhe der Nähe und Ferne empor. Dort öſtlich erſchienen die Feuer die ganze Bergſtraße entlang, bald größer bald

kleiner, bald als glänzende Sterne dem Auge, und verloren ſich als glänzende Punkte im fernen Neckarthale. Da, mehr ſüdlich, erblickte man die Feuer der Hardter, Leininger und Neuſtädter Gebirge, an die ſich ſchweſterlich die des Lauterer und Zweibrücker Kreiſes anſchloſſen. Hier weſtlich ſchlugen die Flammen des Stahlbergs, des Moſchellandsbergs, des Lembergs, des Gangelsbergs himmelan und ſtanden in Verbindung mit denen des Nahethals, hinter welchen man die des Hundsrück als feurige Kugel erblickte. Dort, mehr nördlich, erſchienen die Feuer der Rheingebirge, der Platte und des Altkönigs als Sterne erſter und zweiter Größe. Immer dunkler wurde es, und immer heller leuchteten die heiligen Feuer, und froher Jubel belebte die Ebene des Bergs. — Nun gedachte man der erhabenen Retter deutſcher Freiheit — der Helden der Zeit. Der Becher der Freude ging herum im fröhlichen Kreiſe, und ein hundertſtimmiges Hoch, von dem Schmettern der Trompeten und Waldhörner begleitet, brachte die Wünſche deutſcher Herzen zu dem Lenker der Welt und ihrer Schickſale. — Froh und heiter verging der Abend, und der frühe Morgen fand noch manche heitere Geſellſchaft und lodernde Flammen. — Nein! er iſt nicht erſtorben, der deutſche Geiſt unter unſern bisher gefeſſelten deutſchen Brüdern, und hoch wird er auflodern wie die Flamme der heiligen Feuer, wenn der deutſche Fürſt, den wir hoffen und erwarten, ihn nicht unterdrückt, ſondern zu beleben weiß! Unſere Hoffnungen und Erwartungen ſind groß! Mögen ſie nicht getäuſcht werden!“ — So der Redner. — Wer jemals

bei heiterm Himmel auf der Höhe des Donnersberges ſich umgeſchaut hat, wird die treffende Schilderung des ganzen Bereichs der Umſchau, erleuchtet von den tauſend Flammen der Feſtfeuer, bewundern müſſen. Der Eindruck auf die Zeitgenoſſen war unauslöſchlich. Was aber aus den Hoffnungen und Erwartungen dieſer Zeitgenoſſen in den ſeitdem verfloſſenen ſechsundvierzig Jahren geworden iſt, erzählt uns die Geſchichte trauernden Antlitzes mit einer großen Papierrolle in der Hand.

In demſelben Geiſte und in ähnlicher Weiſe wurde das Feſt am Hardtgebirge entlang in jedem Städtchen und in jedem irgend bedeutenden Dorfe gefeiert. Herr von Volte, Major des 5. Bataillons der mittelrheiniſchen Landwehr, berichtet darüber Folgendes: „Eine Stunde von Neuſtadt liegt auf dem Gebirge das alte Schloß Hambach, eine der ſchönſten und größten Ruinen, ſtolz und majeſtätiſch über alle Berge hervorragend, und die noch viele Jahrhunderte der Zeit trotzen wird. Schon vom 14. October an ſchleppten täglich 50 Menſchen vom Morgen bis zum Abend Klafter- und Wellenholz mit unſaglicher Anſtrengung dieſen hohen Felſen hinauf; ich detachirte Offiziere dahin, die Leute ſtets aufzumuntern und auf vier verſchiedenen Stellen das Holz aufſetzen zu laſſen. Zu ſieben kleinen Kanonen und 24 Gewehren ſchaffte ich das erforderliche Pulver an. — Die ſchönſte Witterung begünſtigte unſer Unternehmen. Vorn an der Spitze des Gebirges und dicht vor der Burg wurde eine Pyramide errichtet, wozu acht Klafter Holz und 200 Wellen

verwandt wurden. In einiger Entfernung von dieſer und um die vordere Seite der Burg herum waren noch drei ungeheuer große Holzſtöße und ein Geſellſchaftsfeuer. Alsdann wurden die ungeheuer großen Fenſternischen, die alle unbeſchädigt ſind, mit Wellen ausgefüllt, und ſieben Kanonen gegen Landau, welches anderthalb Stunden entfernt iſt, aufgepflanzt. — So erwarteten wir in Geſellſchaft der guten Einwohner von Hambach die herannahende Nacht. Ich bin überzeugt, daß nirgends eine größere Fröhlichkeit an dieſem Tage und in der darauffolgenden Nacht geherrſcht hat. — Endlich zeigte ſich auf dem Melibocus das erſte Feuer. Auf dieſes Zeichen ſtanden ſogleich die Pyramide, die drei Holzſtöße und durch das trockene Wellenholz in den Fenſterniſchen die ganze Burg in Flammen. Die Kanonen wurden öfters gelöſt, zwiſchen welchen immer Salven aus dem kleinen Gewehr gegeben wurden. Ein Hoch lebe Friedrich Wilhelm erſchallte unter Kanonendonner aus wenigſtens fünfhundert Kehlen. Zum öftern ließ man die brüderliche Eintracht aller Deutſchen hoch leben und drohte Tod und Verderben den Franzoſen, wenn ſie ſich gelüſten ließen, je wieder ihre Grenzen zu überſchreiten. — Sehr deutlich muß man in Landau alles haben ſehen und hören können. Es kamen Bauern eine halbe Stunde von Landau in der Nacht hergelaufen, um in der Nähe dieſes ſchöne Schauſpiel mit anzuſehen; ſie wurden freundſchaftlich von uns aufgenommen, und gaben uns das Verſprechen, den Franzoſen unſern unendlichen Jubel zu verkünden.“ Ruſſiſche Truppen hatten es nämlich im Jahre 1814 vergeblich verſucht, Landau zu nehmen.

Auf demſelben alten Schloſſe Hambach wurde im Revolutionsjahre 1848 das Gegenſtück zu jener wahrhaft patriotiſchen Begeiſterung des frommen deutſchen Volks aufgeführt, und zwar unter Theilnahme aller Ortſchaften am Hardtgebirge, die auch an dem Feſte der Leipziger Schlacht theilgenommen hatten. Eine ausführlichere Beſchreibung dieſer entgegengeſetzten Aufregung im Volke findet der Leſer im dritten Theile meiner „Wanderung", S. 51—55. Es war ein Mene Tekel, ebenſo furchtbar als jenes, welches die Finger als einer Menſchenhand dem Leuchter gegenüber auf die getünchte Wand in dem königlichen Saale des gottloſen Königs Belſazar ſchrieben. Auch „entfärbten ſich Fürſt Metternich und ſeine Geheimſchreiber, und ihre Gedanken erſchreckten ſie, daß ihnen die Lenden ſchütterten und die Beine zitterten". Der Bundestag löſte ſich auf, und in der Paulskirche gaben die alten Patrioten neue Geſetze, mit denen es ihnen ebenſo ging wie dem Dr. Wirth mit ſeinen Ueberſprudelungen auf dem hambacher „Allerdeutſchen-Feſt". Seitdem ſind abermals zwölf Jahre verfloſſen, und wir ſehen, daß ein Mann, der den vorherrſchenden patriotiſchen Gefühlen der deutſchen Nation öffentlich Hohn ſpricht, zur Belohnung ſeiner treuen Dienſte in den Grafenſtand des Königreichs Hannover erhoben wird. Dieſe treuen Dienſte beſtanden übrigens, wie man allgemein glaubt, nicht darin, daß Herr von Borries den Widerſachern des ſtarren Abſolutismus der Rheinbundsfürſten Hohn ſprach, ſondern darin, daß er dem König von Hannover den Beſitz der Domänen wieder verſchaffte. Dafür iſt er in den Grafenſtand erhoben. Warum hat denn, fragt man,

Napoleon den König von Hannover ſo auffallend bei der Zuſammenkunft in Baden-Baden ausgezeichnet? Wollte er ihn etwa vergeſſen machen, daß er Preußen den Norden Deutſchlands mitſammt dem Königreich Hannover für das linke Rheinufer angeboten? Die Erklärung der Gegenſätze zwiſchen 1813 und 1815, zwiſchen 1815 und 1848, und zwiſchen 1848 und 1860 bildet den traurigen Inhalt der deutſchen Geſchichte des 19. Jahrhunderts, zeigt aber zugleich auch jedem, der Augen hat zu ſehen und Ohren zu hören, welchen Verlauf die Geſchichte des deutſchen Volks weiter nehmen wird.

Ich übergehe die übrigen Manifeſtationen deutſcher Begeiſterung im Jahre 1814, namentlich die hervorleuchtenden zu Kaiſerslautern, zu Koblenz, zu Neuwied, zu Rüdesheim, wo der großherzoglich badiſche Geheime Hofrath und Profeſſor Ackermann eine die patriotiſchen Gefühle entflammende Rede hielt, zu Heidelberg, auf den höchſten Spitzen des Taunusgebirges zwiſchen Königſtein und Hofheim, zu Wiesbaden, zu Frankfurt a. M. und in den zum frankfurter Gebiet gehörigen Dörfern, zu Rödelheim und an vielen andern Orten, und laſſe nur noch eine Beſchreibung der Feier in derjenigen Stadt folgen, deren Mitbürger ich mehrere Jahre war und wo ich der Freuden viel und auch der Leiden nicht wenige erlebt habe, in Kreuznach. „Es war ein großer Anblick", ſchreibt der kreuznacher Dichter Johann Heinrich Kaufmann, deſſen Haus „am Bächelchen" jetzt den Curgäſten gezeigt wird, „von unſerm Hardtgebirge ringsum die Feuer zu ſehen: Gegen Morgen das offene Deutſchland mit ſeinem Feldberg und Altkönig; den Rhein entlang,

die Nahe herauf, das Guldenbacher-, Alſenzer-, Münſter-, Klee- und Nothal hinauf erglänzten alle Berggipfel und alle Burgen in heller Flammenpracht; ſelbſt bis an die franzöſiſche Grenze gegen Abend erblickten wir die Freudenfeuer der deutſchen Zunge, und mancher edle Saarbrücker mag geweint haben, daß er ſeine Hoffnungen begraben ſieht und nur im Traume nach dem Schwerte der Befreiung greifen darf. Franz von Sickingen's alte Ebernburg brannte ſo wie der Rheingrafenſtein in Majeſtät und unbeſchreiblicher Pracht. Der Weg nach unſern Gebirgen glich der Milchſtraße am Himmel, weil fröhliche Menſchen in unaufhörlicher Beweglichkeit mit Fackeln die Gegend belebten. Der hungerige Wolf hatte eine Feuerkrone von 32 Flammen auf dem Haupte und drei hohe Feuerſäulen von brennenden Fackeln in der Mitte, welches auf die Bewohner des Landes ringsumher eine ſolche Wirkung machte, daß ſie herein in die Stadt und auf den Berg kamen. Der Buchhändler Kehr warf die Exemplare des Code Napoléon in die Flammen. Tags darauf war feierlicher Gottesdienſt. Die Jugend zog mit Kränzen, die Burſche mit Eichenreiſern in die Kirche, das Tedeum drang zu Gott, der ſein Volk erhört hat und ferner helfen wird. Freudenſchüſſe, Glockengeläute, Volksbeluſtigungen und großer Bürgerball ſprachen laut die allgemeine Freude aus. Kein Wunder, daß es ſo ſchön war. Es war kein Befehl von oben herab, ſondern das Ganze entſprang aus innerm Drange, aus jener Vaterlandsliebe, die niemand gebieten kann und die das größte und erhabenſte Eigenthum des deutſchen Volks iſt. Darum wurden auch bei den erhabenen Namen der

edelſten Fürſten die großen Menſchen genannt, die für Deutſchland gelebt, gelitten, geduldet und ſich geopfert haben. Unſer Oberbürgermeiſter, Herr Schmitt, und die Herren Geiſtlichen (beider Confeſſionen) halfen ſehr die Sache fördern. Wir ſind überzeugt, daß ſich die Feier dieſer großen Erinnerung für künftige Jahre von ſelbſt machen wird.“ Darin irrte nun freilich Herr Kaufmann. Schon nach Verlauf von vier Jahren predigten die Geiſtlichen über die Texte des Aachener Congreſſes. Zum Schluſſe möge noch das ſchöne Lied, welches Karl Geib den geſanglustigen Kreuznachern dichtete, hier folgen:

Dem Tage Heil! ſo ruft im Hochverein,
Wer von Tuisco ſtammt;
So tönt's am Belt, am Elbeſtrom, am Rhein,
Und hohes Opfer flammt.

Den Führern Heil, die königlich verbunden,
Geſtürzt der Feinde Plan;
Den Kriegern Heil, die glorreich überwunden,
Auf rauher Siegesbahn.

Es leuchtete durch dieſes Kampfes Wetter
Ein ſchöner, goldner Stern:
Er floh dahin am hohen Sitz der Götter
Zum Abendhimmel fern.

Dort ſah man hin die tapfern Scharen dringen
In edler, deutſcher Glut,
Und mächtig ſie des Sturmes Woge zwingen,
Der Fremden Uebermuth.

Ein würdiges Geſchlecht hat ſich entkettet
Schnell vom unwürd'gen Band,

Und ſeine Sitte fromm und kühn gerettet, —
Neu blüht das Vaterland.

Doch Hermann's Schatten, den wir heilig ehren,
Ruft aus des Waldes Nacht:
Vergeſſet, Söhne! nie der Väter Lehren,
Hegt treuen Sinn — und wacht!

Groß ſah man euch des Kampfes Ziel erreichen;
Doch ſeine Blume ſinkt,
Wenn Brüder von der Eintracht Fahne weichen,
Wo nur die Palme winkt.

Neu ſchmücke nun Teutonien die Binde
Von ätherfarbnem Glanz,
Und ihre göttergleiche Stirn umwinde
Der Freiheit Eichenkranz.

Denn männlich ſind und bieder ihre Söhne,
Der Grenze ehrner Schild,
Und ihre Töchter hold, in ſanfter Schöne,
Stets weiblich fromm und mild.

Da heil'ger Friede wieder Luſt und Leben
Auf Deutſchlands Auen führt,
Denkt auch ans Edle, Weiſe, deſſen Streben
Nie die Bahn verliert!

So wie durch Haine jetzt von Höhn zu Höhen
Die Feuerzeichen glühn,
Soll reine Flamme durch die Herzen wehen,
Und ſtets Erinnrung blühn.

Drum dankt, den Geiſt zum Strahlenſitz erhoben,
Der höchſten Weisheit dort!
Treu', Vaterland und Muth, wenn Stürme toben!
Sei unſer Loſungswort.

Die Univerſität Göttingen feierte das Andenken des großen Erlöſungstags dadurch, daß ſich ſämmtliche Profeſſoren in ihrem Concilienhauſe verſammelten und von da in den großen Hörſaal im Univerſitätsgebäude zogen, wo der Redner der Univerſität, Hofrath Mitſcherlich, ein von ihm auf dieſe glorreichen Siegestage des vorigen Jahres verfertigtes lateiniſches Gedicht „mit allgemeinem Beifall“ vorlas. Im übrigen blieb alles ſtill. Dieſer alte Lappen auf ein neues Kleid fiel zu ſtark in die Augen, als daß eine allgemeine Verſpottung hätte ausbleiben können. In Jena dagegen wurde der Tag der Befreiung Deutſchlands vom fremden Tyrannenjoch mit der lebhafteſten Theilnahme und einem außerordentlichen Enthuſiasmus gefeiert. Mit dem lauteſten Jubel empfing man die beiden Kaiſer, als ſie die Stadt mit ihrer Gegenwart beehrten. Alles beeiferte ſich, ſie zu ſehen und ihnen ein herzliches Lebehoch darzubringen. Aus allen Ständen fanden ſich Freiwillige ein, um ihrem Fürſten zu folgen in den heiligen Krieg, um das ſo ſchön begonnene Werk unſerer allgemeinen Befreiung zu vollenden. Schon am 18. October wurde das Feſt der Leipziger Schlacht um 12 Uhr durch das feierliche Geläute aller Glocken der Stadtkirche angekündigt. Zur nämlichen Zeit wurde auf der ſogenannten Brandſtelle, welche jetzt ein ſchönes ebenes Viereck bildet, eine junge Eiche zum Denkmal der wiedererlangten Freiheit gepflanzt. Ueberall hörte man nichts mehr als lautes Jubelgeſchrei unter dem wonnetrunkenen Volke. Die Berge füllten ſich mit Menſchen an, um das zum Abendfeuer beſtimmte Brennholz herbeizuſchaffen und mit Losſchießen der Ge-

mehre ihre Freude laut zu verkündigen. Mit Anbruch der Nacht ſah man auf allen Bergen und Hügeln in den Umgebungen Jenas die Flammen hell auf gen Himmel lodern. Dieſe Berge und Hügel, deren Anzahl ſich über achtzehn beläuft, gewährten in ihrer Beleuchtung einen ſo feierlich erhabenen Anblick, der alle Beſchreibung übertrifft. Zwiſchen ihnen nahm ſich das nahe an der Stadt auf einer mäßigen Anhöhe gelegene Griesbach'ſche Gartenhaus durch ſeine prächtige Beleuchtung ſehr gut aus.

Um 7 Uhr wurde das feierliche Geläute aller Glocken der Stadtkirche wiederholt und mit ihm ertönte das Geläute aller Glocken der Dorfkirchen in der Umgegend. Auf den beiden höchſten Bergen von Jena, dem ſogenannten Windknollen (welcher ſeit dem 14. October 1806 Napoleonsberg hieß), und dem ihm gerade gegenüberliegenden Hausberge, hatten der Profeſſor der Chemie, Döbereiner, und der Profeſſor der Medicin, Kieſer, großartige bengaliſche Feuerwerke veranſtaltet. Das erſte dieſer beiden Feuer begann auf dem Hausberge, wo es in Form einer Kugel einen ſo hellen Silberglanz von ſich warf, daß man in einer beträchtlichen Entfernung die kleinſte Schrift leſen konnte. Hierauf erfolgte auf dem Windknollen das Nämliche. Nun flogen auf beiden Bergen Raketen in die Luft und bildeten mannichfaltige Figuren. Dann erſchien auf einmal im hellſten Glanze des bengaliſchen Feuers, wie in der freien Luft ſchwebend und gleichſam vom Himmel herab die Erlöſung vom fremden Sklavenjoche verkündigend, ein ſeine Silberſtrahlen nach allen Seiten hin werfendes Kreuz. Dieſe

Erſcheinung dauerte einige Minuten, und bei ſeinem Verſchwinden zeigte ſich ſogleich auf dem entgegengeſetzten Windknollen eine helleuchtende Pyramide, als Sinnbild der Feſtigkeit unſerer fortdauernden Freiheit.

Am 19. des Morgens verkündigte eine vortreffliche Muſik vom Thurme der Stadtkirche und hierauf das Geläute der Glocken den Anbruch des für Deutſchlands Rettung ſo merkwürdigen Tags. Um 9 Uhr begann ein feierlicher Gottesdienſt, wo der berühmte Kanzelredner J. G. Marezoll eine ergreifende und der Würde des Tags angemeſſene Rede über Pſ. 111 hielt. Dieſe Predigt verdiente es wol, ganz mitgetheilt zu werden, weil ſie zu den trefflichſten der Hunderte gehört, die zur Feier jenes Tags auf deutſchen Kanzeln gehalten worden ſind. Ich muß mich des Raums wegen auf Mittheilung des Eingangs beſchränken, woraus man auf den Geiſt der ganzen Predigt ſchließen kann. „Höret mich mit Aufmerkſamkeit", begann er, „wenn ich davon reden werde: wie wir den feſtlichen Tag, an welchem Deutſchlands Rettung erkämpft wurde, in religiöſer Hinſicht würdig feiern ſollen. Wir bereiten uns dazu durch ein gemeinſchaftliches Gebet und ſingen: Ich will mit Danken kommen u. ſ. w. Soll der feſtliche Tag, an welchem Deutſchlands Rettung erkämpft wurde, in religiöſer Hinſicht würdig von uns gefeiert werden, ſo müſſen wir vor allen Dingen erkennen und glauben, daß Gott es war, dem wir dieſe Rettung verdanken; ſo müſſen wir auf ihn zurückführen und von ihm herleiten, was er allein bewirken konnte und was ohne ihn nicht erfolgt ſein würde; ſo müſſen wir uns nicht weigern, ihm und ſeinem Namen

die gebührende Ehre zu geben. Nein, Gott, heißt es in unſerm Texte, Gott ſendet eine Erlöſung ſeinem Volke; Gott hat ein Gedächtniß ſeiner Wunder geſtiftet; Gott, den Herrn, haben wir von ganzem Herzen und öffentlich in der Gemeinde dafür zu preiſen. In dieſe Ausſprüche des heiligen Sängers muß jedes fromme Gemüth mit Innigkeit einſtimmen; dieſer Gedanke muß an dieſem Tage und in dieſem Hauſe der herrſchende unter uns ſein und ſich unſerer ganzen Seele bemächtigen. Denn wie könnten wir ſonſt ein Feſt des Herrn, ein Feſt der Religion feiern? Wie könnten wir ſonſt vor ſeinem Angeſicht erſcheinen, ohne uns entweder des höchſten Leichtſinns oder der ſtrafbarſten Heuchelei ſchuldig zu machen? Was ſollten wir ſonſt hier, wenn wir nicht Empfindungen und Ueberzeugungen auszuſprechen hätten, wie ſie dem echten Gottesverehrer beiwohnen? Als ſolche ſind wir demnach hier verſammelt, als ſolche erheben wir heute den gerührten dankbaren Blick zum Himmel; als ſolche gehen wir von der großen unwiderſprechlichen Wahrheit aus: Gott hat eine Erlöſung geſendet ſeinem Volke. Wir ſind Chriſten und glauben nicht an die Herrſchaft des Ungefährs, an die Macht des Zufalls; wir ſetzen nicht ein blindes, unbedingtes Schickſal auf den Thron der Welt; wir wiſſen, wer ſie regiert, wiſſen, von wem alles ohne Ausnahme abhängt, wiſſen, wer die menſchlichen Angelegenheiten ordnet, und ſagen mit der Schrift: Der Herr hat ſeinen Stuhl im Himmel bereitet, und ſein Reich herrſchet über alle. Ja, Gott iſt es, dem unſer Vaterland ſeine Befreiung

und dieſer Tag ſeinen Glanz verdankt; Gott iſt es, der ſeiner Weisheit und Güte, ſeiner Heiligkeit und Gerechtigkeit, ſeiner Majeſtät und Gewalt auf Leipzigs Ebenen ein bleibendes Denkmal geſetzt; Gott iſt es, der ſich da als huldreicher Vater ſeiner Kinder gnädig erbarmet, der ſo vielen gedrückten und beſchimpften Nationen ihr Joch und ihre Schmach abgenommen, der von ſeiner Höhe herab den übermüthigen Tyrannen geſtürzt und das ſtolze Laſter in den Staub gelegt hat. Er allein konnte es erlauben, daß Europens Staaten eine Beute der Ungerechtigkeit und Raubſucht wurden und immer tiefer in Knechtſchaft verſanken; und er allein konnte alles wieder ändern; ſeine Hand allein war zur Hülfe nicht verkürzt; ſein bloßer Wink reichte hin, unſerm Erdtheile eine neue beſſere Geſtalt zu geben und die ſtumme Klage geängſteter Länder in lautes Frohlocken zu verwandeln. Denn wer hatte es noch gewagt, auf Rettung und auf ſo ſchleunige Rettung zu hoffen? Wer hatte ſich nicht in allen bisherigen, noch ſo gegründet ſcheinenden Erwartungen dieſer Art getäuſcht gefunden? Wer hatte nicht Deutſchlands Glück und Unabhängigkeit ſtill trauernd aufgegeben und die Macht, welcher es wehrlos huldigen mußte, für unüberwindlich gehalten? Aber was iſt alle noch ſo gefürchtete Macht der Menſchen gegen die Allmacht Gottes? Was vermögen ſterbliche Heere gegen den Herrn der Welt? Was können auch die kühnſten Eroberer gegen ſeinen Willen ausrichten? Sie beſchließen einen Rath, und Er vereitelt ihn. Sie machen Entwürfe, und Er läßt dieſelben mislingen. Sie trotzen auf ihr Glück und eilen damit in ihr Verderben. Noch keiner

hat das Ziel überſchritten, das ihm von oben herab geſetzt war. Noch hat keiner die Menſchheit ſo völlig unterjocht, als es in ſeinem Plane lag. Noch hat ſich keiner gegen die Vorſehung empört, der nicht empfindlich dafür gezüchtigt, nicht früher oder ſpäter tief gedemüthigt, nicht ſo oder anders zu Schanden geworden wäre. Heute alſo triumphire der Glaube an Gott! Heute beginne die öffentliche Freude mit frommen, religiöſen Gefühlen! Heute erinnere ſich jeder lebhaft daran, daß unſer Gott im Himmel iſt und ſchaffen, erhalten, zerſtören, aufbauen kann, was er und wie er will. Und wer dieſe Ueberzeugung nicht mit uns theilt, der gehe aus von uns und ſage ſich los von der chriſtlichen Gemeine. Wer nicht anerkennt, daß unſer Volk ſeine Erlöſung Gott dem Herrn verdankt, der entweihe dieſes Heiligthum nicht durch ſeine Gegenwart."

III.

Die Beſtrebungen der öſterreichiſchen Politik, das lebendig gewordene und durch Ströme von Blut bethätigte deutſche Nationalgefühl zu unterdrücken, und die dadurch hervorgerufenen Gegenbeſtrebungen der preußiſchen und deutſchen Patrioten.

In lebendiger Anſchauung ſtand die große Thatſache da, daß nicht die Könige und Fürſten mit ihren Mieth-

ſoldaten, ſondern das deutſche Volk ſelbſt in freier nationaler Erhebung mit ſeinem edelſten Jugendblute und grenzenloſen Opfern ſich ſelbſt und ſeine Fürſten von der ſchnödeſten Sklaverei befreit; in friſchem Andenken waren alle die Leiden und Verwüſtungen, welche die Franzoſen von 1805—13 über ganz Deutſchland gebracht; in friſcher Erinnerung ebenfalls der verachtende, nicht ſelten mit Grauſamkeit verbundene Hohn, mit welchem die Franzoſen das deutſche Nationalgefühl niedergetreten und zum Theil zertreten hatten. In der Gemeinſamkeit dieſer Empfindungen und Erinnerungen verſchwanden alle Stammesunterſchiede, und ſelbſt der confeſſionelle Hader trat in den Hintergrund. Man fühlte ſich als Ein Brudervolk und hielt die Wiedergeburt Deutſchlands für eine vollendete Thatſache. In dieſem Geiſte ſchrieb E. M. Arndt das herrliche Volkslied: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ was bis auf den heutigen Tag mit beifälliger Begeiſterung geſungen wird.

Faſt in demſelben Augenblicke wurde ebendieſes Heiligthum in Wien in ärgſter Weiſe entweiht. Zwar wurde auch in der Kaiſerſtadt das Feſt mit großem Pomp gefeiert —:

„Tags vorher“, heißt es in einem Artikel aus Wien, „war ſchon die ganze dienſtthuende Garniſon durch mehrere Bürgerregimenter abgelöſt worden. Am 18. October früh ſtellten ſie ſich, 14—16000 Mann ſtark, im Prater neben dem Circus gymnasticus des Herrn von Bach in einem länglichen Viereck auf, in deſſen Mitte auf erhöhtem Boden ein Kapellenzelt errichtet war. Nach 11 Uhr begaben ſich dahin die zwei Kaiſer, die Könige von

Preußen und von Dänemark, der Großherzog von Baden, die ſämmtlichen Erzherzoge, Herzoge, Prinzen und Fürſten, der Fürſt Schwarzenberg, die Lords Caſtlereagh und Stewart und viele andere bedeutende Anweſende, nebſt einem überaus glänzenden Gefolge zu Pferde. Dieſem Zuge folgten zu Wagen die beiden Kaiſerinnen, die Königin von Baiern, die Großfürſtinnen, die Erzherzoginnen, die Könige von Baiern und von Würtemberg mit einer zahlreichen Begleitung zu Pferde und einem bedeutenden Gefolge von Wagen. Nachdem dieſer majeſtätiſche Zug im Prater angelangt war, hielt der Biſchof von St.-Pölten als Generalſuperior der Armee ein feierliches Hochamt. Währenddem donnerten von den Wällen der Garniſon hundert Schüſſe, die in gleicher Anzahl von den Batterien der Garniſon, welche im Hintertreffen des Vierecks beim Panorama aufgeſtellt waren, beantwortet wurden. Nachdem die höchſten Anweſenden ſich von ihrer Andacht erhoben hatten, umarmte der Kaiſer Alexander den Fürſten Schwarzenberg mit den Worten: «Après Dieu à vous!» Von hier ſetzten ſich die höchſten Anweſenden nach dem den Prater ſchließenden und zur Perſpective der Hauptallee dienenden Luſthauſe in Bewegung. Auf einem freien Platze unweit deſſelben ließen ſie die ganze Garniſon vorbeiziehen. Sie beſtand aus zwei Cavallerieregimentern, neun Grenadierbataillonen, einer ungariſchen Infanteriebrigade, nämlich der Regimenter Alexander und Colloredo, einer Artilleriebrigade mit 40 — 50 Stück Geſchütz und dem Pionnier-, Mineur- und Sappeurcorps. Das ſchöne Kürraſſierregiment Konſtantin wurde von dem Großfürſten als Oberſten

ſelbſt aufgeführt. Als das Regiment Alexander ſich in der Colonne näherte, ſprengte der Kaiſer von Rußland ihm entgegen und führte es mit gezogenem Degen vor den Kaiſer Franz, hielt den Degen geſenkt, bis es vorüber war, und bat dann den Kaiſer, dreimal ſalutirend, ſeinen Degen verſorgen zu dürfen, worauf ihn der Kaiſer umarmte unter dem lauteſten Jubel der Umſtehenden, auf die ein ſolcher Anblick herzlicher und aufrichtiger Freundſchaft, die man früher blos in Schauſpielen zu ſehen gewohnt war, den tiefſten Eindruck machte. Die Cavalerie und ein Theil der Infanterie mit ſechs Batterien gingen nun auf den rechts vom Luſthauſe geſchlagenen und mit Trophäen und eroberten Gewehren wohlverzierten drei Schiffbrücken auf das rechte Donauufer über und ſtellten ſich daſelbſt in der Fronte nach dem Luſthauſe, die Grenadiere in dem erſten, die Cavalerie im dritten Treffen, ſodaß jede Flanke mit drei Batterien Geſchütz gedeckt war. Am Luſthauſe theilte ſich der Zug, und während jene ſich über der Donau auf der Simmeringer Heide aufſtellten und durch die von den Wällen der Stadt kommende Artillerie noch vermehrt wurden, blieben ſechs Bataillone Grenadiere und zwölf Zwölfpfünderbatterien dieſſeit der Donau. Das Luſthaus, ein ſchöner Jagdpavillon, macht den Centralpunkt einer Menge hier zuſammenſtoßender Prateralleen und war zur Aufnahme und Bewirthung der erhabenen Gäſte von außen und innen vortrefflich decorirt. In den nächſten Umgebungen deſſelben war ein großer Obelisk errichtet, auf deſſen Höhe eine eroberte franzöſiſche Fahne wehte. Zu den Füßen deſſelben ſtand ein geharniſchter Mann, gleich-

kam die Helden des Tags aus jener kräftigen Ritterzeit her bewillkommnend. Acht trophäenartig ausgeſchmückte Säulen ſtanden im Kreiſe um das Luſthaus, welches in ſeinem Innern ſich in das Erdgeſchoß und den erſten Stock abtheilt. Oben und unten glichen die Säle großen Zelten. Die Pfeiler, welche die Zeltdecken zu tragen ſchienen, waren mit Kriegsinſignien alter und neuer Zeit geſchmackvoll ausgeziert. Die Monarchen ſpeiſten in dem Saale des erſten Stocks und hatten den Fürſten Schwarzenberg zu ihrer Tafel gezogen. Der Kaiſer Franz machte den Wirth. Im untern Saale ſpeiſten die Erzherzoge, Prinzen und andere Fremde von hohem Range. Für die Generalität waren Tafeln rings um das Luſthaus herum gedeckt. Dort ſah man auch mitten unter den Offizieren ſeines Regiments den Großfürſten Konſtantin ſpeiſen. Während der Tafel brachte der Kaiſer die Geſundheit ſeiner erhabenen Gäſte und Freunde, der verbündeten Heere, ſeiner Armee und endlich folgenden Toaſt aus: «Der 18. October! Möge die Erinnerung an dieſen glorreichen Tag in einen dauerhaften Frieden auf die ſpäte Nachwelt übergehen!»"

Aber während in dieſer pomphaften Weiſe der 18. October gefeiert wurde, arbeitete Fürſt Metternich und ſeine diplomatiſche Umgebung an der Rede, womit der öſterreichiſche Präſidialgeſandte den deutſchen Bundestag eröffnen ſollte und die ich in dem vorhergehenden Theile meiner „Wanderung" auszugsweiſe begleitet von kritiſchen Bemerkungen einſichtiger Männer, mitgetheilt habe. An dem Feſte hatte Fürſt Metternich einen ſo lebhaften

Antheil genommen, daß es ſchien, als ob er den allgemeinen Jubel aus innigſter Ueberzeugung theile. In ſeinem am Rennwege gelegenen Sommerpalaſte hatte er ein großes Ballfeſt für die allerhöchſten und höchſten Herrſchaften veranſtaltet und zu deſſen Ausſchmückung eine ungeheuere Summe verwendet. Zu dem mitten im Garten gelegenen Hauptgebäude führte eine dreißig Fuß breite Treppe, die mit Blumen und Orangerie geſchmückt war. Reicher noch geſchmückt fand man oben ein Blumenamphitheater und als Vorhalle zum Hauptſaal ein großes, mit Waffentrophäen und ſchönen Allegorien ausgeziertes Zelt. Durch Waffen war man ja zum Heil gelangt! Der weiß mit Gold verzierte Hauptſaal von 96 Fuß Länge und 60 Fuß Breite war durch 32 korinthiſche Säulen von einer Galerie getrennt. Die überaus blendende Beleuchtung war dem Glanze der Geſellſchaft angemeſſen. Von der Vorhalle führten zwei Treppen in den Speiſeſaal hinab, den gleichfalls 32 Säulen doriſcher Ordnung in Galerie und innern Saal theilten. Letzterer war für die Monarchen mit einer großen Tafel, die Galerien aber mit 22 runden Tiſchen für die andern Gäſte beſetzt. Hoch über dem Palaſte ſtrahlte in weithin glänzender Erleuchtung der Name Leipzig mit Lorber- und Eichenkranz eingefaßt. Bei der Ankunft und Abfahrt der Monarchen erhellte eine bengaliſche Feuerkugel mit wunderbarer Tageshelle die weiten Umgebungen. Der General von Langenau, ein Hauptwerkzeug der Vereitelung aller der großen Güter und Hoffnungen, welche auf den Schlachtfeldern bei Leipzig mit Strömen von Blut errungen worden waren, führte die Oberaufſicht

über die äußern Ordnungen des wiener Jubelfeſtes. Aber dieſe Leiter der öſterreichiſchen Politik blickten ſpöttiſch darein, indem ſie ihre Plane ſchon ganz ausgearbeitet in der Taſche trugen. Zu den größten Errungenſchaften der Freiheitskriege gehörte das Verſiegen der Quelle, aus welcher ſeit Jahrhunderten die gefährlichſten Krankheiten und die ſchwerſten Leiden des deutſchen Volks gefloſſen waren, der Quelle des confeſſionellen Haders. Auf allen Kanzeln und in allen Hofkirchen wurde mit allgemeinem Beifall über den Text gepredigt: „So ſeid nun fleißig zu halten die Einigkeit im Geiſte durch das Band des Friedens.“ Die Heilige Allianz ſelbſt war ein Ausfluß dieſer Stimmung. Aber die alte confeſſionelle Zwietracht war bis dahin ein Haupthebel der öſterreichiſchen Politik geweſen; ſie einſchlafen zu laſſen, war nichts anderes als ein Aufgeben dieſer Politik. Das war aber die Meinung Metternich's nicht; im Gegentheil ging von nun an ſein Hauptbeſtreben dahin, dieſen Geiſt der Zwietracht mit allen Mitteln diplomatiſcher Künſte wieder aufzuſtacheln, hauptſächlich zur Unterdrückung Preußens. Mit welchem Erfolge dieſes geſchehen, habe ich an andern Orten ausführlich nachgewieſen. Es war das „die Sünde wider den heiligen Geiſt der nationalen Erhebung“, die ſich ſchließlich am ſchrecklichſten an der öſterreichiſchen Monarchie ſelbſt gerächt hat. Wie hätte es auch anders ſein können? Sie begnügten ſich nicht damit, dem Kaiſer zu geben was des Kaiſers war, ſondern wollten dem Kaiſer auch zur Verfügung ſtellen was Gottes war, um damit unter dem Deckmantel päpſtlicher Machtvollkommenheit eine Politik zu treiben, die zu nichts Gutem führen konnte.

Viel gottesfürchtiger war die althergebrachte preußiſche Politik: „den in der deutſchen Nation vorhandenen kirchlichen Gegenſätzen die politiſch trennende Kraft bei ſich zu entziehen und das kirchlich geſpaltene Volk mit dem Einigkeitsgefühl eines Staatsvolks zu durchdringen", mit welcher denn ja auch Preußen den Vorrang gewonnen hat, deſſen es ſich jetzt zu erfreuen hat.

Da die meiſten Blätter, welche heutiges Tags die öffentliche Meinung im ultramontanen oder im ultraproteſtantiſchen Sinne bearbeiten, das hiſtoriſch gegebene und fortgebildete Verhältniß Preußens zu den verſchiedenen Confeſſionen in einen möglichſt dunkeln Hintergrund ſchieben, ſo thut es noth, daſſelbe wieder ans Licht zu ziehen. Zu dieſem Zwecke dient in erſchöpfender Weiſe eine Abhandlung des Dr. E. Herrmann, welche Heinrich Gelzer in den „Proteſtantiſchen Monatsblättern" mitgetheilt hat. Kaum bedurfte es, heißt es dort unter anderm, eines ſo großen Mannes wie Friedrich II., um dieſe überlieferten Eigenthümlichkeiten und Richtungen des preußiſchen Staatsweſens aufzunehmen, bei dem großen Zuwachs katholiſcher Gebiete in den öſtlichen Theilen der Monarchie ſie zu erweitern und als ein Lebensprincip des preußiſchen Staats feſtzuſtellen. In der That iſt es eine ſchwer begreifliche Verblendung und Engherzigkeit, wenn dieſe Toleranz Friedrich's des Großen neuerdings wieder, beſonders von lutheraniſtiſchen Eiferern, angeklagt und lieber aus ſubjectiven religiöſen Mängeln als aus objectiver geſchichtlicher Nothwendigkeit erklärt wird. Allerdings konnte die Art und Weiſe, wie die Evangeliſchen damals noch in katholiſchen Ländern behandelt wurden,

auf katholiſcher Seite kein Recht zu den Erwartungen geben, welche Friedrich der Große durch den Schutz der katholiſchen Religionsübung und die Aufrechthaltung der Biſchofsſitze in den neuerworbenen Gebieten, durch Verſtattung neuer katholiſcher Gemeindegründungen in den alten Provinzen, durch die der Hedwigskirche in Berlin eingeräumte Stellung u. ſ. w. erfüllte. Allein wie ſchwach iſt es doch mit Verſtand und Gewiſſen derer beſtellt, die in ſolchen Dingen das Verfahren nach dem Grundſatz der Repreſſalien eingerichtet wiſſen wollen, alſo verlangen, daß man das Geſetz des eigenen Handelns von der mindern Einſicht und Gewiſſenhaftigkeit des Gegners entlehne. Der Boden, auf welchem das Verhalten Friedrich's II. gegen die Katholiken wurzelt, iſt nicht, wie ein neueſter lutheriſcher Schriftſteller klagt, die „Impotenz des Rationalismus, die der katholiſchen Kirche von vornherein das Feld laſſen muß", ſondern ſtaatsmänniſche Weisheit, Empfänglichkeit für das Recht des Werdenden, Erkenntniß, daß das Paritätsprincip allein fähig ſei, bei der Geſpaltenheit des kirchlichen Volks die Einheit des politiſchen zu erhalten. Er hat dadurch nicht blos dem deutſchen Volke und Staate, ſondern auch dem evangeliſchen Princip, das in dieſen Fortſchritten ſeine Siege feiert, die größte Förderung gebracht, welche aus dem an evangeliſchen Einbußen ſonſt ſo reichen 18. Jahrhundert zu berichten iſt. Auf katholiſcher Seite und beſonders bei der Römiſchen Curie ſchlug nach der Einverleibung Schleſiens das Gewiſſen; man befürchtete, es ſei jetzt die Zeit der Vergeltung für die entſetzlichen Unbilden gekommen, welche das proteſtantiſche Bekenntniß in Schleſien unter

der katholiſchen Gegenrevolution erlitten hatte. Um ſo mehr floß man von Bewunderung für Friedrich's weiſe Toleranz über; um ſo größer war aber auch die Zurückhaltung und Ergebung, mit der man ſich in den ſehr weiten Umfang fügte, welchen Friedrich der Staatsgewalt in Kirchenſachen gab. Nicht blos, daß er als Rechtsnachfolger den vollen Gebrauch der Rechte ergriff, welche den ehemaligen katholiſchen Fürſten der erworbenen Lande zugeſtanden hatten, auch wo ſie nicht auf der Staatsgewalt, ſondern auf päpſtlichen Indulten für die katholiſchen Fürſten beruhten. Die katholiſche Kirche im Lande iſt ihm eine öffentliche Einrichtung, welche nach dem nämlichen territorialiſtiſchen Princip wie die evangeliſche, in allem was nicht den Glauben angeht, der Regierungsgewalt unterworfen iſt. Seine Anſchauungen blieben auch weiterhin die leitenden und ſind namentlich in den betreffenden Beſtimmungen des „Allgemeinen Landrecht" ſpürbar. Für eine ſpätere, der Kirchenhoheit günſtigere Zeitrichtung und deren Einfluß auf Ermäßigung der Aeußerungen des jus circa sacra war in dem Geſetzbuche der empfängliche Boden geſchaffen. Immerhin aber war das Reſultat, mit welchem das vorige Jahrhundert abſchloß, dieſes, daß unter katholiſchen wie unter evangeliſchen Landesobrigkeiten ein Syſtem ſtaatlicher Kirchenhoheit beſtand, welches ſeinen Zuſammenhang mit einem Staatsbegriffe nicht verleugnen kann, welcher für die Selbſtbeſtimmung und freie Bewegung der mit dem Staate nicht zuſammenfallenden Gemeinſchaften, insbeſondere der Kirche, keinen Raum läßt. Die bisherigen Beſchränkungen der Kirchengewalt waren mannichfach

reducirt und eingeengt, aber die Träger derſelben, die ſelbſt mehr oder weniger von der Nothwendigkeit und Gerechtigkeit jener Beſchränkungen überzeugt waren, ſtanden ſammt ihren Regierungsinſtitutionen in ihren alten Würden, Herrlichkeiten und Einkünften aufrecht. Dieſem Zuſtande machten die Säculariſationen von 1803 ein Ende. Nicht blos der äußere Glanz und die politiſche Macht der katholiſchen Kirche, welche weſentlich auf der Verbindung der Landeshoheit mit Kirchenwürden und den reichen Dotationen der landſäſſigen Stifter beruht hatte, war gebrochen, ſondern auch der innere kirchliche Regierungsorganismus vollſtändig untergraben. Ein raſcher Zerfall des bisherigen Organismus war unvermeidlich. Die zum größten Theile ſchon hochbetagten Biſchöfe ſtarben raſch dahin, ſodaß, von Oeſterreich abgeſehen, bei Eröffnung des Wiener Congreſſes nur noch die Biſchöfe von Regensburg, Hildesheim, Paſſau, Eichſtädt und Korvei übrig waren, und dieſe natürlich im Penſionsſtande. Kurz, die Dinge lagen ſo, daß einerſeits zwar die Lehr- und gottesdienſtlichen Functionen der katholiſchen Kirche keine Gefahr liefen, andererſeits aber alle Geſchäfte der Kirchenregierung, alſo alles, was ſich auf kirchliche Organiſation, Aufſicht, Gerichtsbarkeit, Amtsbeſetzung, Vermögensverwaltung u. ſ. w. bezog, mehr und mehr in Stillſtand gerathen mußte, wenn der Staat nicht helfend in die Lücke trat. An der Bereitſchaft des Staats fehlte es nicht. Nicht blos die Erweiterung der Regierungsmacht war willkommen, ſondern auch die Pflicht mahnte die mit ehemaligen katholiſchen geiſtlichen Gebieten vergrößerten Landesherren, für das zerfallende Kirchenweſen

ihrer neuen Unterthanen raſch Sorge zu tragen, um ſich auch ſo die neuen Erwerbungen enger zu verbinden. Ein rechtliches Bedenken am Berufe des Staats konnte aber um ſo weniger aufkommen, als die herrſchenden ſtaats- und kirchenrechtlichen Ueberzeugungen die Joſephiniſchen und Fridericianiſchen waren, welche unterdeß durch das im Jahre 1801 zwiſchen Papſt Pius VII. und der franzöſiſchen Regierung abgeſchloſſene Concordat und durch die damit verbundene Staatsgeſetzgebung über die Kirche eine weitere Verſtärkung erhalten.

Es wäre die gröbſte Unwahrheit und Ungerechtigkeit, wenn man das kirchliche Organiſiren und Regieren der Staatsgewalten, welches nunmehr eintrat, mit unſern heutigen Ultramontanen ganz nur als eine fortſchreitende Zerſtörung des deutſchen Zweiges der katholiſchen Kirche darſtellen wollte. Nur dann wäre dies möglich, wenn der katholiſchen Kirche ihre äußere Unabhängigkeit und Macht alles, der Beſitz der innern Ausrüſtung aber, von welcher das Gelingen ihrer religiöſen Miſſion im deutſchen Volke abhängt, nichts gälte. Blickt man insbeſondere auf das Verfahren der proteſtantiſchen Regierungen, ſo wird man namentlich von den ſüdweſtlichen, die heutzutage den Hauptangriffspunkt der ultramontanen Partei bilden, bezeugen müſſen, daß ſie es mit der Erhaltung der katholiſchen Kirche in ihren Gebieten nicht blos wohl meinten, ſondern für die Erhebung derſelben aus einer unglaublichen und durch den frühern Glanz der Kirche nicht gehinderten, ſondern eher geförderten Verkommenheit und Schlaffheit Bedeutendes geleiſtet haben. Gewiß haften an ihren Organiſationen vielfach die Spuren

des damaligen Staatsbegriffs, der alle öffentlichen Güter und Intereſſen auf gleiche Weiſe unter der Vollmacht der Regierung vereinigte und aus vager Zweckmäßigkeit den Beruf zu vielem ableitete, was die Gerechtigkeit verſagt haben würde; allein ebenſo gewiß haben ſie der katholiſchen Kirche Güter zugeführt, welche die letztere aus eigener Kraft kaum jemals, ſicher aber nicht unter dem Zerfalle der Organe ihres Handelns ſich zu erzeugen im Stande geweſen wäre. Wol mögen dieſe innern Güter auf dem centralen und der Individualität der nationalen Kirchen entfremdeten Standpunkte der Römiſchen Curie wenig geſchätzt werden: für die katholiſche Kirche des deutſchen Volks und deren geſchichtliche Eigenthümlichkeit ſind ſie wahre Lebensbedingungen geworden, deren Vertretung gegen die Römiſche Curie das deutſche Epiſkopat als eine ſeiner wichtigſten Aufgaben, als nothwendigſte Aeußerung eines unter allen Umſtänden berechtigten Epiſkopalſyſtems im Möhler'ſchen Sinne anſehen müßte!

Es leuchtet von ſelbſt ein, daß Dr. Herrmann bei der Schilderung der Zuſtände der katholiſchen Kirche, die infolge des Reichsdeputationshauptſchluſſes von 1803 eintraten, ſowie der Anſchauungen faſt aller deutſchen Biſchöfe und Fürſten jene „Rechtlichen Bitten und ehrfurchtsvollſten Wünſche der Katholiken Deutſchlands", welche dem Wiener Congreß bei ſeinem Beginn druckſchriftlich vorgelegt wurden, und die ich in Verbindung mit dem „Memoire des ehemaligen unmittelbaren deutſchen Reichsadels" vom 23. Januar 1815 in einem frühern Theile meines vorliegenden Werks

und in andern Schriften mitgetheilt und beleuchtet habe, im Auge gehabt hat.

Dr. Herrmann knüpft daran eine ſehr gründliche und gediegene Darlegung und Prüfung der Verhandlungen der Fürſten über Concordate mit der Römiſchen Curie. Es liegt den ältern Männern unter uns noch in friſcher Erinnerung, welche Gegenwirkungen das Gelingen verhinderten. Eine Hauptſchuld fällt der damaligen preußiſchen Politik zur Laſt. Die Verhältniſſe der katholiſchen Kirche zum Staate ſchienen den damaligen Staatsmännern ſo feſt geordnet und die Katholiken überall ſo zufrieden, daß man ſich in dieſer allerwichtigſten Angelegenheit des deutſchen Volks iſoliren zu können und zu müſſen glaubte. Hätte dagegen Preußen ſich in Abſicht jener Concordate mit den übrigen deutſchen Fürſten verbunden, dann wären die Erfolge ohne Zweifel ganz anders ausgefallen. Preußens Iſolirung in dieſer Frage ſchien um ſo unbegreiflicher, als ſich die Gegenſätze der preußiſchen und öſterreichiſchen Auffaſſungen ſchon auf dem Wiener Congreß deutlich genug kund gegeben hatte. Preußen ſtellte den Grundſatz der Parität der Religionsparteien auf; in dem öſterreichiſchen Gegenentwurfe ſchrumpfte die Parität zu dem Satze zuſammen, daß die Verſchiedenheit der chriſtlichen Bekenntniſſe keinen Unterſchied der bürgerlichen und politiſchen Rechte begründen ſolle. Dieſer Grundſatz trug bekanntlich den Sieg davon. Mit demſelben konnte nun Oeſterreich ganz bequem die Sache hinſchleppen, bis die Zeit gekommen war, wo man Hand an die Durchführung der eigentlichen Abſicht legen konnte: die faſt eingeſchlafene confeſſionelle Zwietracht in Deutſch-

land wieder aufzustacheln. Die Zeit kam, und nun wurden alle Aufregungskünste zu dem beabsichtigten Zwecke aufgeboten, alle schriftstellerischen Talente, Görres mit seiner ganzen Schule und Sippschaft in Bewegung gesetzt, eine große Anzahl öffentlicher Blätter in Dienst genommen, kurz, die alten confessionellen Leidenschaften wurden rasch wieder in eine solche Gärung gebracht, daß es in der preußischen Rheinprovinz zu einer Revolution gekommen wäre, wenn die Rheinländer weniger Verstand und Treue gehabt hätten und wenn nicht ein Mann wie Graf Spiegel Erzbischof von Köln gewesen wäre. Da sahen die preußischen Staatsmänner zu spät ein, wie unpolitisch sie gehandelt, Preußen bei den Verhandlungen über die Concordate zu isoliren.

Welch einen Umschwung hat doch die preußische Politik seitdem genommen! Preußens Regent steht jetzt an der Spitze Deutschlands und kann sich in allgemeinen nationalen Fragen von dem übrigen Deutschland ebenso wenig getrennt halten, als die deutschen Fürsten mit Einschluß Oesterreichs sich von ihm trennen können.

IV.

Die innern Zustände Preußens und Deutschlands zur Zeit des Ablebens Friedrich Wilhelm's III.

In ihrer Geburtsstätte muß man diese wirrevollen und leidenschaftlich bewegten Zustände aufsuchen. Der

Druck Napoleoniſcher Gewaltherrſchaft gebar die Freiheitskriege, die Freiheitskriege weckten das Nationalgefühl und erregten in der ganzen Nation mächtige Hoffnungen auf eine ehrenvolle freie Zukunft des zertretenen deutſchen Volks. Dieſe Hoffnungen wurden in einer alle patriotiſchen Gefühle tief verletzenden Weiſe enttäuſcht. An die Stelle der glücklich beſiegten Gewaltherrſchaft Napoleon's trat die ſogenannte Pentarchie und übte einen Druck auf die ganze europäiſche Menſchheit, wie Napoleon ihn nie hatte üben können. Die Monarchen meinten es gewiß redlich mit der „Heiligen Allianz"; aber ihre Miniſter machten ſie zu einer ſehr unheiligen, indem ſie ſich derſelben zur Gründung und Erhaltung ihrer Herrſchaft bedienten. Nicht die Monarchen regierten die Welt, ſondern ihre unter ſich verbundenen Miniſter. Da ſah die Welt eine monarchiſche Allgewalt über ganz Europa in den Händen der Miniſter, wobei die ruſſiſchen ſich den vorherrſchenden Einfluß zu ſichern wußten. So trat das chriſtliche Princip des Heiligen Bundes gleich anfangs in den grellen Gegenſatz einer unchriſtlichen Regierungsweiſe. Die Völker wurden nach äußern Verhältniſſen unter die Fürſten vertheilt; man nahm nicht die mindeſte Rückſicht auf kirchliche und confeſſionelle Zuſammengehörigkeit, und ſanctionirte ſomit thatſächlich die Napoleoniſchen Geſetze über das Verhältniß der Confeſſionen zueinander und zum Staate. Man gab Frankreich eine Regierung, die entweder bald untergehen oder zu den alten Freveln bourboniſcher Könige zurückführen mußte, und gar bald zeigte es ſich, daß die hergeſtellte Bourbonenherrſchaft Parteibewegungen hervorrief, die nur dazu dienen konnten, die

Völker Europas, vorzüglich die Deutſchlands, zu revolutioniren.

Große Erwartungen erregte die Inſtitution eines deutſchen Bundestags. Man hoffte auf eine Vertretung der Volksrechte. Aber ſchon bei Eröffnung des Bundestags glaubten viele ſcharfſichtige Beobachter, daß es nur auf eine Centralmacht abgeſehen ſei, um Deutſchlands Völker der Willkür abſoluter Fürſten preiszugeben. Nichts erklärt den Urſprung und Fortgang der revolutionären Bewegungen in Deutſchland ſeit 1815 deutlicher als die Geſchichte des Bundestags. Man erblickte in dem Verfahren deſſelben eine Verletzung heiliger Pflichten und hielt ſich dadurch für berechtigt, das Anſehen und die Autorität der Fürſten auf alle Weiſe, bei Kammerverhandlungen, in öffentlichen Blättern und ſelbſt durch Intriguen zu untergraben. Es war nicht zum erſten male, daß politiſche Intriguanten, wie die Herren v. Itzſtein und Dr. Hecker im Jahre 1845, gefährliche Plane gegen Preußens König ſchmiedeten. Dieſe wollten nach Verabredung mit gleichgeſinnten Männern in Königsberg, Danzig und Berlin ſich einen triumphirenden Einzug in Königsberg bereiten, hinterher aber den König, der zum Jubiläum der königsberger Univerſität erwartet wurde, mit allen Zeichen der Misliebigkeit empfangen laſſen; ihre Vorgänger ſannen auf noch viel gefährlichere Plane indem ſie das Junge Deutſchland in ihre Netze zogen. Die Maßregeln, welche man von ſeiten der Pentarchie und des Bundestags zur Unterdrückung dieſes revolutionären Geiſtes in Anwendung brachte, dienten nur dazu, ihn immermehr aufzureizen, ihn in immer kühnere und

ſchwunghaftere Bewegung zu ſetzen. Es iſt vollkommen wahr, heißt es bei Guizot, der Wiener Congreß hat mehr als einmal willkürlich mit Ländern und Leuten geſchaltet, ohne Rückſicht auf ihre Rechte, ihre Intereſſen und ihre Wünſche; der Egoismus der großen ſiegreichen Mächte hat in ſeinen Verhandlungen weit mehr platzgegriffen als eine großartige und freie Anſchauung der Bedürfniſſe der europäiſchen Ordnung; ſeine geographiſchen und diplomatiſchen Combinationen waren weder glücklich noch gerecht; die Heilige Allianz hatte großen Schrecken vor den Fortſchritten des politiſchen Lebens und der bürgerlichen Freiheit; ſie hat mit vielem Aufwand ihrer Kräfte großen Misbrauch getrieben mit dem Interventionsrechte in fremden Staaten, indem ſie dasjenige als allgemeines und permanentes Recht hinſtellte, was nur eine augenblickliche Ausnahme, ein durch große, directe und klare Intereſſen gerechtfertigter Zufall ſein ſollte. Natürlich, denn für die deutſche Fürſten-Vielheit iſt nichts gefährlicher als die deutſche National-Einheit. „Inzwiſchen hat ſich", bemerkt Karl Vogt, deſſen „Studien zur gegenwärtigen Lage Europas" zu den lehrreichſten politiſchen Schriften neueſter Zeit gehören, „inzwiſchen hat ſich das Leben der Völker mit rieſenmäßigen Schritten entwickelt, und dies Leben verlangt einen neuen Ausdruck, ein neues Kleid für den Körper, in welchem es ſich bewegt. Das Bewußtſein der Nationalität hat überall friſche Knospen an dem erſterbenden Baume der Politik getrieben; dieſe Knospen wollen ſich entfalten, und wenn nicht jetzt, ſo werden ſie ſpäter ſicher die Bande brechen, in welchen ſie durch die Verträge gehalten ſind." Ich

zähle die angeführte Schrift zu den lehrreichſten, 1) weil ihr Verfaſſer die Geſetze der Friction verſchiedener und entgegengeſetzter politiſcher Ideen und Beſtrebungen aus eigener Erfahrung kennen gelernt hat, 2) weil noch kein Staatsmann und kein Feldherr zu großem Namen gekommen iſt ohne tiefere Einſicht in die Geſetze dieſer Friction, endlich 3) und zwar hauptſächlich auch aus dem Grunde, weil die weiland erſte Großmacht und mehrere Mittelſtaaten Deutſchlands ſich durch das Verkennen oder die Nichtbeachtung der Naturgeſetze politiſcher und moraliſcher Reibungen im ſocialen Leben in große Gefahren gebracht haben. Die Organe dieſer unaufhaltſam fortdauernden Reibungen ſind die öffentlichen Blätter, deren Deutſchland mehr hat als irgendeine andere Nation. Im Anfang der vierziger Jahre erſchienen periodiſche Blätter mit Einſchluß der politiſchen Zeitſchriften in Preußen 405, in Oeſterreich 26, in Baiern 96, in Würtemberg 48, in Sachſen 44, in Hannover 24, im ganzen alſo 693. Dazu kommen Hunderte einzelner Abhandlungen über verſchiedene gerade landläufige Zeitfragen, die um ſo eifriger geleſen werden, je mehr ſie dem Parteigeiſte der Zeit entſprechen. Wie groß mag die Zahl der Leſer aller dieſer Blätter ſein? In England und in Frankreich gibt es in den untern Klaſſen der Bevölkerung unter zehn Menſchen kaum einen, der leſen kann; in Deutſchland ſind tagtäglich 75000 Lehrer eifrigſt bemüht, um die heranwachſende Generation auf eine möglichſt hohe Bildungsſtufe zu erheben. Die Zahl ihrer Schüler beläuft ſich auf 6—7 Millionen. Die Koſten, welche die Nation entweder unmittelbar oder vermittelſt

der Staats- und Communalkaſſen gern trägt, gehen noch über die ungeheuere Summe von 23 Millionen Thalern hinaus, wovon bei weitem der größte Theil allein auf Preußen fällt. Unter den Lehrern befinden ſich nicht wenige, die es für ihre patriotiſche Pflicht halten, ihre Schüler zu Trägern der in den Freiheitskriegen gepflanzten nationalen Einheits- und Fortſchrittsideen zu machen.

Unzufriedenheit mit der Gegenwart und ein oft nur zu unbeſonnenes Streben, an die Stelle derſelben eine beſſere Zukunft zu ſetzen, iſt im allgemeinen der Charakter aller Bewegungen, die ſeit der Jubelfeier der Leipziger Schlacht und des Wartburgfeſtes ſtattgefunden haben. In dieſem Streben von keiner höhern Gewalt gehemmt zu werden, nannten ſie Freiheit, und die von ſeiten der Regierungsgewalten eintretenden Hemmniſſe, gleichviel mit welchen Mitteln, allenfalls auch durch gewaltſame aus dem Wege zu räumen, galt für wackere patriotiſche Geſinnung. Liberale nannten ſich alle dieſe Verfechter freier Fortſchrittsideen in Wiſſenſchaft, Kirche und Staat. Ihre erfolgreiche Wirkſamkeit äußerten ſie in der Preſſe und in den Ständeverſammlungen der Mittelſtaaten. Die Ideen entlehnten ſie aus Frankreich und aus England, indem ſie die politiſche Geſchichte dieſer Staaten eifrigſt ſtudirten, auch wol dieſe Länder bereiſten, um die Glückſeligkeiten, von denen ſie für Deutſchland träumten, im Leben jener Völker ſelbſt anzuſchauen. Aber nicht dieſelben Grundſätze, Wünſche und Zwecke für Deutſchland ſchöpften die einzelnen dieſer Patrioten aus dem Studium des Verfaſſungsweſens der Franzoſen und Engländ-

der. Da es kräftige, entſchiedene Männer waren, die in der Regel auch eigenſinnig ſind, ſo hielt jeder ſeine Auffaſſung für die allein richtige. So entſtanden im Schoſe der Partei verſchiedene Tendenzen, die ſich gegenſeitig bekämpften und verläſterten. Das Gefühl der Ehrfurcht vor der Nachwelt fehlte allen, viele ſahen auf augenblickliche Effectmacherei. In der That iſt die Literatur der Effectmacherei vielleicht nie ſo reich geweſen als in jener Zeit. Man ſtudirte förmlich darauf, den politiſchen Geiſt und die Leſeluſt des Publikums zu reizen. Ich werde ſpäter Gelegenheit haben, wahre Meiſterſtücke dieſer verächtlichen Gattung literariſcher Productionen näher zu beſprechen.

Auf allen Gebieten des geiſtigen Lebens der Nation, man mochte ſeine Blicke richten wohin man wollte, traf man auf verwirrende Streitigkeiten und Zänkereien, nicht allein auf dem politiſchen, ſondern auch auf dem pädagogiſchen, philoſophiſchen und hiſtoriſchen. Nur bei den Naturforſchern war Einigkeit des Strebens und gegenſeitige Anerkennung ihrer Leiſtungen. Mit inniger Theilnahme verfolgte jeder die Forſchungen der andern auf den verſchiedenen Gebieten der Naturwiſſenſchaften. Ihre raſch fortſchreitenden Entdeckungen ſetzten das Publikum in Erſtaunen und übten einen unermeßlichen Einfluß auf die Weltanſchauungen und auf das materielle Leben der europäiſchen Menſchheit. Die hervorragendſten unter ihnen waren in Preußen Alexander von Humboldt und F. W. Beſſel, in Schwaben der königlich würtembergiſche Leibarzt Dr. Jäger. In einem grellen Contraſt ſtand dagegen die Literatur der theologiſchen, philoſophiſchen und päda-

gogiſchen Zänkereien. Ein widerlicher Anblick für jeden friedliebenden, wohlgeſinnten und rechtlich denkenden Menſchen! Bis ins 18. Jahrhundert ſtand das von Auguſtin erbaute Syſtem der chriſtlichen Glaubenslehre feſt, und die Ueberzeugung, daß der Inhalt der Heiligen Schrift nach Inhalt und Form unmittelbar göttlichen Urſprungs ſei, beherrſchte im allgemeinen die ganze chriſtliche Welt. Da wurde die von Symboleiferern arg mishandelte Vernunft wach und begann das Geſchäft der Prüfung. Zweifel zu erregen war leicht; dies aber war der fruchtbare Boden, auf welchem die Rationaliſten und Philoſophen ihren Samen ſäeten, „denn wer da zweifelt, der iſt gleich wie die Meereswoge, die vom Winde getrieben und gewehet wird". Durch exegetiſche Ausdeutungen und philoſophiſche Umdeutungen gelang es ihnen, den Inhalt der Heiligen Schrift den Winden preiszugeben, die ſich nach und nach in Wirbelwinde verwandelten. Wie ſolche Wirbelwinde einen Theil des Staubes, den ſie emporwirbeln, beiſeite werfen, ſo auch dieſer figürliche Wirbelwind. Ranke ſpricht in ſeiner „Engliſchen Geſchichte" von geiſtlichen Naturen, welche den Rückhalt der höchſten Gewalt beſitzen müſſen, um ihren eigenen Meinungen Folge zu leiſten, und wie ſie alsdann unternehmend und muthig erſcheinen, ſo werden ſie biegſam und nachgiebig, wenn dieſe Gunſt ihnen fehlt. Von ſolcher Beſchaffenheit waren in den Jahren, die dem Regierungsantritt des Königs vorhergingen, die meiſten Würdenträger der evangeliſchen Kirche. Die alten Proteſtanten hatten einen feſten Boden geſucht und gefunden in dem chriſtlichen Alterthum jenſeit des Papſtthums; ſie ſuchten einen

festen Boden in ihrer Vernunft und in den nun längst zu Grabe getragenen Doctrinen der Philosophie.

Zu keiner andern Zeit hat Deutschland einen solchen Reichthum an großen philosophischen Talenten hervorgebracht als während der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts, und nie vorher hätte der gebildete Theil des Publikums die weltgeschichtlichen Werke derselben mit so lebhaftem Interesse begleiten können als in jener Zeit. Ich müßte ein ganzes Buch schreiben, um den Einfluß anschaulich zu machen, welchen diese Erzeugnisse philosophischer Denkkraft auf alle Richtungen des geistigen Lebens im deutschen Volk ausgeübt haben. Am schwunghaftesten waren diese Wirkungen auf das Leben zu der Zeit im Gange, als Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestieg. Weit entfernt von einträchtigem Zusammenwirken, bekämpften sie sich untereinander mit bitterm gegenseitigen Vernichtungseifer, bis der Kühnste und Kräftigste unter ihnen über sie alle hinausflog und sie von seiner Höhe herab alle verschlang, die Widerstrebenden so gut als die Fügsamen. Damit schien die philosophische Productionskraft erschöpft, und auch die Theilnahme des Publikums erschlaffte nach und nach bis zur Gleichgültigkeit, was im Interesse wahrer wissenschaftlicher Fortbildung gar sehr zu bedauern ist. Hoffentlich wird es der Herbart'schen Schule gelingen, das Interesse für „exacte Philosophie" wach zu erhalten. Ich meinestheils werde mich in den folgenden Kapiteln darauf beschränken, die Schwierigkeiten hervorzuheben, welche diese philosophischen Hahnenkämpfe der Regierung des Königs bereiteten.

V.

Die Verirrungen und Uebertreibungen in der pädagogiſchen Welt unter der Herrſchaft der Humanitätsideen während der Regierung Friedrich Wilhelm's III.

Nichts griff unmittelbarer und allgemeiner in das Leben ein als die pädagogiſchen Einſeitigkeiten und Uebertreibungen, welche alle dieſe Zeiten hindurch in der Schulwelt herrſchten. Da die Neigung zu pädagogiſcher Wirkſamkeit in allen Phaſen meines vielbewegten Lebenslaufs in mir lebendig war: ſo habe ich vorzüglich auch die Bewegungen des pädagogiſchen Zeitgeiſtes mit Aufmerkſamkeit beobachtet, um ſo mehr, als ich ſelbſt mitten darin war und immer mitbewegt wurde. Was ich da Gutes und Schlimmes, Vernünftiges und Unvernünftiges erlebt habe, habe ich an verſchiedenen Stellen des vorhergehenden Theils meiner „Wanderung" mitgetheilt. Bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts und noch im Anfang des gegenwärtigen herrſchte die Humanitätsidee nicht allein in der Schulgelehrten- und Beamtenwelt, ſondern auch an den Höfen der kleinern Fürſten, die, da ſie ſonſt keine große Rolle ſpielen konnten, nach der Ehre geizten, als Volksbeglücker geprieſen zu werden. Dahin gehört vor allen Karl Theodor von Dalberg. Ein Zeitgenoſſe ſchilderte im Jahre 1798 ſeinen Ehrgeiz mit folgenden Worten: „Der Coadjutor Karl Freiherr von Dalberg, in allen Recenſionen und Zeitungen

als der edle aufgeklärte Dalberg gepriesen, hat die Sucht, sich auszeichnen zu wollen, und versteht die Kunst, sich überall an gelehrte und berühmte Männer anzuschließen. Kein Gelehrter von Bedeutung kann durch Erfurt reisen, den er nicht sogleich in seinem eigenen Wagen holen ließe. Schiller begegnete derselbe Unfall; denn Unfall war es, weil sich ihm Dalberg zum Mitarbeiter der «Horen» aufdrang."

Noch ehe die Freiheitskriege den vollständigen Sieg errungen und der Wiener Congreß dem Volke seinen Lohn für die unerhörten Opfer an Gut und Blut für die Befreiung Deutschlands zugemessen hatte, entstand in Preußen die Idee einer Hebung der Staatskräfte durch verbesserte Unterrichtsanstalten für alle Klassen des Volks. Zwei Motive von großer Triebkraft waren dabei im Spiel, ein politisches und ein volksfreundliches. Von der einen Seite machte man geltend: „Intelligenz ist Macht, und je mehr Intelligenz ein Staat in sich hat, desto mächtiger ist er"; von der andern Seite hieß es: „Die großen Opfer, welche das Volk aus eigener freier Bewegung der Befreiung Deutschlands gebracht hat, verpflichten zur Dankbarkeit, und was könnte man dem Volk Besseres bieten als eine Bildung, wodurch es in Stand gesetzt wird, sich seiner Freiheit bewußt zu werden, seine Pflichten und Rechte zu erkennen und sich ein seiner neuen bürgerlichen Stellung angemessenes bequemeres materielles Leben zu schaffen." So entstanden Universitäten, Gymnasien, Progymnasien und Seminare für den höhern Lehrstand rasch nacheinander in einer Anzahl, die weit über das Bedürfniß

hinausging. Ebenſo erhoben ſich für den höhern Bürgerſtand in jeder irgend bedeutenden Stadt Bürgerſchulen, Realſchulen, Gewerbeſchulen, kurz Schulen für alle Zweige bürgerlicher Betriebſamkeit. Preußen wurde der Schulgeſetzgeber Deutſchlands, und iſt es mehr oder weniger noch jetzt. — Die Schulen auf dem Lande, die eigentlichen Volksſchulen, hatte man bis dahin weniger beachtet. Man begnügte ſich mit den nothdürftigſten Leiſtungen im Leſen, Rechnen, Schreiben und in der Katechismuslehre, ſowol bei den Lehrern als bei den Schülern. Hier mußte man zunächſt für Heranbildung eines vollkommenern Lehrſtandes ſorgen, und das geſchah durch Errichtung von Schullehrerſeminarien. Alle dieſe Bildungsbeſtrebungen entſprachen den frommen Wünſchen und Abſichten Friedrich Wilhelm's III. und ſeiner edeln Gemahlin, der Königin Luiſe, zu ſehr, als daß ſie nicht fördernden Antheil daran hätten nehmen ſollen. Das ſittliche und materielle Wohl der Unterthanen zu fördern, allen Ständen gleiche Gerechtigkeit zu gewähren, das Böſe mit Gutem zu überwinden und alles nach Möglichkeit zu beſeitigen, was gegenſeitiges Wohlwollen aller gegen alle im ſtaatlichen und bürgerlichen Zuſammenleben ſtört: das waren die Zielpunkte des Lebens und Strebens dieſes königlichen Muſterpaares. Davon wird ſich jeder überzeugen, der die „Charakterzüge und hiſtoriſchen Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm III.“ von Eylert lieſt, ſo ſehr auch der Verfaſſer die bekannte Hofpredigermanier verrathen mag. Beſonders aber lag dem Könige und der Königin die Volksbildung am Herzen. Es war die Zeit

der Peſtalozzi-Begeiſterung, von welcher die edelſten Männer und Frauen in Deutſchland ergriffen waren. Peſtalozzi hielten ſie für einen echten Jünger Jeſus. „Jeſus", hieß es, „ließ die Kindlein zu ſich kommen, herzte ſie, legte die Hände auf ſie: ſo auch Peſtalozzi. Jeſus predigte den Armen das Evangelium: Peſtalozzi auch. Jeſus hatte nicht, wohin er ſein Haupt legte: Peſtalozzi auch nicht. Niemand hat die Lehre Jeſu, alle Güter dieſer Welt zu verlaſſen und ihm nachzufolgen, in der That und Wahrheit treuer befolgt als Peſtalozzi." — Von ſolchen Vergleichungen und Lobeserhebungen waren Schriften und Correſpondenzen jener Zeit voll. Wol ſelten ſind Schriften mit mehr herzlichem Intereſſe geleſen worden als die Peſtalozzi's, namentlich „Lienhardt und Gertrud", „Nachforſchungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menſchengeſchlechts", „Das Buch der Mütter", „Wie Gertrud ihre Kinder erzieht" u. ſ. w.

Von derſelben Peſtalozzi-Begeiſterung wurde auch Ernſt Moritz Arndt hingeriſſen. „Wie ſoll ich dich", ruft er aus, „nicht edel nennen, Mann, der du ſo ganz ohne Prahlerei, ohne Renommiſterei, ohne eigenes Intereſſe für einen nobeln Zweck und ſo lange gearbeitet haſt? Wie ſoll ich dich nicht edel nennen in einer Zeit, wo alles in Lebensangſt untergeht, wo der Geiz und das Privatintereſſe gar nichts Gemeinſchaftliches und Gemeinbürgerliches mehr anerkennen wollen; wo man alles für die Zeit, nichts für die Ewigkeit thut; wo der gemeinſte Egoismus die freie und fromme Armuth zu verachten und unter die Füße zu treten anfängt? Wer

in einer ſolchen Zeit hintreten und für die Kleinen und Unterdrückten im Volke leben und wirken kann, wer von einer ſolchen Zeit, die alles nach dem Schimmer, nichts nach Liebeswärme berechnet, nichts weiter verlangt als darin leben zu dürfen, den können wir einen Heros, einen Märtyrer der Humanität nennen. Dieſe brennende Liebe für die Niedrigen und Vernachläſſigten im Lande, dieſe liebende Rückſicht auf alle ſeine Zeitgenoſſen ohne Unterſchied der Religion, Verfaſſung, Nation ſpricht ſich in ſeinen Thaten, ſie ſpricht ſich in ſeinen Büchern aus von «Lienhardt und Gertrud» an bis auf ſeine ABC-Bücher der Anſchauung. Selbſt ein Armer, ſammelte er die Kinder der Armen, der Bettler, auch der Reichen, wenn ſie ihm trauten, zu einer Gemeinſchaft und wollte ſie zu tüchtigen Menſchen und Bürgern ziehen.“ Hinblickend auf die grammatiſchen Schlendrianslehrer jener Zeit, ruft er dieſen im Zorn zu: „Chriſtus ſpricht zu den Alten: wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, ſo könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen, und ihr wollt die Kinder zu Alten machen!“ — Die angeführten Stellen kommen in einer pädagogiſchen Schrift vor, welche E. M. Arndt im Jahre 1805 unter dem Titel „Fragmente über Menſchenbildung“ zu Altona in zwei Theilen herausgab, und die noch jetzt die Beachtung der Lehrer und Pädagogen verdient. Von gelehrten Treibhausſchulen ſagt er: „Es iſt unglaublich, wie außerordentlich weit man das Knabenalter durch Unterricht bringen kann, wie viel dieſe zarten Jahre faſſen, zu welch einer Reizbarkeit der Combinationen ſie es bringen können! Aber wir fragen, ob dieſe Keime des Außer-

ordentlichen in den menſchlichen Anlagen, wenn ſie nicht ſo in ein Treibhaus gelegt wären, ob ſie wol nicht zu ganz andern Bäumen und Blumen der Schönheit und Kraft aufgewachſen ſein möchten. Mit dem frühern Treiben und Wachſen iſt immer auch das frühere Verwelken und Vertrocknen verbunden, ſodaß wer im zwanzigſten Jahre groß war, im fünfundvierzigſten abnimmt, wer hingegen im dreißigſten groß wird, etwa im fünfundſechzigſten und ſiebzigſten zu verblühen beginnt. Man ſehe die Leute an, die auf dem Felde des Wiſſens durch frühe Reife des Wiſſens ſich auszeichneten, was ſieht man? Reizbarkeit der Nerven, kränkliche Conſtitution der Leiber, Bedürfniß künſtlicher Reizmittel, häufige Zerſtreuung des Geiſtes, Mangel an Lebensfreude und Thatenmuth.“ — Wer den Lebenslauf unſerer Gymnaſialſchüler verfolgt, wird finden, daß die meiſten, nicht alle, die mit dem Zeugniſſe Nr. I zur Univerſität entlaſſen wurden, im praktiſchen Leben nichts Tüchtiges zu leiſten vermochten. Das traurigſte Beiſpiel ſolcher „Kümmerlinge“, ſolcher „Miſtbeetpflanzen“, welches ich kennen gelernt, war der junge Niebuhr, welchen ein wahrheitsfälſchender Tendenzſchriftſteller neuerdings in eine ſehr intereſſante Perſönlichkeit umformte. Das dankbare Herz des Königs wollte dem Sohne vergelten, was er dem Vater als ſeinem Führer durch das Labyrinth der geſchichtlichen Erſcheinungen ſeiner Jugendjahre zu verdanken hatte, und wünſchte, daß Eichhorn ihn in die Geſchäfte einführen möchte. Eichhorn überwies, wenigſtens zum Theil, mir dieſe Aufgabe, und da hatte ich denn reichliche Gelegenheit, ſeine Leiſtungsfähigkeit ſehr genau kennen

zu lernen. „Wenn das Leben ſelbſt", bemerkte Arndt weiter, „und alles, was ſich luſtig und voll in ihm bewegt, nicht unmittelbar die Lehrer werden, dann iſt es, als ob man einen Jüngling zu einem alten Weibe legt. Dumm iſt, wer nicht vor und hinter ſich ſehen, ſich in der Welt nicht zurecht finden kann. Sich in der Welt zurecht finden lernt aber der Menſch nur durch Uebung in frühern Jahren durch einen mächtigen Naturtrieb getrieben, welchen nur ein mächtiger Zwang, der unnatürliche Lernzwang verrücken und unterdrücken kann. Das Schlimmſte, was jedem durch ſolche frühe Treibhauszeitigung begegnet, iſt der Verluſt von Fülle und Ganzheit des Menſchen, woraus alle Freude, aller Thatenmuth keimt. Man kann ſich nicht mehr finden in den Freuden und Genüſſen gemeiner Naturmenſchen, kann gar nicht zu einem gemeinſamen Mitleben gelangen und iſt wol gar durch ſein hohles Wiſſen ſo unglücklich aufgeblaſen, dieſes gemeine Leben in allen Rückſichten entſetzlich gemein zu ſchelten. Der Menſch aber, der ſo unglücklich dumm iſt, alles für gemein zu halten, was nicht in den engen Spiegel ſeines eingekerkerten Gemüths fällt, iſt wahrhaft gemein. — Angeborene Kraft bricht mächtig durch; wer Gelerntes nur hat, iſt ein ſchwächlicher Mann, ſchwankt unſtet und wechſelnd und tritt nie mit ſicherm Fuß, und von tauſend Tugenden nippt er mit unvollendetem Gemüthe." — Arndt war, als er dieſes ſchrieb, 35 Jahre alt. Ich glaube nicht, daß er in dem Fache, wo wir ihn mit ſo kühnen Behauptungen vor das Publikum treten ſehen, jemals ſo erfahren war wie ich; aber alle Erfahrungen, welche ich in meiner mehr als

vierzigjährigen pädagogiſchen Wirkſamkeit geſammelt habe, beſtätigen Arndt's Urtheile.

Es iſt nicht zu verwundern, daß bei dieſer allgemeinen Begeiſterung für Peſtalozzi auch die preußiſche Regierung junge Schulmänner in die Schweiz ſchickte, um ſich den Geiſt der Peſtalozzi'ſchen Erziehungsweiſe ſo vollkommen als möglich anzueignen, damit ſie demnächſt dieſelbe in der Heimat einheimiſch machen könnten. Wie das Altenſtein'ſche Miniſterium, welches in dieſe Zeit fällt, die Humanitätsideen behandelte, läßt ſich an der Geſchichte eines Schulmanns deutlich machen, der noch lebt. Zu derſelben Zeit, wo die Peſtalozzi-Begeiſterung und die Humanitätsideen faſt die ganze gebildete Welt beherrſchten, berief die frankfurter Schulverwaltung den zweiten Lehrer an der Secundärſchule in Worms, Herrn Dieſterweg, zum Lehrer an der Muſterſchule in Frankfurt. Bei dieſer Anſtalt war der höhere Mittelſtand in hohem Grade intereſſirt, weil ſie die Beſtimmung hatte, die Kinder der Bürger dieſer Kategorie mit einer angemeſſenen ſittlichen und wiſſenſchaftlichen Bildung für das praktiſche Leben auszurüſten. Die Väter der Stadt mußten daher äußerſt vorſichtig bei der Wahl der Lehrer zu Werke gehen. Wenn ich nicht irre, war es Ritter, der Geograph, der auf Dieſterweg hinwies. — Bald zeigte ſich, daß man den rechten Mann getroffen, einen Mann nach dem Herzen der frankfurter Bürger. — Wenn ein Lehrer für irgendeine deutlich ausgeſprochene ins Leben eingreifende ſittliche Idee eine reine, uneigennützige oder gar aufopfernde Begeiſterung thatſächlich kund gibt, gewinnt er, wenn ſeine

Perſönlichkeit nicht abſtoßend iſt, ſogleich die Achtung und das Vertrauen edler Männer und Frauen. Dies war bei Dieſterweg um ſo mehr der Fall, als er mit ſeiner pädagogiſchen Begeiſterung einen mehr als nur oberflächlichen Reichthum philoſophiſcher, mathematiſcher und naturwiſſenſchaftlicher Kenntniſſe verband. Was aber am meiſten die Aufmerkſamkeit aller Mütter, auch derer, die den höhern Kreiſen des frankfurter Lebens angehörten, erregte, war ſeine Meiſterſchaft in der Unterrichtsmethode und die aus ſeinem Herzen hervorgehende Kunſt, ſich die Liebe ſeiner Schüler zu erwerben. In allen frankfurter Geſellſchaften war von Dieſterweg die Rede. Auch auf die Ausbildung ſeiner Collegen in der Unterrichtsmethode übte er durch ſein Beiſpiel einen Einfluß, der bald allgemein bemerkbar wurde.

Bekanntlich war damals bei den angeſehenſten Trägern der Humanitätsidee die Anſicht vorherrſchend: „ein verruchtes heidniſches und chriſtliches Prieſterthum habe ſeit Jahrhunderten die Köpfe und Herzen der großen Maſſen mit Furcht vor Teufelsgewalt und Höllenſtrafen erfüllt, und daß die wahren Menſchenfreunde, um ſich die Bahn für ihre Zwecke zu ebnen, ihre Thätigkeit zunächſt auf Ausrottung dieſer Vorurtheile richten müßten.“ Beiſpiele ſolcher Anſchauungen und Reden aus der Profeſſorenwelt habe ich während meiner Studienjahre in Heidelberg und in Göttingen viele geſammelt und in dem erſten Theil meiner „Wanderung“ mitgetheilt. Antrieb und Rechtfertigung fanden dieſe Männer in der Ueberzeugung, daß alle Menſchen ein angeborenes Recht auf Entwickelung der von Gott in die Menſchennatur ge-

pflanzten Bildungskeime hätten. — Dieſem Sinne war auch Dieſterweg ergeben. Welche Verwüſtungen dieſe wohlmeinenden Humanitätsenthuſiaſten in Verbindung mit der wilden Schar unſauberer Geiſter, die das 18. Jahrhundert in das 19. geworfen, im „Weinberge des Herrn“ anrichteten, habe ich an andern Orten ausführlich gezeigt.

Nach den Freiheitskriegen kam zu der Triebkraft der Humanitätsidee noch die eines freien einigen Deutſchland hinzu. „Naturkräftige, unverdorbene Jünglinge aus dem Volke ſelbſt zu Volksbildnern zu erziehen, ſie mit allen den Kenntniſſen auszurüſten, wodurch ſie befähigt würden, ihre Standesgenoſſen auf eine höhere Stufe der Cultur zu erheben, daß ſie werkthätigen Antheil nehmen könnten an einem freien menſchenwürdigen Volksleben“: das ſollte nunmehr der Hauptzielpunkt einer volksthümlichen Pädagogik ſein. Von dieſer Idee wurden faſt alle Jünglinge und jungen Männer damaliger Zeit ergriffen. Wohin dieſe unaufhaltſam fortgehenden Beſtrebungen geführt haben, liegt jetzt aller Welt vor Augen. — Niemand ſchien geeigneter, bei der Durchführung eines ſolchen volksthümlichen Erziehungsplans eine leitende Rolle zu ſpielen, als Dieſterweg. Das Altenſtein'ſche Miniſterium, durch den preußiſchen Geſandten auf Dieſterweg's Talente und Geſinnungen aufmerkſam gemacht, berief ihn zum Mitdirector an der lateiniſchen Schule in Elberfeld, und bald darauf, nach zwei Jahren, zum Director des Schullehrerſeminars in Mörs. Hier fand er Gelegenheit, ſeine Ideen zu verwirklichen. Der kräftige Volksſtamm an der linken Seite des Niederrhein lieferte ihm Jünglinge, wie er ſie ſich wünſchte. Mit der ihm eigenen

Begeiſterung für Volksbildung verſetzte er dieſe jungen Leute in den Zuſtand derſelben Begeiſterung. Natürlich verehrten ſie ihn als ihren größten Wohlthäter, und kein Lehrer hat ſich wol einer dankbarern und treuern Anhänglichkeit von ſeiten ſeiner Schüler zu erfreuen gehabt als er. Andere Seminardirectoren nahmen ein Beiſpiel daran; aber nur wenigen gelang es, ſich dieſelbe Liebe, daſſelbe Vertrauen zu erwerben. Dagegen ſchlug ſeine Methodenlehre durch; faſt alle Seminarlehrer wurden in dieſer Beziehung Schüler Dieſterweg's und mit ihnen auch ſoviel als möglich die Seminariſten. Die meiſten blieben aber auf halbem Wege ſtehen, und dieſe ſind es, die W. H. Riehl bei ſeiner Schilderung der verdorbenen und verderblichen modernen Dorfſchulmeiſter vor Augen hat. „Der nivellirende Staat", ſagt dieſer vortreffliche Schriftſteller, „wollte alles gefliſſentlich bei dem Bauern ausmerzen, was wir als deſſen beſtes Eigenthum preiſen. Die Dorfſchulmeiſter gaben ein weiteres Mittel zur Hand. Aus dem Bauernſtande hervorgegangen, lebten ſie früher in und mit demſelben, und ihre Lehre ging eben nicht viel über die Bauernweisheit hinaus. Aber der Bauer ſollte über ſich ſelbſt hinausgehoben werden. Dann mußte man freilich auch zuerſt den Lehrer über ſich ſelbſt hinausheben. Auf einer ſogenannten Muſteranſtalt (Schullehrerſeminar) wurde ihm eine höhere Bildung beigebracht, zu der doch wieder alle Grundlage fehlte. Der Bauer wurde in ihm ausgetilgt, aber der Gebildete konnte nur halb an deſſen Stelle gepfropft werden. In dem neuen «Herrn Lehrer» war nun doch der alte «Dorfſchulmeiſter» in der That über ſich hinausgehoben, d. h.

er erſchien jetzt nicht ſelten wie ein ſtudirter Bauer, der von Gelehrſamkeit übergeſchnappt iſt. Gerade dieſe echt moderne Stimmung, daß ſich der Mann nicht wohl fühlt in ſeiner Haut und fort und fort die Schranken ſeines Standes und Berufs durchbrechen möchte, ward den Bauern durch die Schulmeiſter eingeimpft. Der Schulmeiſter ſucht natürlich den Zuſtand der Halbbildung, zu welchem er ſelbſt übergegangen, auch den dummen Bauern mitzutheilen und dieſelben von Bräuchen und Herkommen gründlich zu befreien. Dadurch wird gewöhnlich eine Spaltung im Dorfe hervorgerufen; denn die zähen alten Bauern wollten lange von dem neumodiſchen Schullehrer nichts wiſſen und ſahen ihn jedenfalls ſtark über die Achſel an; eine jüngere Genoſſenſchaft von Schülern dagegen ſcharte ſich in treuer Anhänglichkeit um denſelben. Die Misachtung ſeitens der Ariſtokratie des Dorfs macht den ehrgeizigen Schullehrer vollends unzufrieden mit Gott und der Welt. Man hatte ihn verbeſſern wollen, und er war mit einem male ein Proletarier der Geiſtesarbeit, der das ungekannte Gefühl der innern Zerfahrenheit und Weltverbitterung in das Dorf getragen, der, wenn er auch nicht gerade die Socialreform ausdrücklich predigte, doch in ſeiner ganzen Erſcheinung als eine leibhafte Aufforderung zum Umbau der Geſellſchaft ſich darſtellte. Erſt in neueſter Zeit wurde es durch unwiderſprechliche Thatſachen den Regierungen einleuchtend, daß ſie ſich ſelbſt durch die verkünſtelte Bildung der Schullehrer eine ganze Armee von Staatsproletariern erzogen, daß ſie das nämliche Geſpenſt, welches ſie in dem Literatenthum ſo über die

maßen fürchteten, in den Schulmeiſtern ſelbſt heraufbeſchworen hatten. Denn der verſchrobene Dorfſchulmeiſter trägt durchaus die Charaktermaske des nichtsnutzigen Literaten; er ſchreibt darum auch ſo gern in Zeitungen, oder läßt ein Buch oder ein Notenheft im «Selbſtverlage» erſcheinen, — nur daß die Stellung eines Lehrers weit einflußreicher und wichtiger iſt als die eines Literaten, denn ihm iſt faſt ausſchließlich die Macht gegeben, wenigſtens einen Theil des ſpröden Bauernvolks aus dem gewohnten Kreislauf der Sitte und des Herkommens herauszureißen. Nach den letzten revolutionären Bewegungen ſahen wir Schullehrer, vor den Aſſiſen abgeurtheilt, haufenweiſe ihres Dienſtes entlaſſen. Was der demokratiſche Staat in ſich ſelbſt zu klagen hatte, das mußten jetzt die einzelnen ausbaden. Glaubten doch bis zur Revolution die Regierungen den Schulmeiſter gar feſt im Zügel zu haben, entzog man ihn doch ſelbſt mehr und mehr den Einflüſſen des Klerus, um ihn deſto ausſchließlicher von der Kanzlei aus beſtimmen zu können. Man wird gar lange wieder ſchulmeiſtern müſſen, bis die ätzenden auflöſenden Einflüſſe, welche durch das Lehrerproletariat unter das Bauernvolk gebracht wurden, völlig hinweggeſchulmeiſtert ſind, oder richtiger, man wird das jetzt niemals mehr fertig bringen.“ Aus meiner eigenen Erfahrung könnte ich Hunderte von Beiſpielen zu dieſer Riehl'ſchen Charakteriſtik anführen, glaube aber doch nicht, daß aus der Dieſterweg'ſchen Schule auch nur ein halbes Dutzend das Schickſal getroffen hat, vor den Aſſiſen abgeurtheilt, des Dienſtes entlaſſen zu werden. Dagegen läßt ſich nicht leugnen,

daß nicht wenige Dieſterweg'ſche Schüler in die Kategorie derer gehören, die den Bauernſtand über ſich ſelbſt hinauszuheben eifrigſt bemüht waren, und namentlich auch dem Einfluſſe des Klerus ſich zu entziehen ſuchten, wobei nicht ſelten arge Blößen der geiſtlichen Schulaufſeher an den Tag kamen.

In Mörs traf Dieſterweg mit einem Manne zuſammen, der ebenfalls in ſolcher Begeiſterung für die Humanitätsidee lebte und wirkte, mit Hoffmeiſter, der damals Rector des Progymnaſiums in Mörs war und ſich ſpäter durch ſeine Schrift „Schiller's Leben, Geiſtesentwickelung und Werke im Zuſammenhang" einen berühmten Namen gemacht hat. Er war Humaniſt im edelſten Sinne des Worts. Weit entfernt ein Humanitätsſchwätzer zu ſein, wie viele literariſche Tagesfliegen damaliger Zeit, ſuchte er den Humanitätsgedanken vor allem in ſich ſelbſt zu verwirklichen, indem er zugleich als ein gewiſſenhafter in Liebe thätiger Lehrer wirkte, dem die ſittliche und wiſſenſchaftliche Förderung ſeiner Schüler warm am Herzen lag.

Zwiſchen Männern, die in ihrem idealen Leben und Streben ſo ſympathiſirten wie Dieſterweg und Hoffmeiſter, mußte es bald zu einem Freundſchaftsverhältniſſe kommen, in welchem ſie ſich gegenſeitig vervollkommneten und berichtigten. Anthropologie, Pſychologie, Pädagogik und Politik waren die Gegenſtände ihrer Beſprechungen. Wie wurden dieſe Leiſtungen und Beſtrebungen in den verſchiedenen Miniſterien beurtheilt, die damals bekanntlich bei Beſetzung von Lehrſtellen voneinander abhängig waren? Der Miniſter der Unterrichtsangelegenheiten

konnte keinen Lehrer anſtellen, ohne vorher bei dem Polizeiminiſter angefragt zu haben, ob er auch rein ſei. Der harmloſe Hoffmeiſter kam in den geheimen Büchern der Polizei unter die Rubrik der „Verdachtsverdächtigen“, aus keinem andern Grunde, als weil er Schüler und Verehrer des Chorführers beim Wartburgfeſte, des heidelberger Philoſophen Fries, war; Dieſterweg dagegen war ganz rein und erntete faſt enthuſiaſtiſchen Beifall von ſeinen Vorgeſetzten im Altenſtein'ſchen Miniſterium; denn auch ihnen war das chriſtliche Element der Pädagogik theils in dem vulgären Humanitätsgedanken, theils in der Hegel'ſchen Philoſophie untergegangen. Als im Anfange der dreißiger Jahre die Directorſtelle des Haupt- und Muſterſeminars im preußiſchen Staate zur Erledigung kam, fand man unter allen Seminardirectoren für dieſe wichtige Stelle keinen geeignetern und würdigern Volkspädagogen als Dieſterweg. In dieſer Stellung wirkte er unter den Augen und zur großen Zufriedenheit des Altenſtein'ſchen Miniſteriums fort, bis das Miniſterium Eichhorn den kühnen Griff that, ſeiner Wirkſamkeit ein Ende zu machen. Von dem Moment an begannen die Anfeindungen gegen Eichhorn in leidenſchaftlicher Weiſe in Hunderten von Zeitungsartikeln und Broſchüren ſich Luft zu machen. Meine perſönlichen und amtlichen Verhältniſſe zu dieſem jedenfalls ausgezeichneten Manne habe ich in dem vierten Theile meiner „Wanderung“, S. 88—95, meinen Leſern mitgetheilt. — Nicht infolge miniſterieller Weiſungen trat ich der Richtung ſeiner energiſchen Thätigkeit entgegen, ſondern weil ich ſchon als Student von der Ueberzeugung

durchdrungen war, daß die wahre Humanität einzig und allein in dem Chriſtenthum ihre Erfüllung finde. Natürlich machte ich dieſe Ueberzeugung auch im Miniſterium der Dieſterweg'ſchen Frage gegenüber geltend, ohne auf die in der großen und ſehr mächtigen liberalen Partei herrſchende Antipathie gegen das Chriſtliche Rückſicht zu nehmen, was denn auch einen Hauptgrund abgab, weshalb Herr von Ladenberg meine Entfernung aus dem Miniſterium betrieb. Wenige Jahre ſpäter, im Jahre 1853, hielt ein deutſcher Theolog erſten Ranges, Dr. Karl Bernhard Hundeshagen, Profeſſor der Theologie in Heidelberg, eine akademiſche Feſtrede „Ueber die Natur und die geſchichtliche Entwickelung der Humanitätsidee in ihrem Verhältniß zu Kirche und Staat", welche das hellſte Licht über dieſes ganze philoſophiſche, philologiſche und pädagogiſche Humanitätsweſen verbreitet. Da in dieſer Rede die unerſchütterlichen chriſtlichen Ueberzeugungen des Königs ihre Rechtfertigung finden, ſo halte ich es für meine Pflicht, hier einige Stellen daraus mitzutheilen. „Mit dem Ausdruck «Humanität»", ſagte Hundeshagen, „bezeichnet man den Adel der Menſchheit als unveräußerliches Erbtheil der Gattung, als einen für alle menſchlichen Individuen gemeinſamen Ausgangspunkt, der auf eine für alle ebenſo unterſchiedslos gemeinſam normirte Entwickelung, auf ein gemeinſames Ziel für die Menſchheit, auf Rechte hinweiſt, die nie in perſönlicher Ausſchließung beſeſſen, auf Pflichten, deren Uebung nicht in individueller Beſchränkung geübt und gefordert werden kann, ſondern auf deren gleichmäßigen Beſitz und gleichmäßige

Uebung der angeborene Adel des Menſchen rein als ſolcher Anſpruch macht. Zwiſchen dieſem Begriff der Humanität und der erfahrungsmäßigen Menſchheit macht ſich ein greller Widerſpruch geltend. Nicht mehr die Geſammtheit aller Individuen umfaßt der Humanitätsbegriff, ſondern die Mehrzahl der Menſchen ſieht ſich geradezu ausgeſchloſſen. Anſtatt von den regelmäßigen Erſcheinungen des Menſchenlebens den Begriff zu abſtrahiren, hat man ihn von den Ausnahmen hergenommen, und je ſchärfer man es in Betreff der humanen Qualität bei der Kritik dieſes Begriffs nimmt, deſto geringer wird das quantitative Verhältniß, in welchem die empiriſche Menſchheit daran theilnimmt. Es findet ſich im Kreiſe der geſchichtlichen Menſchheit keine reale Darſtellung für den reinen und vollen Begriff der Humanität. — Der Humanitätsgedanke gehört demnach ganz entſchieden nicht in die Reihe der Erfahrungsbegriffe, ſondern recht eigentlich zu den Ideen, d. h. er iſt ein Product des ſchöpferiſch ſich ſteigernden Geiſteslebens, welches über die Wirklichkeiten ſich erhebt, ein überſinnlich Reales erkennt und anerkennt, und aus dem Geſichtspunkte des Ueberſinnlichen das empiriſche Sein auffaßt, bemißt und zu geſtalten ſucht. — Dieſe rein optimiſtiſche Menſchenbetrachtung iſt einer der vielen Punkte, rückſichtlich welcher zwiſchen dem öffentlichen Vorurtheile und der davon unabhängigen tiefern und ernſtern wiſſenſchaftlichen Betrachtung ein erheblicher Gegenſatz ſtattfindet. Es iſt von hohem Intereſſe, die geſchichtliche Entwickelung der Humanitätsidee zu verfolgen. Die Reſte einer in vorgeſchichtliche Zeiten hin-

einreichenden Civiliſation unter den Indern, Chineſen und Aegyptern und das hochgeſteigerte Culturleben unter den Griechen begründen ein günſtiges Vorurtheil für ein frühzeitiges in ihrer Natur angelegtes und damit raſches und glückliches Eingehen der Menſchheit in die Verwirklichung ihres eigenen Begriffs. Regungen deſſen, was wir humanen Sinn nennen, ſind ſo alt als die Menſchheit ſelbſt. In keinem Zeitalter, und ſelbſt nicht unter den roheſten Völkern, fehlt es ganz an Aeußerungen der Gefühle des Individuums für ſeine Beziehung zu den Weſen ſeiner Gattung in älterlicher, kindlicher und geſchwiſterlicher Liebe, in veredelter Organiſation der geſchlechtlichen Verhältniſſe, in hochherziger Freundſchaft, in Gefühlen der Gerechtigkeit und dergleichen mehr. Allein jene Zeichen der Angemeſſenheit des Menſchen zu ſeinem eigenen Weſen kommen ſelbſt unter den civiliſirteſten Völkern der Alten Welt nur ſporadiſch und fragmentariſch vor, und neben Beweiſen humaner Entwickelung nimmt man die gräßlichſte Verleugnung des dem menſchlichen Geſchlechte angeborenen Adels als herrſchenden Charakter ganzer Stämme und Völker wahr. — Die ganze antike Periode hat den Humanitätsgedanken nicht gekannt; ja ſelbſt die Völker, welche den Typus des antiken Lebens in ſich zur höchſten Vollendung durchgebildet haben, betreffen wir auf einer Betrachtung der Menſchheit, welche dem Gedanken einer natürlichen und geiſtigen Einheit derſelben geradezu entgegengeſetzt iſt. Denn auch die griechiſche Menſchlichkeit kann dargeſtellt werden unter dem Bilde einer Sphinx, deren Obertheil wie eine ſchöne Jungfrau anzuſchauen iſt, wie eine

plaſtiſche Schönheit, die aber in ihrem Untertheil in ein Naturungeheuer ausläuft. Dieſes desinit in piscem mulier formosa superne, dieſe Vermiſchung von Thier und Menſch, iſt ſymboliſch die Vermiſchung von Natur und Geiſt, von freier Perſönlichkeit und Gebundenheit unter die Naturgewalten, wie ſie allem Heidenthume und auch dem griechiſchen zum Grunde liegt. Die antike Anſchauung läßt in verſchiedenen Gegenden des Erdballs Autochthonen auftauchen, und demgemäß betrachten ſich die Völker der Alten Welt ſämmtlich als Autochthonen, ihre Stammväter als entſproſſen aus dem Boden ihres Landes. Unter dieſer Vorausſetzung vieler voneinander unabhängiger Ausgangspunkte der Menſchheit war aber der Begriff der Einheit des Menſchengeſchlechts nicht zu vollziehen. Vielmehr fand ein particulariſtiſcher Raſſenſtolz, die ſchroffe Scheidung der einzelnen Völker, die charakteriſtiſche Ueberhebung der einen Nationalität gegenüber der andern hieran ganz beſonders einen Stützpunkt. Ueberall geht im Alterthum der Typus der Menſchheit unter in Particularismus der Völker, überall ſind die beſondern Naturgebiete die Schranken, über welche das Bewußtſein der Menſchen ſich nicht zu erheben vermag; überall üben die darin gegründeten Gegenſätze eine trennende Macht auf das Leben aus. Ebendeshalb iſt der Staat, in welchem die natürliche Volkseinheit ſich zum Organismus entwickelt, im Alterthum die höchſte und abſolute Form für die Verwirklichung menſchlich geſelligen Daſeins. Aber auch im Staate hat wiederum nur diejenige Klaſſe die volle menſchliche Bedeutung, welche activ am Staate zu participiren berufen iſt. Dagegen

entbehrt jede Menſchenklaſſe, der dieſer Beruf mangelt, mit dem Bürgerwerth auch den vollen Menſchenwerth. Selbſt Plato und Ariſtoteles kommen über dieſe Anſchauungsweiſe nicht hinaus."

Ich weiß nicht, ob Hundeshagen bei dieſer Schilderung der Völker und Staaten der Alten Welt an das deutſche Volk und die deutſchen Staaten gedacht hat, aber die Anwendung darauf liegt nahe. Findet ſich nicht auch bei uns ein particulariſtiſcher Raſſenſtolz, eine ſchroffe Scheidung der einzelnen Staaten, wie wenn ſie verſchiedenen Stammes wären, eine charakteriſtiſche Ueberhebung des einen Staats gegenüber dem andern? Ueben die darin gegründeten Gegenſätze nicht auch bei uns eine trennende Macht auf das Leben aus? Gibt es nicht auch in deutſchen Staaten verſchiedene Klaſſen von Menſchen, die nicht berufen ſind, activ am Staat zu participiren, und die daher mit dem Bürgerwerth auch den vollen Menſchenwerth einbüßen? Und doch ſind die Deutſchen gleichen Urſprungs, und wenn es je Autochthonen, Urbewohner deſſelben Landes, gegeben hat, ſo können ſie ſich dieſes Vorzugs rühmen. Aber da läßt Goethe die einzelnen Staaten, in welche das Volk getheilt iſt, ſprechen:

Als Autochthone rechnet' ich
Es mir zur höchſten Ehre,
Wenn ich nicht gar zu wunderlich
Selbſt Ueberlieferung wäre.

In der That ließen ſich leicht zahlreiche Beiſpiele dafür beibringen, daß anſtatt echt menſchlicher Gefühle mitten in dieſem Culturleben eine Wildniß roher Gefühle und

profaner Gedanken erwächſt, welche durch die ſchönſten Blumen der Kunſt und Wiſſenſchaft nur ungenügend verdeckt werden.

„Das Chriſtenthum", fährt Hundeshagen fort, „ſteht in unſern Tagen bei vielen nicht im Rufe, zur Förderung der echten Humanität erheblich beigetragen zu haben. Man ſtellt eher Vergleichungen an zwiſchen der chriſtlichen und der antiken Bildung, welche ſehr zum Nachtheil der erſtern ausfallen. Man iſt ſogar geneigt geweſen, die chriſtliche Religion unter Beihülfe antiker Ideen zu humaniſiren und zu entwickeln. — Was die Häupter der rationaliſtiſchen Theologie im Fache der Humaniſirung der chriſtlichen Religion geleiſtet haben, liegt noch heutigen Tages den Anſichten vieler gebildeten Kreiſe unſers Volks zum Grunde; eine höhere Begründung ſuchte in unſern Tagen Dr. D. F. Strauß der Humaniſirung des Chriſtenthums zu geben. Wer mit dem Entwickelungsgang der neuern Theologie nur einigermaßen bekannt iſt, weiß, welche Bewegungen Strauß durch ſein «Leben Jeſu» und ſeine «Chriſtliche Glaubenslehre» hervorbrachte. In ſeiner Schrift: «Der politiſche und der theologiſche Liberalismus», lehrt er: die Forderung, das aſiatiſche Princip unſerer Religion mit dem griechiſch-germaniſchen unſerer Cultur in Uebereinſtimmung zu bringen, fällt zuſammen mit der andern, die Regeln unſers Handelns und die Quellen unſers Wohlſeins nur in den Geſetzen ſeines eigenen Weſens im Verhältniß zu denen der umgebenden Natur zu ſuchen. Der Menſch ſei ſich ſelbſt der Nächſte und Gewiſſeſte, und was er als Geſetz ſeines eigenen Weſens

erkenne, ſei verbindlicher und köſtlicher für ihn, als was man ihm als angeblichen Befehl oder Verheißung eines Gottes oder Gottesſohnes berichte. Man ſage freilich, die menſchliche Natur ſei ein unbeſtimmter Begriff, ein weiter Behälter, in welchem das Niedrigſte mit dem Höchſten ſich berge; ſie zum Princip des menſchlichen Handelns zu machen, heiße daher, dieſes der wechſelnden Luſt und blinden Willkür des einzelnen anheimgeben. Allein ſo ſchlecht und wirkungslos ſei die Schule des Chriſtenthums doch nicht geweſen, daß in ihr die europäiſche Menſchheit nicht gelernt haben ſollte, ihre Vorſtellungen von dem Weſen des Menſchen zu vervollſtändigen und zu reinigen. Damit habe aber das Chriſtenthum ſeine Miſſion erfüllt. Die Fortbildung des Chriſtenthums zum reinen Humanismus, oder die Herausbildung des letztern aus dem geſammten Boden der modernen europäiſchen Cultur, in welchem das Chriſtenthum nur einen Beſtandtheil ausmache, ſei der einzige Weg, um über den Gegenſatz im Katholicismus und Proteſtantismus hinauszukommen. Hierin arbeite der theologiſche Liberalismus dem politiſchen in die Hände, welcher jene Spaltung im Intereſſe des deutſchen Vaterlandes zu beklagen habe, aber auf ſeinem Wege vergebens auszugleichen ſuche. Deſſenungeachtet nehme der politiſche Liberalismus keinen Anſtand, den theologiſchen als Radicalismus, der alle häusliche und politiſche Moral zerſetze, von ſich zu weiſen, indem er die Anſicht geltend mache, irgendein Jenſeits, irgendeine Autorität müßte immer noch ſtehen bleiben, um das Thier im Menſchen daranzuketten und dadurch dem gemeinſamen Ruin der

Familie und des Staats vorzubeugen; wenn aber die Erkenntniß deſſen, was der Menſch iſt, was ihm geziemt, was ihn glücklich oder unglücklich macht, was er zu tragen und weſſen er ſich zu getröſten hat, im Jugendunterricht gepflanzt, im Staatsleben gepflegt, durch Kunſt und Wiſſenſchaft gefördert werde, dann würde ſie, dieſe Erkenntniß, der einzig würdige Pilot durchs Leben für den zu ſich gekommenen Menſchen, vornehmlich für den deutſchen Menſchen, ſein." — Es war dies freilich der breite Weg, auf welchem viele, wenn nicht die meiſten Mitglieder der berliner Generalſynode und des Vereinigten Landtags wandelten und in ihrem Herzen des Spruchs 1 Joh. 2, 22. 23 ſpotteten.

Man vergleiche, was Hundeshagen in ſeiner Feſtrede gegen eben dieſe weitverbreitete Anſicht hervorhebt. „Erſt durch die chriſtliche Idee", ſagt er, „iſt die trennende Naturſchranke für das menſchliche Geſchlecht durchbrochen worden, durch die Idee der naturfreien geiſtigen Weltcauſalität einer über die Natur erhobenen, die Natur ſelbſt ſetzenden Intelligenz, kurz durch den erſten Glaubensartikel des chriſtlichen Credo: Ich glaube an Gott den Vater u. ſ. w. — Mit der unterſchiedsloſen gemeinſamen Beziehung auf den einigen Weltſchöpfer war jedoch der Gedanke der Gattungseinheit des Menſchengeſchlechts entgegen ſeiner Differenzirung durch die Natur und Völkerſonderung nur in der allgemeinſten Beziehung hergeſtellt. Die abſtracte Schöpfungsidee bedurfte noch einer concreten Ergänzung. Wie der Menſch, ſo waren auch die Naturweſen Geſchöpfe Gottes, und immerhin hätten nach Beſeitigung der natürlichen noch

die geſchichtlichen, künſtlichen Beſonderungen der Idee der Humanität Schwierigkeiten bereiten können. Hier war nun von maßgebender Wichtigkeit jenes in Beziehung auf den Stammvater der Menſchen Geſagte: «Gott ſchuf den Menſchen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes ſchuf er ihn.» Die Idee des einen Adam, oder genauer des einen Paars der erſten Stammältern ſchneidet für jede Art von Beſonderung das Recht, die Gattungseinheit principiell zu ſpalten, an der Wurzel ab; die Idee des göttlichen Ebenbildes aber unterſcheidet das Menſchengeſchöpf von den Naturgeſchöpfen und verleiht der Humanitätsidee ihren weſentlichen concreten Inhalt. Was man auch gegen die Ableitung des Menſchengeſchlechts von einem Stammpaar einwenden mag, ſo viel iſt jedenfalls gewiß, daß die Vorſtellung von einem einzigen Stammpaar nicht blos im Buchſtaben, ſondern im Geiſte des Chriſtenthums begründet iſt. Sie iſt eine nothwendige Folgerung von dem Satze, daß der Menſch nicht ein Product telluriſcher Kräfte, ſondern des Willens der allmächtigen Weltintelligenz iſt, eines Schöpfungsactes, der keine Wiederholung zuläßt. Dann aber ruht auf der Vorſtellung von der natürlichen Einheit des Menſchengeſchlechts auch die der geiſtigen. Die Idee der geiſtigen Verwandtſchaft aller Menſchen, der Continuität ihres geiſtigen Gattungslebens, die Idee der Gleichheit in Urpflichten und Rechten iſt bedingt durch die natürliche Einheit des Menſchengeſchlechts. Culturintereſſen von der höchſten Wichtigkeit knüpfen ſich an dieſe Wahrheit. Es erſcheint die Betrachtung, welche den Menſchen ausſchließlich unter den Typus der Naturentwickelung ſtellen zu müſſen glaubt,

als ein entſchiedener Rückfall in die autochthoniſche Schranke (d. h. in das Heidenthum), und ein Streben, welches damit etwa den höhern Intereſſen der Menſchheit ſeiner Zeit wider das Miniſterium Eichhorn zu dienen wähnte, an eine Art von didaktiſcher Vermittelung von Widerſprüchen gewieſen, welcher ein gewiegteres Denken am wenigſten zu folgen vermöchte. — Denn gleichwie Gott nicht göttlicher Naturgeiſt, ſondern der perſönliche Gott, Intelligenz, ſittlicher Wille iſt, ſo iſt auch das menſchliche Geſchöpf nicht eine der Blaſen, welche auf dem Meere des allgemeinen Naturſeins aufſteigen, um in dem auf- und abrollenden Wogenſpiel deſſelben wieder zu verſchwinden, ſondern er iſt in ſich concretes Selbſtbewußtſein, ſich ſelbſt beſitzender und aus ſich ſelbſt beſtimmender Wille, Selbſtzweck. Auch der Menſch iſt wie Gott ein Träger der Ehre der Perſönlichkeit. Den Anſpruch, in der ehrenhaften Eigenſchaft der Perſon anerkannt zu werden, hat kein einziges der bloßen Naturweſen, ſondern nur der Menſch allein, und eine Verleugnung des Perſoncharakters des Menſchen iſt eine Herabſetzung deſſelben zu einer Sache, iſt ein Attentat gegen ſeine Menſchenehre und Würde, gegen den anerſchaffenen Adel ſeiner Natur. Er hat aber dieſen Adel nur dadurch, daß Gott ſein Schöpfer, deſſen Bild er an ſich trägt, Perſon iſt, d. h. der ſelbſtbewußte freie abſolute Wille über der Natur. Es raubt daher jede Herabziehung Gottes in die Schranke der Natur mit dem Schöpfer auch dem Menſchengeſchlecht ſeine Ehre. Und in vollem Einklange mit dieſem Grundgedanken, mit

dieſer Lehre von der Ebenbildlichkeit des Menſchen mit Gott, ſteht die Entwickelung der kirchlichen Theologie, beſonders der proteſtantiſchen. — Ja, ſo vollſtändig in ſich abgerundet iſt die Idee der Reinheit des Anſichſeins der Menſchheit in jenem Syſtem, daß nach ihm, als factiſch das Böſe über dieſelbe Macht gewinnt, die Entſtehung deſſelben nicht von irgendeinem Punkte aus dem innern Lebensfocus der Menſchheit ſelbſt ausgeht; ſondern das Princip des Böſen iſt ſchon entwickelt vorhanden, es tritt als Verſuchung von außen an die reine, aber der Bewährung bedürftige Menſchheit heran, und ihr Fall iſt nur die Verflechtung in einen Fall, der bereits den Einklang einer höhern Region der Geiſterwelt mit ihrem Schöpfer zerriſſen hat. — In der That wäre die Freiheit, ohne welche es keine Perſönlichkeit gibt, keine Freiheit, wenn ſie nicht auch die Möglichkeit des Böſen in ſich ſchlöſſe, wie ſchon Daub lehrte. — Der abſtracte Monotheismus, der das Gottweſen lediglich als das in ſich geſchloſſene Ureins faßt, hat nie vermocht, den vollen Inhalt derſelben aus ſich heraus zu gebären, ſondern lediglich der chriſtliche Monotheismus durch die eigenthümliche Beſonderung, welche er in dem Einen Gottweſen annimmt. — Die bisherigen Momente der Humanitätsidee laſſen ſich faſt ebenſo gut aus dem jüdiſchen und dem islamitiſchen Monotheismus gewinnen. Es mangelte dieſem abſtracten Monotheismus an einer vollen lebendigen Anſchauung des göttlichen Urbildes nach einer wichtigen ethiſchen Seite, die erſt im Chriſtenthum zur vollen Entfaltung gelangt und in dieſem die Impulſe zu einer entſprechenden Ausbildung der Humanität

empfängt. Es iſt die unermeßliche Culturbedeutung der chriſtlichen Lehre von der Dreieinigkeit in Gott, daß in ihr die Bedingungen gegeben ſind, den Humanitätsgedanken vollſtändig zu verwirklichen. Die trinitariſche Beſonderung im metaphyſiſchen Weſen Gottes iſt die primitive Bedingung der Ausfüllung der Kluft zwiſchen Schöpfer und Geſchöpf. Es iſt die Forderung der Humanitätsidee, die aus dem Begriff des göttlichen Ebenbildes im Menſchen entſpringt: göttliches Leben in menſchlicher Form. Wenn der abſtracte Monotheismus nur das Eingehen des Menſchlichen ins Göttliche kennt und verlangt, ſo lehrt und verkündigt, ſo verwirklicht der trinitariſche Monotheismus das Eingehen des Göttlichen ins Menſchliche in Chriſto dem Gottmenſchen, dem zweiten Adam, um durch ihn, den Erſtgeborenen einer neuen geiſtigen Schöpfung, die gefallene Menſchheit zu ihrem Urbild zu erneuern, in einem neuen geiſtigen Haupte den ganzen Leib der Menſchheit zu einer organiſchen Einheit zuſammenzufaſſen. «Alſo hat Gott die Welt geliebt, daß er ſeinen eingeborenen Sohn dahingab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, ſondern das ewige Leben haben.» «Ich und der Vater ſind eins», ſpricht der neue Stammvater des Menſchengeſchlechts."

Mit ſo reinem und hellen Lichte beleuchtet Hundeshagen das Irrlicht der falſchen Humanitätslehre, die ſeit dem Anfang unſers Jahrhunderts ſo viele Menſchen, und ſelbſt viele weiſe und gute Menſchen, theils zu Irrwiſche gemacht, theils in den Irrwiſchdunſt hineingelockt hatte. Ich habe dieſer Beleuchtung einen etwas größern Raum

gegönnt, weil der König von denſelben Ueberzeugungen durchdrungen war, die Hundeshagen im Kreiſe einer akademiſchen Corporation ausſprach, und dieſelben auch noch nach der Revolution von 1848 feſthielt. Sodann auch aus dem Grunde, weil Hundeshagen ausdrücklich auf die chriſtlichen Beſtrebungen des Königs Bezug nimmt und den Geiſt der aus Philoſophen, Theologen und Pädagogen beſtehenden Oppoſition gegen das Miniſterium Eichhorn für einen Geiſt des Rückfalls in das Heidenthum erklärt.

VI.

Der Regierungsantritt des Königs.

So gewaltig waren die Stürme, welche das politiſche und kirchliche Leben des deutſchen Volks bewegten, als Friedrich Wilhelm IV. den Thron beſtieg, und ſo groß die Misgriffe, welche die Pentarchie bei ihren Verſuchen, dieſe Stürme zu beſchwören, ſich hatte zu Schulden kommen laſſen! War er der kraftbegabte Steuermann, den die ſturmbewegte Zeit heiſchte, um das gerade auf den gefährlichſten Brandungen umhergetriebene preußiſche Staatsſchiff und die daranhängenden der übrigen deutſchen Staaten in ein ruhiges Fahrwaſſer zu lenken? — Wenn irgendein deutſcher Fürſt, ſo war er es! Denn es iſt in der Wahrheit begründet, was ich zur Zeit, als

eben jene Stürme den preußiſchen Thron umzuſtürzen drohten, im Jahre 1848, den wilden Umſturzparteien vorhalten zu müſſen glaubte: daß die deutſche Geſchichte keinen Fürſten aufzuweiſen habe, der mit einem vollern und reinern Herzſchlage für Preußens und Deutſchlands Wohlfahrt das Scepter getragen und dabei die hiſtoriſchen Rechte der übrigen deutſchen Fürſten ſo uneigennützig berückſichtigt hätte. Es war in den Wind geredet. Die Sturmfluten ſpotteten aller Steuermannskraft und trieben das Schiff unaufhaltſam zwiſchen die gefährlichſten Klippen. Die Thatſachen beweiſen, daß das Bild keine zu grellen Farben trägt. Wollte man doch ſogar den Thronfolger, den Prinzen von Preußen, aus dem Wege räumen, um Preußen in Deutſchland aufgehen zu laſſen. König und Thronfolger bewahrten unter dieſen wilden Stürmen eine würdevoll königliche Haltung bis zu den äußerſten Gefahren hin, wo man den König in roheſter Weiſe zwang, die Leichen der bei dem Barrikadenkampf gefallenen Aufrührer zu betrachten. — Es iſt, beiläufig bemerkt, keinem Porträtmaler gelungen, dem Bilde des Königs einen entſprechenden Ausdruck ſeines Charakters zu geben. Es geht über die Malerkraft hinaus, den Abglanz einer ſo reichen Seele wie die des Königs in Linien und Farben darzuſtellen. Lebhaftigkeit des Geiſtes, Reichthum der Phantaſie, theilnehmende Empfänglichkeit für alle Aeußerungen eines humanen und chriſtlichen Lebens, große Schärfe des Verſtandes bei aller Erregbarkeit des Gemüths, Wahrheitsliebe verbunden mit kluger Zurückhaltung — dieſe Eigenſchaften ſeines Charakters traten allen entgegen, die perſönlich mit ihm

verlehrten, Radowitz, Bunſen, Eichhorn ſo gut als Alexander von Humboldt.

Beim Ableben Friedrich Wilhelm's III. waren die wichtigſten Stellen der Staatsregierung und Provinzialverwaltung in den Händen von Männern, die der Ausführung des Regierungsſyſtems, welches ſein Nachfolger ſich als Kronprinz unter aufmerkſamer Beobachtung der Zeiterſcheinungen und Parteibewegungen und unter dem Beirath Niebuhr's gebildet hatte, nicht dienen konnten. Unter den großen Hofchargen nahm der Fürſt zu Sayn und Wittgenſtein die erſte Stelle ein, einer der klügſten Staatsmänner der Pentarchie. Daß derſelbe im Einverſtändniß mit dem Fürſten Metternich am preußiſchen Hofe wirke, bezweifelte niemand; Eichhorn, damals Director im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten, kannte die praktiſche Seite dieſes Einverſtändniſſes näher und war im Intereſſe Preußens und Deutſchlands wenig davon erbaut. Im Staatsrath ſaßen viele wackere, einſichtsvolle, deutſchpatriotiſch geſinnte Männer, wie Aſter, Eichhorn, Nicolovius, Ruppenthal u. a.; aber auf die großen politiſchen Fragen der Zeit konnte der Staatsrath als Corporation keinen Einfluß üben. — Das Staatsminiſterium beſtand, wie noch jetzt, aus den Chefs der einzelnen Miniſterien. Damals waren es die Geheimen Staatsminiſter von Kamptz, von Mühler, von Rochow, von Nagler, von Ladenberg, Rother, von Albensleben und von Werther. An der Spitze ſtand der Fürſt zu Sayn und Wittgenſtein. Jetzt ſind es Männer nationalen Geiſtes und Sinnes, und an der Spitze ſteht ein hohenzollernſcher Fürſt mit dem Maßſtabe

des „Suum cuique“ in der Hand. Chef des Miniſteriums der geiſtlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten war der Freiherr von Altenſtein. Von dieſem Miniſterium reſſortiren die Akademien der Wiſſenſchaft und der Künſte zu Berlin, die Akademie der Naturforſcher zu Breslau, ſämmtliche übrigen wiſſenſchaftlichen Corporationen und Anſtalten, ſämmtliche Landesuniverſitäten mit Einſchluß der katholiſchen Akademie in Münſter. Sodann ſämmtliche Provinzialconſiſtorien und Provinzialſchulcollegien mit den ihnen untergeordneten oder beigeordneten Behörden, die Directoren der Gymnaſien und höhern Erziehungsanſtalten, und endlich auch die Directoren der Schullehrerſeminarien. Wer ſich alle dieſe Corporationen mit ihrem Perſonal im Detail denkt, wird die unermeßliche ins innerſte Leben eingreifende Wirkſamkeit dieſes Miniſteriums einigermaßen ermeſſen können, zumal wenn er den Umſtand in Anſchlag bringt, daß das Beamtenperſonal in der Regel zum großen Theil aus Männern beſteht, denen es Herzensangelegenheit iſt, in die Ideen ihrer Vorgeſetzten einzugehen und durch Förderung des herrſchenden Syſtems ſich auszuzeichnen.

Hegel war dahingeſchieden, aber die Gottes- und Weltanſchauungen ſeiner Philoſophie beherrſchten noch viele kräftige Geiſter und hatten an Gymnaſien und auf Univerſitäten eifrige Vertreter, zum Theil mit wespen- und horniſſenartiger Irritibilität, die ſich um ſo rachſüchtiger äußerten, je mehr ſie ihre Hoffnungen auf die Fortdauer der Herrſchaft der Hegel'ſchen Schule gegründet hatten. Der König aber wollte „dem Herrn dienen und

nicht dem Nebelgotte der Hegel'ſchen Philoſophie"; ſeine entſchiedene Abſicht war, die zerfallene evangeliſche Kirche ſich aus ihrem urſprünglichen Geiſte wieder erbauen zu laſſen und zu dieſem Zwecke die in ihr noch vorhandenen lebenskräftigen Elemente zu ſammeln. Es leuchtet ein, von welcher entſchiedenen Wichtigkeit es war, für die Durchführung dieſer Abſicht den rechten Mann zu finden. Was beſtimmte den König, bei der Wahl eines ſolchen vor allen andern Staatsmännern, die dabei in Betracht kommen konnten, Eichhorn den Vorzug zu geben? Die kurze Antwort iſt: ſeine Lebensgeſchichte! Ein Wertheimer von Geburt, hatte Eichhorn ſchon als Student den Entſchluß gefaßt, in preußiſche Dienſte zu treten, und ſah ſeinen Wunſch bald nach Vollendung ſeiner Studien in Erfüllung gehen, indem er unter die Zahl der Auscultatoren bei der Regierung in Kleve aufgenommen wurde. Seine patriotiſchen Geſinnungen, verbunden mit Geſchicklichkeit, Treue und Gewiſſenhaftigkeit in Erledigung der ihm übertragenen Geſchäfte, erwarben ihm die Gunſt ſeiner Vorgeſetzten. Schon im Jahre 1806 wurde er als Aſſeſſor beim Kammergericht in Berlin angeſtellt. In dieſer Stellung fand er Gelegenheit, jene ruhmwürdigen Männer, die durch ihren Muth und ihre Entſchiedenheit Preußen und Deutſchland von den Feſſeln ſchmählicher Knechtſchaft befreiten, perſönlich kennen zu lernen und ihr Vertrauen zu gewinnen. Als Napoleon durch das Decret vom 16. December 1808 von Madrid aus den Herrn vom Stein für einen Feind Frankreichs und des Rheinbundes erklärte, die Güter deſſelben, wo ſie ſich auch befinden möchten, confiscirte, ſeine perſönliche Verhaftung

befahl und die großentheils nur zu bereitwilligen Rheinbundsfürſten zu Vollſtreckern ſeines tyranniſchen Willens machte, da zitterten alle Vaterlandsfreunde für das Schickſal des großen Mannes. Auch Friedrich Wilhelm III wurde von Beſorgniſſen ergriffen und ſuchte durch Kaiſer Alexander zu Gunſten Stein's auf Napoleon einzuwirken. Es entſtand die Frage, ob nicht auf andern Wegen wenigſtens die Güter am Rhein den Klauen des Räubers zu entziehen ſeien. Dazu bedurfte es eines geſchickten Unterhändlers. Stein ſelbſt wählte dazu den Kammergerichtsaſſeſſor Eichhorn, deſſen Treue und Gewandtheit in conciliatoriſchen Verhandlungen er kennen gelernt hatte. Durch Vermittelung der Freunde Stein's wurde ihm der Auftrag ertheilt, die preußiſchen Gefangenen zu übernehmen, denen Napoleon die Freiheit geſchenkt hatte und ſich zu dieſem Zwecke zunächſt nach Erfurt zum Marſchall Davouſt zu begeben. Die erſte und einzige Frage, die dieſer an ihn richtete, war: „Wo iſt Herr von Stein?“ Als Eichhorn antwortete: er wiſſe es nicht, wie er es denn auch in der That nicht wußte, erwiderte der Marſchall: „Sie wiſſen es wohl, Sie wollen es nur nicht ſagen“, und wies ihn mit zornig verächtlichen Blicken zur Thür hinaus.

Stein befand ſich durch die über ihn von dem gewaltigſten Manne der Zeit verhängte Aechtung in eine bedrängten Lage und brachte es über ſich, den Fürſt Primas und Haupt des Rheinbundes, mit dem er frühe in freundſchaftlichen Verhältniſſen geſtanden, zu erſuchen ſich bei Napoleon für Zurücknahme der Güterberaubung zu verwenden. Das Schreiben übergab er zur befür-

tuden Ueberreichung dem Kammergerichtsaſſeſſor Eichhorn. Eichhorn war, wie Pertz (II, 339) erzählt, an den Rhein geeilt, um für Stein die Ordnung ſeiner dortigen Verhältniſſe zu bewirken, und reiſte dann nach Frankfurt, um auf den Fürſt-Primas perſönlich zu wirken. Er überreichte den Brief in einer Privataudienz. Der Fürſt wollte ihn anfangs gar nicht annehmen. Auf die Vorſtellung, daß man dem Ueberbringer keinen Brief geſandt habe, wodurch Se. Hoheit irgend compromittirt werden könne, nahm er ihn endlich an, erbrach und las ihn mit Aufmerkſamkeit auf der Stelle. Dann trat er auf Eichhorn zu und ſagte: „Sie haben mir den Mann nicht genannt und ich will und darf ihn auch nicht nennen. Was ich thun kann, will ich gern thun. Ich werde Sie rufen laſſen und Ihnen die Antwort ſchriftlich ertheilen" — eilte ſchnell in ein Nebenzimmer und ließ Eichhorn allein ſtehen. Von der Zeit an bis kurz vor ſeiner Abreiſe nach Aſchaffenburg beſuchte Eichhorn alle ſeine Aſſembléen und trat ihm überall in den Weg, um ihn zu erinnern. Er ſchlüpfte jedesmal kalt-freundlich an ihm vorüber. Zuletzt bat Eichhorn wieder um eine Privataudienz und ward auf den andern Tag zur öffentlichen Audienz beſtellt. Als die Audienz aufgehoben war, kam er beim Weggehen an Eichhorn heran und ſagte: „Sie haben mir einen Brief gebracht. Sie können ſich leicht vorſtellen, daß ich nichts thun kann. Ich habe bisjetzt nichts thun können. Ich möchte gern etwas thun." Als Stein ſpäter eine Beilage zu dem Briefe ſchickte, reiſte Eichhorn nach Aſchaffenburg. Der Fürſt war höchſt freundlich und ſprach gleichſam vertraut über allerlei.

Eichhorn reichte nun das Blatt hin. Anfangs daſſelbe Sträuben es anzunehmen. Dann nahm er es an, las es wieder in Eichhorn's Gegenwart durch und ſprach: „Zuerſt bin ich Fürſt-Primas, und als ſolcher habe ich Pflichten, die mir die heiligſten ſind. Kommen dieſe in Colliſion, ſo gilt mir der Freund das Höchſte. Ich werde thun, was ich kann. Leicht ſtellen Sie ſich vor, was ich Ihnen ſchon mehrmals geſagt, daß ich ſehr wenig thun kann. Man muß zuſehen und den ſchicklichen Zeitpunkt abwarten.“ Durch dieſes Benehmen zog der Fürſt-Primas des Rheinbundes, dem die bereitwilligſt übernommenen Pflichten gegen den Unterdrücker Deutſchlands die heiligſten waren, eine Aechtung auf ſein Haupt, die ſchlimmer war als die Stein's. Die Aechtung Stein's dauerte nicht länger als die ephemere Gewalt Napoleon's, die des Reichsfreiherrn von Dalberg wird dauern, ſolange es eine deutſche Geſchichte gibt. Das Denkmal, welches ihm im Dom zu Regensburg aus carrariſchem Marmor geſetzt worden iſt, wird nur dazu dienen, den deutſchen Beſchauern ſein vaterlandsverrätheriſches Verhältniß zu Napoleon in Erinnerung zu bringen. Ich habe früher bemerkt, daß ich bei den Mittheilungen aus meinem Leben ſtets den Zweck im Auge gehabt, meinen Schülern Beiſpiele des Nachahmungswürdigen und des Verabſcheuungswerthen vor Augen zu ſtellen. Zu den Beiſpielen des letztern gehört vor allen die Rolle, welche der Fürſt-Primas geſpielt hat; ich durfte ſie daher nicht mit Stillſchweigen übergehen. Meine Schüler gehören der großen Mehrzahl nach dem bürgerlichen Stande an, einige aber auch dem reichsfreiherrlichen, dem gräflichen

und dem fürſtlichen. Ich hege die freudige Ueberzeugung, daß keiner von ihnen jemals vaterlandsverrätheriſche Geſinnungen bethätigen wird. Die wahre Standesehre zu behaupten, dazu habe ich bei jeder ſchicklichen Gelegenheit ſelbſt einen jeglichen ermahnt; denn jeder Stand hat ſeine Ehre, und wer die Ehre ſeines Standes preisgibt, iſt kein Ehrenmann, mag er Schulmeiſter oder Fürſt ſein. Was iſt wahre Standesehre? Das zeigt ſich am deutlichſten an der falſchen, die ſich heutigen Tags ſo breit macht.

Ich kehre zu Eichhorn zurück. Die Begeiſterung, welche der Aufruf des Königs zur allgemeinen Bewaffnung im Jahre 1813 hervorrief, ergriff auch ihn und fand an ihm einen der thätigſten Beförderer. Nach der Schlacht bei Leipzig, in welcher er als Freiwilliger mitkämpfte, wählte Herr vom Stein ihn zum Gehilfen bei der Centralverwaltung der eroberten Lande. Mit welchen Hinderniſſen und Schwierigkeiten dieſe Verwaltung zu kämpfen hatte, hat Eichhorn ſelbſt in einer anonymen Schrift über die Wirkſamkeit der Centralverwaltung ausgeſprochen. Nach dem Wiederausbruche des Kriegs im Jahre 1815 berief ihn der Staatskanzler von Hardenberg zur Theilnahme an der Verwaltung der beſetzten franzöſiſchen Provinzen. In dieſer Stellung erwarb er ſich das Verdienſt, die von den Franzoſen während ihrer Herrſchaft in Deutſchland geraubten Kunſtſchätze und wiſſenſchaftlichen Werke dem Vaterlande zurückzuſtellen, was die Achtung, in welcher er ſchon bei allen Vaterlandsfreunden ſtand, nur noch erhöhen konnte. Er wurde als Geheimer Legationsrath in das Miniſterium der aus-

wärtigen Angelegenheiten berufen, gewann hier ſofort einen beſtimmenden Einfluß, wurde bald darauf vortragender Rath bei dem Staatskanzler und bei Errichtung des Staatsraths unter die Zahl der Mitglieder deſſelben aufgenommen. Nun erſt begann er, ſeine ganze Aufmerkſamkeit, all ſein Dichten und Trachten auf die Befreiung Deutſchlands von einem Uebel zu richten, welches die Nation ſeit Errichtung des neuen deutſchen Staatenſyſtems täglich am drückendſten gefühlt hatte und welches am meiſten die allgemeine Unzufriedenheit nährte. Es war das Uebel der innern Abſperrung des Verkehrs durch Zollſchranken. Jeder einzelne Staat hatte ſich mit Zolllinien umzogen und Zollgeſetze nach ſeinem Intereſſe aufgeſtellt. Der Deutſche konnte im eigenen Vaterlande nicht zehn Meilen reiſen, ohne von Zollbeamten, die zum Theil brutal genug waren, beläſtigt und chicanirt zu werden. Natürlich ſteigerte dieſer Zuſtand die Sehnſucht nach politiſcher Einheit. In jener Zeit war es, wo die Idee einer „Geſammtvertretung der deutſchen Nation, wachſamer Wahrung aller wahrhaft deutſchen Intereſſen gegenüber dem Auslande, Entfeſſelung der durch verkehrte Staatsmaximen gebundenen politiſchen und wirthſchaftlichen Kräfte des Volks, Beſeitigung eines unberechtigten bureaukratiſchen und Polizeiregiments zu Gunſten einer vernünftigen Selbſtregierung in Provinz, Gemeinde und Genoſſenſchaft“ aufkam, eine Idee, aus welcher nach und nach der Nationalverein erwachſen iſt, der gegenwärtig in einer eigenen Wochenſchrift ſeine Wirkſamkeit über ganz Deutſchland verbreitet und ungehindert verbreiten darf. Die Beſeitigung eines tagtäglich ſo ſcharf einſchneidenden

Uebels war daher nicht allein eine Wohlthat für die Nation, ſondern auch eine einſtweilige Beſchwichtigung jener Sehnſucht. Aber wie viele gegenſeitig ſich ausſchließende Geld- und Souveränetätsintereſſen gab es da zu vermitteln! Den Zweck der Vereinigung feſt im Auge behaltend, gelang es Eichhorn durch conciliatoriſche Gewandtheit, alle kleinern und größern Fürſten nach und nach zu überzeugen, daß ihr eigener Vortheil, ja ihre Sicherheit einen deutſchen Zollverein heiſche. Die Vortheile, welche alle Staaten aus der endlich glücklich erzielten Vereinigung ziehen, hat Dieterici in ſeinen ſeit 1838 jährlich erſcheinenden „Statiſtiſchen Ueberſichten der wichtigſten Gegenſtände des Verkehrs und Verbrauchs im Deutſchen Zollverbande" nachgewieſen. Wer die Geſchichte des unaufhaltſam vorwärts ſchreitenden Geiſtes nationaler Einheit, dem einen ein Engel des Lichts, dem andern ein grauenhaftes Geſpenſt, ſchreiben will, muß auf die Zuſtände der Zerriſſenheit vor dem Zollverein zurückgehen. Bis zu ſeiner Ernennung zum Miniſter der geiſtlichen und Unterrichtsangelegenheiten widmete Eichhorn dem Zollverein ſeine angeſtrengteſte Thätigkeit. Eben die Feſtigkeit, die ausdauernde Geduld, die zuvorkommende Freundlichkeit, womit er anerkennend in die Intereſſen der verſchiedenen Staaten einzugehen und dieſen trennenden Hinderniſſen gegenüber die gemeinſamen deutſchen Fürſten- und Volksintereſſen hervorzuheben wußte, bewogen den König, der dieſe Verhandlungen mit theilnehmender Aufmerkſamkeit begleitet hatte, ihn für das Miniſterium der geiſtlichen und Unterrichtsangelegenheiten ins Auge zu faſſen. Was hat denn die Aufgabe, welche der König auf dem Ge-

biete der geiſtlichen und Unterrichtsangelegenheiten zu löſen im Sinne hatte, mit der Aufgabe einer Zollvereinigung der deutſchen Bundesſtaaten Gemeinſames? Auch auf jenem Gebiete waren ja, wie faſt in allen vorhergehenden Theilen meiner „Wanderung“ gezeigt worden, tiefeingewurzelte Zwieſpältigkeiten und Parteiungen zu ſchlichten; nur daß dieſe geiſtiger, jene materieller Natur waren. Wäre aber Eichhorn den Bewegungen auf dem geiſtigen und geiſtlichen Gebiete fremd geblieben oder hätte er denſelben gleichgültig zugeſehen, dann hätte der König an ihn bei aller ſeiner Geſchicklichkeit im Transigiren nicht denken können. Aber gerade das Gegentheil war der Fall. Mit der innigſten Theilnahme hatte er jene Parteikämpfe, beſonders die auf dem religiöſen Gebiete, beobachtet, wohl wiſſend, daß hier die eigentliche Aufgabe nationaler Einigung und Fortbildung liege. Faſt alle ſeine vertraulichen Beſprechungen und Berathungen mit ſeinem Freunde Schleiermacher bezogen ſich auf Kirchen- und Schulgeſetzgebung. Als einen aufrichtigen, wahrhaft gläubigen Chriſten habe ich ſelbſt ihn kennen gelernt, zugleich aber auch ſeinen entſchiedenen Widerwillen gegen die kaltherzigen und kaltgläubigen Symboleiferer, die auch der König nicht liebte. Für Eichhorn's kirchliche Geſinnung zeugt auch das vertrauensvolle Verhältniß zwiſchen ihm und Herrn vom Stein, der bekanntlich keinem recht traute, der nicht an Chriſtum glaubte, aber volles Vertrauen denen ſchenkte, die er als Glaubensbrüder erkannte, wie das unter anderm auch aus der von Pertz mitgetheilten Correſpondenz mit dem Pfarrer Stein in Frankfurt hervorgeht. Ueber das merkwürdige Verhältniß

zwiſchen dem Miniſter Stein und dem Pfarrer Stein, welches ich während meines Aufenthalts in Frankfurt ſehr genau kennen zu lernen Gelegenheit hatte, habe ich mich im erſten Theile meiner „Wanderung“ ausgeſprochen.

Aus vorſtehenden Bemerkungen geht hervor, daß der König für die Uebernahme des geiſtlichen Miniſteriums den rechten Mann mit ebenſo richtigem Scharfblicke auserkor, als er früher Niebuhr zum Rathgeber bei Beobachtung der Zeitereigniſſe gewählt hatte.

Charakteriſtiſch nach beiden Seiten hin iſt die Art und Weiſe, wie der König Eichhorn zur Uebernahme des Miniſteriums beſtimmte. Nachdem er im allgemeinen auf die Aufgabe hingewieſen, fragte er Eichhorn, welchen unter den hervorragenden Staatsmännern er für geeignet halte, dieſe Aufgabe zu ſeiner Zufriedenheit zu löſen. Eichhorn nannte den Oberpräſidenten der Rheinprovinz, Herrn von Bodelſchwingh, und hob zur Begründung ſeines Vorſchlags deſſen Beliebtheit bei Proteſtanten und Katholiken, die Treue und Redlichkeit ſeines Charakters, ſeine chriſtliche Geſinnung und ſeine Vertrauen einflößende Perſönlichkeit hervor. Der König überbot noch Eichhorn in Lobeserhebungen Bodelſchwingh's, bemerkte aber, daß ihm die erforderliche Menſchenkenntniß fehle, und führte ſchlagende Beiſpiele an, wie er unwürdigen und ehrgeizigen Menſchen ſein Vertrauen geſchenkt, die ihn hinterher arg getäuſcht. „Dieſe für die Aufgabe eines Miniſters der geiſtlichen Angelegenheiten durchaus erforderliche praktiſche Menſchenkenntniß beſitzen Sie, und darum habe ich Sie für dieſe Stelle auserſehen; denn daß es

Ihnen auch an den übrigen Eigenſchaften nicht fehlt, iſt mir aus Ihren perſönlichen Verhältniſſen zu Schleiermacher und zu Herrn vom Stein bekannt.“ Eichhorn erklärte ſich unter gewiſſen Bedingungen zur Uebernahme bereit. Zunächſt ſprang in die Augen, daß er mit dem Perſonal des Altenſtein'ſchen Miniſteriums die Abſichten des Königs nicht durchführen könne. Der König war weit entfernt, Männer, die nach der geſetzlichen Dienſtordnung ihrem bisherigen Chef und ſomit auch dem Könige treu und redlich gedient hatten, irgendwie an ihrer Ehre zu kränken oder an ihrem Dienſteinkommen zu beſchädigen, glaubte aber, daß ſich ihre Entfernung aus dem Miniſterium in einer ſie zufrieden ſtellenden Weiſe bewirken laſſe. Der König täuſchte ſich. Einer der Cabinetsminiſter, dem Eichhorn's ſchriftlicher Antrag zum Vortrage zugewieſen worden war, ſtellte dem König vor, daß durch ein ſolches Verfahren die ganze Beamtenhierarchie, auf welcher die Staatsregierung von oben bis nach unten hin beruhe, erſchüttert werden würde. Dieſe Vorſtellungen erſchütterten die Anſichten des Königs hinſichtlich der Entfernung der Räthe des Altenſtein'ſchen Miniſteriums, zugleich aber auch die Plane des Miniſters Eichhorn. Alle Unzuträglichkeiten und Misgriffe, alle Erbitterungen, die ſich gegen Eichhorn in der Preſſe Luft machten und die ich in meiner Schrift über das Miniſterium Eichhorn und in dem vierten Theile meiner „Wanderung“ beſchrieben habe, ſind dieſer Quelle entſprungen.

Der ſpricht ja von den geheimen Verhandlungen des Königs mit Eichhorn, wird man denken, wie wenn er

dabei geweſen wäre. Freilich war ich nicht dabei, denn ich ſaß zu jener Zeit ruhig in Koblenz und wußte von den Zuſtänden und Perſonen der hohen Miniſterien nichts, als was Schleiermacher und Süvern mir früher und Aſter ſpäter mitgetheilt hatten; aber Eichhorn mußte mich bei dem mir angewieſenen Wirkungskreiſe von den Abſichten des Königs möglichſt genau in Kenntniß ſetzen, und bei dieſer Gelegenheit erzählte er mir denn auch von ſeiner erſten Unterredung mit dem Könige.

Alle kirchlichen und politiſchen Parteileidenſchaften waren aufs heftigſte entbrannt, als der gerechte und fromme König Friedrich Wilhelm III. das Zeitliche ſegnete und ihm die oft erſehnte „Ruhe in Gott" zu Theil wurde. Von ſeinem Nachfolger erwarteten die Führer der verſchiedenen Parteien die Erfüllung ihrer Wünſche oder die Abſtellung ihrer Beſchwerden. Patriotiſche Geſinnungen hatte der König als Kronprinz bei jeder Gelegenheit offen kund gegeben; daran knüpften „die alten Preußen" die zuverſichtliche Erwartung einer Aenderung des Syſtems im Sinne deutſcher Einheit mit preußiſchem Uebergewicht und wurden in ihrer Hoffnung dadurch beſtärkt, daß der König gleich anfangs die Opfer der Karlsbader Beſchlüſſe auf freien Fuß ſtellte und in ihre Aemter wieder einſetzte, auch noch viele andere Beweiſe gab, wie verhaßt ihm das Regiment der Pentarchie geweſen. Die wirren und leidenſchaftlichen Bewegungen auf dem kirchlichen Gebiete, beſonders dem der katholiſchen Kirche, habe ich in den vorhergehenden Theilen meiner „Wan-

derung" zur Schau geſtellt. Auch hier trat der König beſchwichtigend ein. Er gab den verhafteten Erzbiſchöfen von Köln und Poſen, die es arg genug getrieben, ihre Freiheit zurück, ertheilte den mishandelten Altlutheranern Religionsfreiheit und gab bei Audienzen Beweiſe verſöhnlicher Geſinnungen nach allen Seiten hin; aber die keineswegs verheimlichten und ſehr ernſtlich gemeinten Veranſtaltungen, das bis dahin vorherrſchend geweſene rationaliſtiſche und philoſophiſche Chriſtenthum gemeinverſtändlich ins urkundliche und wahre zu überſetzen, brachte alle antichriſtlichen Geiſter in gewaltige Aufregung. Treffend ſagt Wolfgang Menzel in ſeiner „Geſchichte der letzten vierzig Jahre": „Ein paniſcher Schrecken und eine Aufwallung tiefſter Erboſung ging durch die langen Reihen der bisher herrſchenden Partei des Unglaubens. Das Regiment der Hegelianer war zu Ende. Der Chriſtushaß galt nicht mehr als erſte Bedingung der Beförderung zu Lehrämtern. Einer je furchtbarern Oppoſition ſich der neue König in dieſer Beziehung ausſetzte, weil die ungeheuere Mehrheit der Gebildeten und ſelbſt der Beamten der Gewohnheit des Unglaubens verfallen war, um ſo mehr iſt die Feſtigkeit zu ehren, mit welcher er in einer langen, ſtürmiſchen Regierung den Glauben geſchützt hat." Unzählige Broſchüren wurden aus allen Theilen Deutſchlands raſch nacheinander ins Publikum geworfen, in welchen die Partei des Unglaubens ihrer Erboſung Luft machte. Es brachten dieſe Schriften eine um ſo größere Wirkung hervor, je größer die Zahl der beifälligen Leſer war. Wie viel Feindſchaft gegen das Chriſtenthum aus dem vierten Decennium in das fünfte hinübergegangen

wer, zeigt eine Schrift, die im Jahre 1830 zu Altenburg unter dem Titel „Ueber die Frömmelei und deren Folgen im 19. Jahrhundert. Von C. L. v. K—n" herauskam und mit vielem Beifall geleſen wurde. Die gegenwärtige Zeit, docirt der Verfaſſer, gibt mehr Veranlaſſung als die frühern Jahrzehnde, gegen Vernunftvernichter, Myſtiker und Starrgläubige, gegen Verſtocktheit und Intoleranz, gegen die ſkandalöſen Reibungen zwiſchen den verſchiedenen Confeſſionen aufzutreten. Es ſei Pflicht, meint er, eines jeden, der Wahrheit und Vaterland liebe, zu zeigen, wie dieſe Feinde des menſchlichen Geſchlechts in den labyrinthiſchen Gängen des Irrthums herumtappten, um die Gefahren aufzudecken, die dem geſunden geiſtigen, leiblichen und politiſchen Leben der Nation von dieſer Seite her drohen. An eclatanten und in der Wahrheit begründeten Beiſpielen fehlte es dem Verfaſſer nicht. Wenn die angeführte Schrift das Woher? beantwortet, ſo traten die Schriftſteller des antichriſtlichen Geiſtes jetzt ungeſcheut mit der Antwort auf die Frage wohin? hervor. Ein Privatdocent in Bonn lehrte öffentlich die Unhaltbarkeit des Chriſtenthums, und ein ordentlicher Profeſſor der Theologie in Berlin vertheidigte die Verkündigung dieſer Anſicht. Ein talentvoller politiſcher Dichter ſang: „Reißt die Kreuze aus der Erden!" Ruge und Echtermeyer erließen in den „Halliſchen Jahrbüchern" ihr „Manifeſt gegen die Romantik", woran Strauß ſeine Schrift „Der Romantiker auf dem Thron der Cäſaren" knüpfte, womit er den König ſelbſt dem Spotte preiszugeben beabſichtigte, indem er ſonnenklar bewies, daß Kaiſer Julian auch ein Romantiker geweſen; der Aeſthetiker

Friedrich Theodor Viſcher benutzte die Gelegenheit einer Antrittsrede, um ſich dem Publikum als einen Freund des freien Denkens zu empfehlen, was ihm auch ſo gut gelang, daß er in die deutſche Nationalverſammlung gewählt wurde. Erſcheinungen ähnlicher Art wurden dem Publikum tagtäglich zum beſten gegeben. Es kommt nicht darauf an, in welcher Zeitfolge dieſe Schriften erſchienen; es genügt die Bemerkung, daß ſie alle gleichen Sinns und Geiſtes waren, alle derſelben Quelle entſtrömten und in derſelben Tendenz geſchrieben wurden. Sie im einzelnen näher nach ihren beſondern Individualitäten zu charakteriſiren, würde zu viel Raum einnehmen; ich beſchränke mich daher, auf eine in der „Literaturzeitung", Jahrgang 1847, abgedruckte Recenſion hinzuweiſen, worin eine der durchdachteſten, boshafteſten und folglich wirkſamſten Productionen dieſer Art ihre Beurtheilung gefunden hat. Ich meine die unter dem Titel „Geſchichte der Denk- und Glaubensfreiheit im erſten Jahrhundert der Kaiſerherrſchaft und des Chriſtenthums. Von Dr. W. Adolf Schmidt, außerordentlichem Profeſſor der Geſchichte an der Univerſität zu Berlin" (Berlin, Veit und Comp.) herausgegebene Schrift. Um meinen Leſern eine Vorſtellung zu geben, welche Entſtellungen und Fälſchungen der Geſchichte der geſchichtskundige Verfaſſer ſich hat zu Schulden kommen laſſen, um ſeinen keineswegs löblichen Zweck zu erreichen, will ich nur einige Stellen aus dem Buche anführen. Sein Plan iſt, die Kämpfe der Vertheidiger des Miniſteriums Eichhorn gegen die Angriffe der Freidenker dadurch lächerlich und verächtlich zu machen, daß er dieſelben Kämpfe in einer

ſelbſtgemachten Geſchichte der Denk- und Glaubensfreiheit im erſten Jahrhundert der Kaiſerzeit aufführt. Den T. Pomponius Atticus verwandelt er in einen Buchhändler. „In ſeiner Officin", heißt es wörtlich, „welche alles übertraf, was man bis dahin von Anſtalten dieſer Art kannte, wimmelte es, wie in unſern heutigen Druckereien, von Arbeitern aller Gattungen, welche theils das Papier und die übrigen Materialien und Inſtrumente in Stand ſetzten, theils die Vervielfältigung der Abſchriften und der Correcturen betrieben, theils die vollendeten Bücher kunſtmäßig aufrollten, mit Einband, Titel und ſonſtigem Schmuck verſahen. Atticus beſaß dergeſtalt ein Büchermagazin, wie es heute wol in der ganzen Welt bei keinem Verlags- und Sortimentshändler gefunden wird." Unter ſeinen Kunden war ſelbſt Cicero, der die meiſten ſeiner Werke bei Atticus verlegte. Unter den damaligen Buchhändlern figurirt auch Cn. Pompejus Phrixus, dem er den Doctortitel gibt. An die Stelle des Junghegelianismus dichtet er einen „radicalen Jungſtoicismus", und „die Philoſophie der Offenbarung" läßt er vertreten durch eine myſtiſche Philoſophie der Offenbarung des Heidenthums. Und was that dieſe? „Sie gewährte der Rechtgläubigkeit ſcheinbar eine ſpeculative Rechtfertigung, wurde von den Kaiſern der erſten Jahrhunderte außerordentlich begünſtigt, aber die begünſtigte Philoſophie des Myſticismus gedieh zu nichts weniger als zu einer Verjüngung des alten Glaubens. Sie erbaute keinen Thron, ſondern einen Sarg; und die Neuplatoniker waren nur inſofern die Träger der Orthodoxie, als ſie dieſelbe zu Grabe trugen." Auch der ſäch-

ſiſche Rationalismus trieb ſein Weſen ſchon im erſten Jahrhundert der Kaiſerzeit. „Was er erſtrebte, war die vernunftgemäße Anſchauung: allein in der Theorie brachte er es nur zu matten und ſchwankenden Begriffen vom Göttlichen, und in der Praxis kam er ſozuſagen nicht über die Religion der Moral hinaus.“ Die Philoſophen und Rhetoren ſchmückt Herr Schmidt mit dem Titel „Profeſſoren“. Da hören wir vom „Profeſſor der ſtoiſchen Philoſophie Muſonius Rufus“ und vom „Profeſſor der Beredſamkeit Carinas Secundus“, „der unter Nero der wenig einträglichen und mit ſo großen Gefahren verknüpften Docentenwirkſamkeit entſagte“, gerade ſo, wie unter Friedrich Wilhelm IV. mehrere Docenten es thun mußten. Den praefectis praetorii Sejanus und Tigellinus gibt Herr Schmidt ſtets den Titel Miniſter, dem Burrhus dagegen den eines „prätorianiſchen Präfecten“, als ob der Miniſtertitel nur für die abſcheulichen Präfecten paſſe. Von Julius Cäſar ſagt er: „Er wollte gern in den Augen des Volks als König von Gottes Gnaden erſcheinen“, und von Caligula: „Bei ihm iſt es nicht der Wahnſinn des Individuums, der uns entgegentritt, ſondern der Wahnſinn des Princips; Caligula verſinnlicht den Abſolutismus im Stadium des Deliriums.“ „Claudius bezeichnet die Bewußtloſigkeit oder die Naivetät des Abſolutismus.“ Von Nero ſagt er: „Bei ihm ſehen wir den Despotismus aus dem Zuſtande der Lethargie und Bewußtloſigkeit wieder erwachen und nunmehr als naturwidrigen, ungeſchminkten Despotismus mit Nüchternheit und Bewußtſein ſich offenbaren.“ Die Deutung der angeführten Stellen iſt ſo ſchlimmer Art, daß ich ſie dem

Scharfſinn meiner Leſer überlaſſen muß. Hat doch ſelbſt der Verfaſſer der mir vorliegenden Recenſion ſich geſcheut, ſich auf eine Deutung einzulaſſen. An Horaz läßt Herr Schmidt kein gutes Haar. „Mit Grund", heißt es, „ſtand Horaz in dem Geruche des Servilismus, allmählich wurde ſein Standpunkt von dem eines bloßen Anhängers des Principats zu dem eines eifrigen Vertreters des Abſolutismus emporgeſchraubt." Ungefähr daſſelbe, was man damals von Eichhorn und einigen andern Staatsmännern ſagte. „Was ſoll man ſagen", heißt es weiter, „wenn Horaz, der doch ſeinen bisherigen Unglauben nicht leugnen kann, plötzlich als ein Bekehrter erſcheint, der die gläubigſte Demuth der Orthodoxie und die lebendigſte Theilnahme an der gottesdienſtlichen Feier dem großen Publikum als die unerlaßlichen Bedingungen der Seligkeit darſtellt; — wenn er, den wir die Philoſophie in den Himmel erheben ſahen, plötzlich bemüht iſt, alles Unheil nur ihr in den Schuh zu ſchieben, ſie durch die Behauptung zu verdächtigen, daß nur ſie ihn wie andere zum Unglauben verleitet habe, der Unglaube aber auf Irrthum beruhe und die Philoſophie eine Weisheit der Thoren ſei. Es iſt klar, daß Horaz hier nur als ein guter Abſolutiſt den Beſtrebungen der Monarchie zur Aufrechterhaltung des orthodoxen Glaubens gefügig ſich anſchloß, daß er nur ihr zu Liebe den Rationalismus bei der öffentlichen Meinung in Miscredit zu bringen ſuchte. — Und was ſoll man ferner dazu ſagen, wenn er, der doch auf nichts weniger als auf ein keuſches Leben zurückblicken konnte, der bisher nur ein Lehrer der Sinnlichkeit und der Wolluſt geweſen, plötzlich als ein Keuſch-

heitsprediger, als ein Lehrer der Sittlichkeit auftritt; wenn er, der über alles eher ein competentes Urtheil haben dürfte als über das Weſen und die Bedeutung der Ehe, auf einmal mit der größten Zuverſicht die Behauptung ausſpricht, die Quelle alles Unheils, das über Volk und Vaterland hereingebrochen, ſei einzig und allein die Verletzung der ehelichen Bande. Es iſt klar, warum. Der Dichter wollte damit das Lieblingsproject des Fürſten, die Reform der Ehegeſetzgebung, die Umwandelung derſelben in eine Zwangs- und Strafanſtalt, vor der widerſtrebenden öffentlichen Meinung befürworten und rechtfertigen.“ Die Deutung iſt handgreiflich; deſto größer der Jubel der zahlreichen Geſinnungsgenoſſen des Herrn W. A. Schmidt. Leider gab es in den vierziger Jahren mehrere ſolcher Horaze, obwol es hauptſächlich auf Schelling, Eichhorn und den König ſelbſt gemünzt war. Auch die damaligen Parteibewegungen auf dem Gebiete der Schul- und Kirchenfragen entgingen dem Traveſtirungstalente des Herrn Schmidt nicht. Alle dieſe Kämpfe für unbeſchränkte Freiheit des öffentlichen Unterrichts und für Gewiſſensfreiheit waren in dem Jahrhundert des Despotismus ſchon da und traten mit der Wiedergeburt eines neuen despotiſchen Jahrhunderts wieder hervor. „Die Ueberlieferung und Entwickelung der Intelligenz“, heißt es wörtlich bei ihm, „war, als die Republik erſtarb, noch vollkommen frei. Nirgends fand eine Abhängigkeit der Schule von Staat oder Kirche ſtatt; nirgends der Einfluß der weltlichen oder geiſtlichen Behörde auf den Unterricht. Dem Freimuth, der im öffent-

lichen Leben unter der Zucht des Despotismus mehr und mehr erſtarb, verblieb in Rhetorenſchulen eine Zufluchtsſtätte. Zwar erzogen dieſe nur wenige Gegner der Monarchie überhaupt, aber deſto zahlreichere Widerſacher des Abſolutismus. Aus ihnen gingen Männer wie Tacitus und Plinius, Perſius und Juvenal hervor, überhaupt der Kern jener politiſchen Oppoſition, die eine liberale durch den Senat beſchränkte Monarchie erſtrebte. Sie bildeten minder republikaniſche Freiheitsſchwärmer als glühende Tyrannenhaſſer. Während im mündlichen Verkehr des Lebens und in der Schrift jede freimüthige Aeußerung unter der Willkürherrſchaft eines Tiberius und Caligula, eines Nero und Domitian verpönt und gemieden wurde, waren alle hiſtoriſchen Märtyrer äußerer und innerer Freiheit die gefeierten Heroen der Schule; ungeſcheut wurden tagtäglich von den Rhetorenbänken in pathetiſchen Reden erdachte Herrſcher gegeiſelt, die Fürſtenmörder in den Himmel erhoben, mit Belohnungen und Denkmälern geehrt, die Befreiung des Staats von der Willkürherrſchaft durch Lobpreiſungen und Dankopfer gefeiert.“ Es iſt klar, daß Herr Schmidt in dieſer mit bewundernswerthem Geſchick erſonnenen Traveſtie die Wirkſamkeit unſerer Schulen und Univerſitäten im Gegenſatze zu dem vermeintlich herrſchenden Syſteme der Regierung des Königs mit den grellſten Farben zu ſchildern beabſichtigte. Die Denk- und Gewiſſensfreiheit war unter den Tyrannen der erſten Kaiſerzeit ſo wenig zu beſchränken, daß man ſelbſt den Apoſtel Paulus die Lehre Chriſti frei verkündigen ließ. „Paulus“, heißt es S. 165 wörtlich, „ſtand nach der Apoſtelgeſchichte in Rom nur unter

polizeilicher Aufſicht, im übrigen aber durfte er in voller Freiheit und unangefochten die Lehre Chriſti verkündigen."

Eine bemerkenswerthe signatura temporis war der ungeheuere Beifall, mit welchem ein ſehr großer Theil des gebildeten Deutſchland und in Preußen faſt alle Gegner der Regierung dieſe Schrift begrüßten. Der Verfaſſer ſelbſt wurde einer der gefeiertſten Heroen „unter den hiſtoriſchen Märtyrern äußerer und innerer Freiheit". Wer auf die vorhergegangenen zornvollen und entſchiedenen öffentlichen Demonſtrationen der liberalen Oppoſitionspartei gegen die chriſtliche Richtung des Königs zurückblickt, wird das ſehr natürlich finden. Schon im Sommer 1842 waren die „Berliner Freien" und die „Lichtfreunde" in voller Thätigkeit. Als der König ſich zum dreihundertjährigen Jubiläum der Univerſität nach Königsberg begeben hatte, pries der Phyſiolog Burdach in ſeiner Feſtrede in Gegenwart des Königs mit Emphaſe den Schullehrer Dinter, vor deſſen Schullehrerbibel Eichhorn im Einverſtändniß mit dem König kurz vorher gewarnt hatte, und ſtellte ihn und den Philoſophen Kant als Säulen der freien Wiſſenſchaft dar, welche ſich die königsberger Univerſität nimmer werde nehmen laſſen. Was wunder, daß der Prediger Rupp in Königsberg ſich nicht ſcheute, auf der Kanzel vor ſeiner Gemeinde feierlich von dem Glauben an die Dreieinigkeit ſich loszuſagen, daß der Oberpräſident Schön kein Bedenken trug, ſein „Woher und Wohin?" auslaufen zu laſſen, und Jacoby in ſeinen „Vier Fragen" ſich als Jude noch ungeſcheuter im widerchriſtlichen Sinne ausſprechen durfte!

Zu gleicher Zeit trat Ronge als Stifter einer „deutſch-katholiſchen Kirche“ auf; alle entchriſtlichten Proteſtanten und Katholiken liefen ihm nach, als er zu dieſem Zwecke eine Reiſe durch Deutſchland machte. Es war das der „Ronge-Spectakel“, der natürlich auch unter den ſchriftſtellernden Stimmführern der Oppoſitionspartei ſeine Vertheidiger fand. Noch ärger trieben es die „Lichtfreunde“ bei ihren Verſammlungen in Halle in der „Traube“ und in Köthen in dem Bahnhofsgebäude, wo ſie mit großer Selbſtgefälligkeit erklärten, alles das nicht zu glauben, was die Chriſten glauben. Dieſes Geiſtes waren damals die meiſten proteſtantiſchen Geiſtlichen. In den durch ganz Deutſchland mit Beifall aufgenommenen „Proteſterklärungen“ fand dieſer Geiſt einen ſo durchdringlichen Ausdruck, daß ſelbſt der berliner Magiſtrat es für eine Pflicht treuer Ergebenheit hielt, den König zu bitten, ſich an die Spitze dieſes Aufſchwungs im geiſtigen Leben der Nation zu ſtellen. Welche Namen ſich dabei compromittirten, möge der Vergeſſenheit anheimfallen. Die damit zuſammenhängenden Vorgänge auf der Generalſynode und dem Vereinigten Landtage habe ich in den vorhergehenden Theilen meines Werks an verſchiedenen Stellen in Erinnerung gebracht.

Noch beachtenswerther für die politiſche Prophetik oder Wetterkunde als jene signatura temporis iſt die Wandelbarkeit der Geſinnungen und Stimmungen unſers Volks. Zwölf Jahre ſind verfloſſen, ſeit jenes Opus des Profeſſors Schmidt von Königsberg an bis nach Zürich hin mit Jubel begrüßt wurde; und was iſt aus den Jubelnden und ihren Chorſängern geworden? Verſchollen

ſind ſie und erloſchen ſind die Lichter, die ſie aufſteckten, um das deutſche Volk zu erleuchten! Dagegen ſieht man jetzt wieder auf Bergeshöhen die Feuer auflodern, welche der wahre deutſche Patriotismus zur Feier der Leipziger Schlacht im Jahre 1813 auf allen Höhen „des großen einigen Deutſchland" anzündete. Jene falſchen Lichtträger boten alle ihre Erfindungsgabe und alle ihre literariſchen Schleppenträger auf, um den edeln König gehäſſig zu machen, im Inlande nicht allein, ſondern auch im Auslande; jetzt ſehen wir diejenigen, die ihm am meiſten Herzeleid angethan haben, unter den Leidträgern und hören ſie Klaglieder ſingen. Jetzt iſt der Prinz-Regent von Preußen der mächtigſte und beliebteſte Machthaber Deutſchlands, trotzdem daß er erklärte, hinſichtlich der Religion die Wege ſeines Vaters und ſeines Bruders wandeln zu wollen, und dieſes durch die Wahl ſeines Miniſters der geiſtlichen und Unterrichtsangelegenheiten bethätigt hat; ſein Bruder, der König, war wenig beliebt, weil er geſagt hatte: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen." Damals fanden die Schreier und Läſterer vielen Anklang im Publikum; jetzt nur noch bei ohnmächtigen Neidern in den höhern Sphären des Lebens. Als vor wenigen Tagen der Prinz-Regent das Theater in Darmſtadt beſuchte, wollte der Applaus des Publikums kein Ende nehmen. Es fehlte wenig, ſo hätte man das Preußenlied „Heil dir im Siegerkranz" angeſtimmt; aber in den Logen der bevorrechteten Klaſſen ſah man einige misbilligende Geſichter. Welcher Empfang würde wol dem Könige zu Theil geworden ſein, wenn er im Jahre 1847 im darmſtädter Theater erſchienen wäre?

Eine andere Frage, die ſich hieran knüpft, mögen die politiſchen Wetterpropheten beantworten. Das Barometer verkündigt kein heiteres Wetter.

VII.

Die Männer des königlichen Vertrauens: Alexander von Humboldt, Radowitz, Bunſen und Senfft von Pilſach.

Nicht die Männer ſelbſt, von welchen man glaubte, daß ſie das Vertrauen des Königs in vorzüglichem Maße genöſſen, ſchadeten dem Könige, wol aber der Argwohn, den dieſe Meinung in hohen und niedern Sphären des politiſchen Lebens hervorrief, ein Argwohn, der ſich hier und da zu einem finſter grübelnden Verdacht ſteigerte. Dies war beſonders der Fall, wo man den vermeintlichen Einfluß jener Männer mit der religiöſen Richtung des Königs in Verbindung brachte. Der eine ſchöpfte aus ſeiner eigenen mistrauiſchen, mit den beſtehenden Zuſtänden unzufriedenen Seele den Verdacht, der König ſei Kryptokatholik; der andere: er wolle die evangeliſche Kirche Deutſchlands verſtohleneweiſe in eine anglikaniſche verwandeln, um Biſchöfe und biſchöfliche Pairs einzuſchmuggeln. Daraus ging eine polemiſche Literatur hervor, die dem ohnehin ſchon vorhandenen Argwohn gegen

ie Perſon des Königs einen giftigen Schlangenbiß hin-
zufügte.

Von der andern Seite lenkte der vermeintliche Ein-
fluß der „Lieblinge des Königs“ die Blicke der Beamten,
die Carrière machen, und der Väter und Mütter, die
ihre Söhne fördern wollten, auf dieſe Männer. Das
Protectionsbedürfniß, welches mit der Eitelkeit, für einen
einflußreichen Mann angeſehen zu werden, Hand in Hand
geht, iſt eine Krankheit unſerer Zeit, die viel tiefer und
breiter in das Leben eingreift, als man ſich gewöhnlich
denkt. Kommt ein untergeordneter Beamter in ein näher-
res Verhältniß zu einem Miniſter, ſofort ſchauen ſich um
ihn alle, mit denen er früher in irgendwelche Berührung
gekommen, und unter dieſen auch wol ſolche, die in ſei-
ner frühern Stellung auf ihn herabgeſehen. Wird ein
ſolcher Beamter von Eitelkeit beherrſcht, dann erweckt
er Hoffnungen, die er hinterher doch täuſchen muß, was
dann natürlich der oppoſitionellen Partei immer neue
und friſch aufregende Kräfte zuführt. Es geht das ſchnur-
ſtracks gegen die alte Regel der Politik, Unzufriedenheit
in einem Staate ſo wenig wie möglich aufkommen zu
laſſen, die vorhandene aber nach Möglichkeit zu be-
ſchwichtigen. Daß die gegenwärtige Regierung in dieſe
Wege der alten Politik wieder eingelenkt hat, muß man
als eine göttliche Fügung betrachten, und jeder wahre
Vaterlandsfreund wird es für eine heilige Pflicht halten,
alles zu thun was dieſe Politik fördert, und alles zu
meiden was ihre Zwecke erſchwert. Indeſſen ſind die
Quellen jener Krankheit der Protectionsbedürftigkeit und
Protectionsſucht noch lange nicht verſiegt; die reichhal-

tigſte derſelben ſprudelt noch friſch fort. Ich meine unſere Schulen, die jahraus jahrein viel mehr junge Leute für die höhern bürgerlichen Gewerbe und für den Staatsdienſt befähigen, als ihr Unterkommen in der einen oder andern Richtung finden können. Es kann dieſem Uebel nur auf dem Wege der Schulgeſetzgebung einigermaßen begegnet werden. Denn beſtehende Schulen, Gymnaſien oder gar Univerſitäten aufheben, hieße dem gebildeten und dem nach Bildung ſtrebenden Theile der Nation ans Leben greifen. Kein Miniſter könnte ſich zum Werkzeug einer ſolchen Maßregel hergeben, ohne ſeinen Namen zu brandmarken. Aber in der Vermehrung ſolcher Anſtalten wird ein verſtändiger Miniſter ſicherlich auch keinen Ruhm ſuchen.

Die hervorragendſten Männer des königlichen Vertrauens waren in der öffentlichen Meinung: Alexander von Humboldt, Radowitz, Bunſen und Senfft von Pilſach. Der zuerſt Genannte war als Heros der Naturwiſſenſchaften der Stolz, und als ein Mann freiſinniger Richtung zugleich der Abgott des Volks; die drei übrigen wurden allgemein mit verdächtigen Augen angeſehen. Ich will verſuchen, ihren Charakter und ihr Verhältniß zum König, ſoweit ich beides näher kennen zu lernen Gelegenheit hatte, der Wahrheit gemäß darzulegen.

1. Alexander von Humboldt.

Die Geſchichte weiß uns keinen Mann zu nennen, der ſo großartige Entdeckungen in den Naturwiſſenſchaften gemacht, als Alexander von Humboldt; keinen, der ſo vieler Völker Sitte und Lebensweiſe aus eigener

Anſchauung kennen gelernt als er. Schon gegen Ende des vorigen und im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts durchwanderte er die ſpaniſchen Beſitzungen in Amerika, beſuchte bis dahin unbekannte und unbewohnte Wildniſſe, erſtieg den Chimboraſſo und die Hauptgipfel der Cordilleras, eine Reiſe von faſt 400 geographiſchen Meilen, und brachte eine reiche Ausbeute ſeiner Beobachtungen auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften, der Geographie und der Ethnographie zurück. Noch viel reicher war die Ausbeute einer Reiſe, welche Humboldt auf den Wunſch des Kaiſers Nikolaus im Jahre 1829 in Begleitung der Naturforſcher Ehrenberg und Roſe über Moskau, Kaſan, den Ural nach dem Altai und von da nach dem Dſaiſanſee in der Dſongarei u. ſ. w. machte. Die Beſchreibung dieſer Reiſe, auf welcher 2300 Meilen zurückgelegt wurden, iſt geradezu die lehrreichſte und intereſſanteſte aller Reiſebeſchreibungen. Mahlmann hat ſie bekanntlich in zwei Bänden in deutſcher Sprache herausgegeben. Für Dilettanten iſt ſie freilich nicht geſchrieben. Unmittelbar nach dieſer Reiſe begleitete Humboldt den Kronprinzen zu dem unheilvollen Reichstage in Warſchau, und hier wurde die Verbindung zwiſchen den beiden geiſtreichen Männern angeknüpft, die bis zum Tode Humboldt's fortdauerte. Ueberhaupt wurde Humboldt von da an in eine mehr politiſche Thätigkeit hineingezogen. Noch in demſelben Jahre (1830) nahm ihn König Friedrich Wilhelm III. mit nach Teplitz und ſchickte ihn von da nach Paris, um Ludwig Philipp die Anerkennung Preußens zu überbringen. Seine freundſchaftlichen Verhältniſſe zu dem Hauſe Orleans und dem Hauſe Mecklen-

burg machten ihn zu dem geſchickteſten Vermittler zwiſchen Paris und Berlin. Die politiſchen Berichte, welche er während ſeines mehrmaligen länger dauernden Aufenthalts in Paris erſtattete, werden, wenn ſie einſt zur Kunde des Publikums kommen, in Humboldt einen Staatsmann von feinem Takt und durchdringlichem Blick erkennen laſſen und zugleich ein helles Licht über die damaligen franzöſiſchen Zuſtände verbreiten.

Das Verhältniß des Königs zu Humboldt hat in neuerer Zeit Veranlaſſung zu einem Parteikampfe zwiſchen der ſtreng chriſtlichgeſinnten und der Partei des Unglaubens oder des halben Glaubens gegeben. Jene kann nicht begreifen, wie ein König, der die Reſtauration der evangeliſchen Kirche unternommen, mit einem Ungläubigen wie Humboldt auch nur den geringſten Verkehr unterhalten möge, und meinen, er hätte es mit Humboldt machen ſollen, wie einſt der Apoſtel Johannes mit dem Erzketzer Cerinthus; die andere Partei begreift nicht, wie ein ſo geiſt- und kenntnißreicher König es ſich zur Aufgabe machen könne, das proteſtantiſche Deutſchland zu dem durch Vernunft und Bibelkunde längſt überwundenen Glaubensſtandpunkt der Reformatoren zurückzuſchrauben. Der König aber ſtand über beiden Parteien und wußte das Wahre der einen zu ſchätzen, ohne das Gute der andern zu verkennen.

Was Humboldt angeht, ſo kannte er die Entſchiedenheit der chriſtlichen Geſinnung des Königs und die Erhabenheit ſeines königlichen Selbſtbewußtſeins zu gut, als daß er als vollkommener Hofmann es hätte wagen ſollen, dieſe Saite, ich möchte ſagen dieſe Senſitiva, zu berühren.

Selbſt als die Heere der Rationaliſten, der Philoſophen und des hochgeſtellten Beamtenthums mit vereinten Kräften auf den Thron einſtürmten, willfahrte er den eindringlichen Wünſchen der Heerführer dieſer Himmelsſtürmer nicht, ſich ihnen befürwortend anzuſchließen. Der König ſeinerſeits kannte Humboldt's Abneigung gegen offenbarte Religionen und gegen Wunderglauben ſo gut wie irgendeiner, und faßte nur den Reichthum der geographiſchen und ethnographiſchen Kenntniſſe deſſelben ins Auge. So bildete ſich von ſelbſt ein neutrales Gebiet zwiſchen ihnen von ſolchem Reichthum, daß viele Jahre es nicht hätten erſchöpfen können. Humboldt fand in der Unterhaltung mit ſeinem König die Befriedigung eines bevorzugten Hofmanns; der König ſchöpfte aus den Geſprächen mit dem größten Geiſte der europäiſchen Welt eine belehrende, von den Sorgen und Mühen des Tages ablenkende Abendunterhaltung. Denn „ſchwer ruht das Haupt, das eine Krone drückt". Vielen Verehrern Humboldt's gereichte ſein vertraulicher Verkehr mit Varnhagen von Enſe zum Aergerniß, unter dieſen auch ſolchen, die dem Throne nahe ſtanden. Einige erklärten ſich dieſe Intimität in einer Weiſe, die mit ihrer Verehrung für den großen Mann nicht vereinbar war. Eichhorn ſah die Ehre des Königs gefährdet. Wie mag doch der König, ſagten treue, redliche Männer, von denen einer noch lebt, jeden Abend in der Geſellſchaft eines Mannes zubringen, der einem Manne von ſo unzuverläſſigem Charakter wie Varnhagen von Enſe ſein Vertrauen ſchenkt. „In der Mitte Humboldt, rechts der König und links Varnhagen von Enſe, das iſt eine Stellung,

die einer übeln Deutung nicht entgehen kann.“ Wie richtig dieſe Männer ſahen, iſt vor kurzem durch die Veröffentlichung des Varnhagen'ſchen „Tagebuchs“ aller Welt kund und offenbar geworden. Es fängt rückſichtsvoll an und ſteigert ſich von Monat zu Monat zu den ärgſten Verläſterungen des Königs und ſeiner Miniſter. Da ſchreibt er am 27. October 1840. „Wegen der Grimm“, läßt er Humboldt ſagen, „hat der König nicht mir, ſondern andern Aufträge gegeben. Da aber bis zur Rückkunft von Königsberg nichts geſchehen, habe er ein P. M. an den König gerichtet über das, was in Königsberg vorgefallen, wie über die Nothwendigkeit, um die Gemüther zu verſöhnen, eigenmächtig aufzutreten, die beiden Grimm, Albrecht und Dahlmann zu berufen. Für Dahlmann blieb nur wenig Hoffnung, Albrecht wurde berufen und nahm den Ruf nicht an, aus Dankbarkeit gegen Sachſen. So wie ich (Humboldt) von Potsdam zurückkomme, werde ich Miniſter Eichhorn bedrängen, die Angelegenheit der Gebrüder Grimm als eine deutſche, vaterländiſche Angelegenheit unmittelbar und ganz officiell zu betreiben.“ Am 25. April 1841 ſchreibt Varnhagen in ſein Tagebuch: „Humboldt kam und blieb über anderthalb Stunde bei mir, ich fand ihn ſchlimm ausſehend, aber friſchen, muntern Geiſtes und redſeliger als je. Er lobt den König wegen ſeiner Geſinnungen, ſeiner Abſichten, meint aber, derſelbe ſei kein Mann des Handelns, und wo er handle, geſchehe es ſtoßweiſe, ohne Zuſammenhang und Maß. Sei es Güte oder Zagheit, genug, er wagt oft nicht was er am ſtärkſten wünſcht. So erwartet er mit Ungeduld, daß der Miniſter von

Werther ſich zurückziehe, und fragte Humboldt, ob d
ſelbe ihm nichts der Art geäußert habe." Am 2. Dece
ber 1841 ſchreibt er: „Humboldt findet, daß die Sti
mung hier ſich auf eine erſchreckende Weiſe verſchlimm
hat, der König hat Feinde, und in ſehr hoher Sphä
Der Miniſter Eichhorn trägt allgemeinen Haß, und ſpi
am Hofe eine dürftige Figur. Humboldt ſpottet üb
Bunſen's Erbauungsbüchlein «Die ſtille Woche»." W
nige Tage ſpäter, am 18. December 1841, notirt
„Ich hörte heute die abenteuerliche, ganz heimlich mit
theilte Sage, der König werde zur Taufe des Prin
von Wales nach England reiſen. Iſt die Sache gegri
det, ſo muß natürlich Bunſen dabei die Hand im Spi
haben, und es knüpfen ſich dann große Dinge dar
Nach meinem Urtheile ſehr gefährliche Dinge, enger A
ſchluß an England wäre ſehr bedenklich; aber imm
Verbindung mit der Anglikaniſchen Kirche und den T
ries — ein wahres Verderben! Humboldt ſagt:
Heulwuth habe hier ſtark zugenommen; als er abger
ſei, hätten einige geheult, jetzt nach ſeiner Wiederk
alle." Am 24. Februar 1842: „Humboldt hat r
ſehr ſchön von England erzählt. Bunſen hat die gri
ten Taktloſigkeiten gemacht, alle Welt iſt gegen ihn, r
der König mehr als je für ihn. Die ganze Reiſe
Königs war eine Intrigue von Bunſen, ſagten ſel
Engländer. Ueber unſere hieſigen Verhältniſſe wird
gerathen, vermuthet, verſichert. Für das Miniſteri
des Auswärtigen wird einſtweilen der fromme Arnim v
Brüſſel hergerufen, ſpäter wird Canitz ernannt werd
oder Bunſen; Graf von Alvensleben ſoll nach Wi

Radowitz vorläufig nach Karlsruhe, bis die Bundesgesandtschaft frei wird. Noch ist vielleicht der Muth nicht da, Bunsen zu nehmen und Bülow wegzuthun, aber jede Woche, jeder Monat muß den Muth stärken, und dann geschieht beides."

Am 30. August 1842 schreibt Varnhagen in sein Tagebuch: „Humboldt erzählte mir Erbärmlichkeiten von Eichhorn, viel vom König, seiner Liebenswürdigkeit, Laune, Scherzhaftigkeit; meinte aber, seine Lieblingsvorstellungen gebe er nicht auf, er halte sein Vorhaben fest, auch wenn er sie zurückzuziehen scheine. Der König sei mit Graf Maltzan zufriedener als mit irgendeinem andern seiner Minister."

Auf dem Blatte vom 18. März 1843 heißt es: „Humboldt besuchte mich heute. Er hat sehr gealtert, seit ich ihn nicht gesehen, aber sein Geist und Muth sind frisch. Er war in Paris vergnügt und heiter, hier hat sich gleich eine trübe Wolke über ihn gelegt; was er vorgefunden, ist, wie er sagt, erbärmlich, das alte, bekannte Wesen mit gefährlichen Dingen in kindischer Fröhlichkeit beschäftigt. Zudem wird er (Humboldt) mit Klagen und Ansprüchen bestürmt, alle Leute wollen, er soll für sie sprechen, seinen Einfluß für sie verwenden. «Einfluß?» ruft er aus. «Niemand hat ihn!» Auch Bunsen und Radowitz, die Lieblinge des Königs, haben keinen, sie können nichts als die erspähten Einbildungen und Schwächen nähren, ihnen dienen und opfern, und wollten sie etwas, was außer diesen Richtungen läge, so wäre es gleich mit ihnen vorbei. Der König thut was er gerade will, was aus seinen früh befestigten

Vorſtellungen ſich entwickelt, und der Rath, den e allenfalls anhört, gilt ihm nichts. Er ſpricht mit Ver achtung von Eichhorn und Savigny, als gleißneriſche Augendienern, die ſich von Thiele, von Gerlach, vo Hengſtenberg beſtimmen laſſen. — Der König hat nicht aufgegeben von ſeinem bisherigen Vorhaben und kan jeden Augenblick neue Verſuche darin machen, in Be treff der Juden, der Sonntagsfeier, der engliſchen Bi ſchofsweihe, der neuen Adelseinrichtungen u. ſ. w. E hegt Plane, als ſollte er hundert Jahre alt werden denkt an ungeheuere Bauten, Gartenanlagen, Kunſtaus führungen, auch an Reiſen, ein Beſuch in Athen i ſchon zur Sprache gekommen, im Hintergrunde ſchlum mert gewiß eine Wallfahrt nach Jeruſalem! Napole niſche Friedenszüge nach London, Petersburg, in de Orient, eroberte Gelehrte und Künſtler anſtatt eroberte Länder! Kunſt und Phantaſie auf dem Throne, phan taſtiſche Gaukelei umher und heuchleriſcher Misbrauch i Spielerei! Und dabei der Menſch wahrhaft geiſtreich wahrhaft liebenswürdig, vom beſten Willen beſeelt! Wa wird aus dieſen Dingen noch werden!"

Nach Verlauf eines Jahres, am 1. April 1844 ſchreibt Varnhagen: „Nach langer Zeit wieder ein Be ſuch von Humboldt. Er ſagte mir alles, was er: au dem Herzen hat. Er thut was er kann, aber viel kan er nicht, und der Vierundſiebzigjährige iſt doch einmo vierundſiebzigjährig. Seine gehäuften Geſchäfte drücke ihn, und doch möchte er ſie nicht miſſen. Hof un Geſellſchaft ſind ihm ein altgewohntes Stammhäuſel, w man ſeinen Abend zuzubringen und ſeinen Schoppen z

trinken pflegt. Der König, ſagt er, iſt mit nichts als mit ſeinen Phantaſien beſchäftigt; und dieſe gehen meiſt auf Geiſtiges, Kirchliches hinaus, Gottesdienſt, Kirchenbauten, Miſſionen u. ſ. w. Das Irdiſche bekümmert ihn wenig; ob Ludwig Philipp's Tod eine Kriſis herbeiführen wird, wie ſich Rußland gegen uns verhält, was bei Metternich's Ableben eintreten kann, das alles läßt ihn gleichgültig, er denkt kaum daran. Wer einmal ſein Günſtling iſt und ihn nach Neigung beſchäftigt, der hat gewonnen Spiel. Bunſen, Radowitz und Canitz ſtehen am höchſten bei ihm, Stolberg erſt in zweiter Reihe. Dabei herrſcht die größte Zerſtreuung und Achtloſigkeit. Schelling ſieht der König kaum einmal im Jahre, ſeit er ihn hat, kümmert er ſich wenig um ihn. Auch Steffens, den er doch liebt, läßt er ſelten einladen. Reumont macht jetzt eine kleine Ausnahme, er hat an der Günſtlingsſchaft Bunſen's und des Grafen von Brühl etwas Antheil. Bunſen .... hat dem Könige vorgeſchlagen, Californien zu kaufen, Miſſionare dorthin zu ſchicken u. ſ. w. Auch an den Niederlaſſungen in Texas hatte man den König wollen theilnehmen laſſen, immer mit Einflechtung religiöſer Intereſſen. Humboldt hatte an Bunſen eine ſtarke Mahnung geſchrieben, er möchte doch Eichhorn warnen, möchte den Haß bedenken, den die Handlungsweiſe dieſes Mannes erwecke, und den ja der König mittrage, dann in gleichem Sinne mündlich mit ihm geſprochen und ihm alles zu Gemüthe geführt; aber Bunſen, der zwei Stunden eifrigſt über Aegypten mit ihm geſprochen, erwiderte darauf keine Silbe, ſondern ſtand auf und ging weg.

Humboldt hält ihn für eitel genug, ein Miniſterium hie anzunehmen. Mir ſcheint, Humboldt läßt ſich noch zu viel mit Bunſen ein und thut zu freundlich mit ihm."

Sechs Monate ſpäter, am 26. December 1845, heißt es: „Humboldt beſucht mich und bleibt über eine Stunde. Merkwürdige Mittheilungen! Er verſichert mich, ohne ſein Hofverhältniß würde er hier nicht leben können, er würde ausgewieſen werden, ſo ſehr haßten ihn die Ultras und Pietiſten; es ſei unglaublich, wie ſehr man täglich den König gegen ihn einzunehmen ſuche; in den andern deutſchen Ländern würde man ihn ebenſo wenig dulden, ſobald er den Schutz und Schimmer ſeiner Stellung nicht mehr habe."

Der Caricatur des Königs fügt er in den Märztagen (am 5. März 1847) noch einige Pinſelſtriche hinzu. „Humboldt", heißt es, „ſagte mir geſtern noch, der König glaube feſt an Dom Miguel, Don Carlos, an den Sturz der Julidynaſtie, und daß er, der König, noch nach Paris werde reiſen können, den rechtmäßigen Herrſcher zu begrüßen. Er, Humboldt, gelte für einen Jakobiner, der die dreifarbige Fahne in der Taſche führe, ich (Varnhagen) dagegen würde für royaliſtiſch gehalten, aber der König habe Vorurtheil gegen mich; es ſei ihm (Humboldt) unbegreiflich, daß mein alter Freund Canitz dem Könige dieſe Vorurtheile nicht nehme, daß man bei allem, was jetzt vorgehe, mich nicht zu Rathe ziehe, zu benutzen denke; auch Wittgenſtein habe mit Humboldt in dieſem Sinne geſprochen. Man vergißt nur eins: daß ich nicht kann und nicht will, beides in gleicher Entſchiedenheit." — Eine Unwahrheit! Niemand hat jemals

Herrn Alexander von Humboldt für einen Jakobiner gehalten, am wenigſten er ſelbſt ſich ſelbſt, und niemand hat Herrn Varnhagen von Enſe im Jahre 1847 eine brauchbare conſervative Kraft beigemeſſen. Er lief ja vergeblich von einem einflußreichen Manne zum andern, um ſich als Mithelfer in der Noth einzuſchleichen. Mit dieſer Unwahrheit verbindet er eine andere. Er fingirt nämlich einen Traum: „Ich ſah den König furchtbar weinend indem er ausrief: Dahin iſt es alſo gekommen! Nun ich weiche! Laßt meinen Bruder alles übernehmen, und möge es ihm beſſer gelingen als mir.“ Es iſt aber mehr als wahrſcheinlich, daß Varnhagen ſich dieſen Traum nicht als am 3. März geträumt erdichtet, ſondern erſt nachdem derſelbe in Erfüllung gegangen.

In dieſer Weiſe läßt Varnhagen von Enſe den Verfaſſer des „Kosmos“ alle Vorgänge der Zeit von 1840—54 hin begleiten. Noch am 5. Juli 1854 ſchrieb er in ſein Tagebuch: „Ich fand einen großen Brief von Humboldt, der mir einen Brief von Bunſen mittheilt. Dieſer Brief von Bunſen iſt ſehr unordentlich geſchrieben, Humboldt nennt ihn einen «krauſen», was ihn treffend bezeichnet. Bunſen will künftig in Bonn wohnen, beklagt aber, daß die Univerſität ſo heruntergekommen ſei, beſonders in der theologiſchen Facultät, man habe Dorner und Rothe weggebiſſen und die allerbeſchränkteſten und mittelmäßigſten Leute, welche man in ganz Deutſchland auftreiben konnte, wie Lange und Steinmeyer, ſeien an deren Stelle getreten; von Hengſtenberg's Studirzimmer aus, durch Gerlach, gehe alles auf Verdummung und Verfinſterung los; man werde dieſe trübe Zeit des geiſt-

Humboldt hält ihn für eitel genug, anzunehmen. Mir ſcheint, Humboldt viel mit Bunſen ein und thut zu ſe

Sechs Monate ſpäter, am 26. D es: „Humboldt beſucht mich und bl Merkwürdige Mittheilungen! Er v ſein Hofverhältniß würde er hier ni würde ausgewieſen werden, ſo ſehr und Pietiſten; es ſei unglaublich, den König gegen ihn einzunehmen ſ deutſchen Ländern würde man ihn ſobald er den Schutz und Schim nicht mehr habe."

Der Caricatur des Königs fügt (am 5. März 1847) noch einige „Humboldt", heißt es, „ſagte mi König glaube feſt an Dom Migue den Sturz der Julidynaſtie, und noch nach Paris werde reiſen könn Herrſcher zu begrüßen. Er, Hum Jakobiner, der die dreifarbige Fahn ich (Varnhagen) dagegen würde fü aber der König habe Vorurtheil ge (Humboldt) unbegreiflich, daß mein dem Könige dieſe Vorurtheile nicht allem, was jetzt vorgehe, mich nic benutzen denke; auch Wittgenſtein h dieſem Sinne geſprochen. Man ich nicht kann und nicht will, be ſchiedenheit." — Eine Unwahrheit!

reichſten Königs noch viel ärger beklagen und beurtheilen als die Wöllner's; alles habe zugleich den reactionären politiſchen Charakter der Junkerpartei; nur Heuchelei und wahrer Unglaube werde durch dieſes unſelige Syſtem gepflanzt und die leidenſchaftlichſte Reaction vorbereitet; mit Garden und mit Polizei könne man ja politiſch thun was man wolle — ſolange es dauert; allein die Knechtſchaft des Geiſtes habe der Deutſche nie ertragen, und ſein Fluch folge durch alle Jahrhunderte denen, die ſie geſucht haben. — So ſchreibt Bunſen an Humboldt! Aber jetzt als gefallener Günſtling! Wie war und wirkte er vorher? Auch zur Verdummung und Knechtung! Ganz ähnlich wie Radowitz, der auch zuletzt freiſinnig that."

Ich enthalte mich der Gloſſen. Jedem einigermaßen aufmerkſamen Leſer ſpringen die Widerſprüche von ſelbſt in die Augen. Wie läßt ſich die Selbſtändigkeit und Eigenwilligkeit des Königs, die in dem Tageblatt vom 18. März 1843 geſchildert wird, mit den vorhergegangenen und nachfolgenden Schilderungen in Einklang bringen? In welch trübem Lichte erſcheint Humboldt ſelbſt, wenn man alles zuſammennimmt, was Varnhagen über ihn ſagt! Müßte man ihn nicht, trotz aller ſeiner naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, der Verachtung eines jeden, der das Gefühl wahrer Ehre und Treue in ſich trägt, überlaſſen, wenn er den König wirklich ſo beurtheilt hätte wie Varnhagen es darſtellt, und dabei doch des Königs Cabinet und Geſellſchaft ſein Stammhäuſel ſein läßt, wo man in aller Behaglichkeit ſeinen Abend zubringt und ſeinen Schoppen trinkt? Nein, Alexander von Humboldt hatte viel zu viel Seelenadel und Höhe

ſinn, um auch nur im entfernteſten dem Bilde zu ähnlichen, welches Varnhagen von ihm entwirft. Ein krankes Auge ſieht die Menſchengeſichter anders als ein geſundes. Ich habe Humboldt nur bei Eichhorn geſehen und ſprechen hören, aber nebenbei doch Gelegenheit genug gehabt, mich zu überzeugen, wie wenig er den verbitterten, kleinlichen und rachſüchtigen Sinn Varnhagen's theilte. Zwei dem Herrn von Humboldt nahe ſtehende Freunde, der Conſiſtorialpräſident Beſſel und deſſen Bruder der Aſtronom, drängten mich wiederholt, dem großen Manne meinen Reſpectsbeſuch zu machen; er ſelbſt hatte es gewünſcht. Ich that es aus Gründen, die jeder leicht errathen wird, nicht. Wäre er wie Varnhagen geſinnt geweſen, ſo würde er mir das ſehr übel genommen haben. Er war ſo weit davon entfernt, daß er mir ſpäter die Erziehung ſeines geliebten Neffen, Bernhard von Bülow, anvertraute, eines Knaben, der bei einem angeborenen bedeutenden militäriſchen Talente keinen Sinn für wiſſenſchaftliche Bildung hatte. Ich fürchtete ſehr, unſere militäriſchen Schulmeiſter möchten im Eifer, ſeine wiſſenſchaftliche Bildung reglementsmäßig zu fördern, das, was die Natur ihm gegeben, untergraben, und unterließ nicht, ſeine wahrhaft edle Mutter und, wenn ich nicht irre, auch den General von Hedemann auf dieſe Gefahr aufmerkſam zu machen. Er hat meine Beſorgniſſe durch die That widerlegt, indem er ſich ziemlich raſch zum Lieutenant in einem Huſarenregiment emporgearbeitet. — Doch dies beiläufig.

Was Varnhagen von Enſe weiter angeht, ſo gehörte er nicht zu den gewöhnlichen Glücksrittern. Er ſelbſt

hat uns ſeinen Lebenslauf in den „Denkwürdigkeiten und vermiſchten Schriften", die in zweiter Auflage 1843 bei F. A. Brockhaus herauskamen, beſchrieben. Es enthält dieſe Selbſtbiographie anziehende und lehrreiche Schilderungen der Zeiten, die er durchlebt, und vieler hiſtoriſcher Perſonen, mit denen er in Berührung gekommen. Wer die hiſtoriſchen Romane, die heutigen Tages unſere Leſewelt beſchäftigen, kennt, weiß wie ſtark die Varnhagen'ſchen Schilderungen dabei benutzt werden. Kurpfälziſche Wirthſchaft, Kloſterunfug, bettelhaftes Soldatenthum, Aberglauben, geheime Verfolgungsſucht u. ſ. w. lernen wir in Düſſeldorf, der Geburtsſtadt des Verfaſſers, und in Manheim kennen, welches der Knabe auf einer Reiſe nach Strasburg berührt. Strasburg zeigte ſchon damals (1791) die Keime jener Leidenſchaften, in welchen der alte aus der Knechtſchaft ſtammende und zu ihr zurückführende Haß ſich austobte, und vor denen, wie ſo viele andern, auch der Vater des Verfaſſers, die künftigen Schrecken ahnend, ſich abwandte. Die Reiſe von Strasburg den Rhein entlang bringt einen Reichthum an neuen Bildern, namentlich aus der Sphäre der franzöſiſchen Emigranten, welche ſich als wahre Vorläufer ihrer nachfolgenden Landsleute erwieſen. — Nach Brüſſel wird ein kurzer Abſtecher gemacht, und von da werden wir in das damals „todte und ſchmuzige Aachen, darauf nach Düſſeldorf zurückgeführt (1792). Schule, Erziehung und Beſchäftigung des Knaben werden hier im Detail geſchildert; katholiſche und proteſtantiſche Bigoterie, an dem Knaben der Reihe nach ſich verſuchend, treten in charakteriſtiſchen Geſtalten auf. — Der Vater

durch geheime niedrige Verdächtigung verdrängt, wendet ſich mit ſeiner Familie nach Hamburg (1794), wo ein neuer Schauplatz ſelbſtändigen und eigenthümlichen Lebens ſich eröffnet und des Knaben eigenthümliche Bildung beginnt. Hier erwähnt Varnhagen auch ſeiner religiöſen Ueberzeugung, die ſich damals durch das Leſen der Bibel für alle Folgezeit bei ihm feſtſtellte, und für die er keinen dogmatiſchen oder confeſſionellen Namen, der er aber „die Edelſten und Reinſten unſerer Zeit und Nation" zugethan weiß. — Nach dem Tode des Vaters kommt Varnhagen durch Vermittelung des Prinzen Louis von Preußen nach Berlin in die mediciniſch-chirurgiſche Pépinière (1800—3). Der Verfaſſer, hier zuerſt in weitere Kreiſe verſetzt, ſchildert vorherrſchend perſönliche Strebungen auf dem Gebiete der Poeſie und der Wiſſenſchaft und perſönliche Beziehungen; mehr oder weniger berühmt gewordene Namen tauchen in ſeiner Geſellſchaft auf. Nach einem zweiten Aufenthalt in Hamburg (1804—6) bezieht Varnhagen die damals durch bedeutende Namen hervorleuchtende Univerſität Halle, erlebt daſelbſt die Kataſtrophe von 1806, betrachtet ſich die Wachtfeuer der franzöſiſchen Garden im Luſtgarten zu Berlin, und bringt das folgende Jahr wechſelsweiſe in Halle, Hamburg und Berlin zu. — Varnhagen wendet ſich demnächſt nach dem ſüdlichen Deutſchland, beſucht Jean Paul in Baireuth, gedenkt ſeines traulichen Umgangs mit Kerner und Uhland in Tübingen und gibt uns einige komiſche Züge altwürtembergiſcher Sitte. „Auch in unſerm friedlichen Thal", ſchreibt er aus Tübingen, „mahnt ſchon manches an Krieg, der ſich aus Oſten

und Weſten drohend ankündigt.“ Die Nachrichten von den Rüſtungen in Oeſterreich berühren ihn nahe; „dort“ heißt es weiter, „ſcheint alles auf einen echten Volkskrieg abgeſehen und Begeiſterung und Kraft jeder Art aufzuwachen. Hier — und wo nicht in Deutſchland? — iſt die Regierung mit den Franzoſen verbündet, das Volk aber iſt für Oeſterreich, mit deſſen Sache ihn diesmal die deutſche eng verbunden dünkt. — Wo ſoll, wo kann man hin? wo bleiben? Wie wird es binnen einem halben Jahre in Deutſchland ausſehen?“ — Einige Monate ſpäter treffen wir Varnhagen auf einer Reiſe von Hamburg her durch Berlin über Schleſien und Mähren, dann nach der Schlacht von Wagram, die er als öſterreichiſcher Fähnrich mitmacht, in Wien. Bei dieſer Gelegenheit gibt er uns eine intereſſante Beſchreibung der Schlacht von Wagram. Bei der Schilderung der wiener Kreiſe, die nun folgt, entfaltet Varnhagen ſein Talent in Präconiſirung von Perſonen. Wir begegnen Bildern, namentlich Frauenbildern, die in Romanen nicht ſchöner zu finden ſind. Dieſes Talent hatte Varnhagen damals ſchon an der mit Recht berühmten Rahel Levin (wenn ſie auch keine Dame des Luiſenordens war, ſo ſtand ſie doch keiner derſelben in ihren Wohlthätigkeitserweiſungen nach), ſeiner nachmaligen Gemahlin, in höchſter Potenz ausgebildet. Er entwirft von ihr ein unvergleichliches Bild; perſönliche Prädicate reichen hier nicht hin, es paſſen ihm nur noch über das Maß des Perſönlichen hinausgehende Subſtantive wie „organiſches Gebild, zuckende Faſer, mitlebender Zuſammenhang für die ganze Natur“, „raſche, leiſe, gra-

züſe Lebensbewegungen", „raſcheſte, gewandteſte, zutreffendſte Gegenwart", wie wenn die menſchenbildende Gottheit ihre ganze Fülle in dieſes eine Exemplar ausgegoſſen hätte.

Durch den Frieden von Wien kam Herr von Varnhagen in die diplomatiſche Laufbahn, indem er als Mitglied der öſterreichiſchen Geſandtſchaft nach Paris geſchickt wurde. So kam er in nahe Berührung mit den Mächten, die ſich geſchlagen, aber nicht wahrhaft verſöhnt hatten. Varnhagen gibt uns hier eine claſſiſche Beſchreibung des ominöſen Schwarzenberg'ſchen Feſtes und eine höchſt intereſſante der Audienz des diplomatiſchen Corps bei Napoleon. Von dem Kaiſer ſagt er unter anderm: „In einfacher blauer Uniform, ſeinen kleinen Hut unter dem Arm, ging er ſchwerfällig auf uns zu. Seine Haltung drückte den Widerſtreit eines Willens aus, der etwas erreichen möchte, und eine Verachtung derjenigen, bei welchen es erreicht werden ſoll." Von Paris ging Varnhagen nach Prag, wo ſeine Federfertigkeit zu diplomatiſchen Geſchäften benutzt wurde. Nach dem Brande von Moskau trat er als Kapitän bei dem Corps des ruſſiſchen Generals Tettenborn ein. Die ausführliche Beſchreibung der Züge und Thaten dieſes meiſt aus Koſacken beſtehenden Corps, durch eine kurze Biographie des Anführers eingeleitet, nimmt über ein Drittheil des zweiten und ebenſo des dritten Theils der „Denkwürdigkeiten" ein. Varnhagen liefert hier als mitthätiger Augenzeuge zu dem großen Kriegsdrama jener Jahre einen Beitrag, der für die Geſchichte überhaupt, beſonders aber für die Geſchichte der Stadt Hamburg wichtig iſt.

Mit der Einnahme von Paris beginnt die Zeit der Congreſſe, die einem ſo lebhaften Kopfe wie Varnhagen einen reichen Stoff zu intereſſanten Bemerkungen bot. Der Abſchnitt über Paris und das weitere Kapitel über den Wiener Congreß ſind geiſtreich ausgearbeitet, das Durcheinander der Perſönlichkeiten iſt durch Zuſammenſtellung in Gruppen paſſend geordnet, die verſchiedenen Seiten des Congreßlebens ſind anſprechend ineinander geflochten, und wir erhalten ſo vom Ganzen ein ſehr lebendiges Bild. Im allgemeinen vergleicht er den Congreß mit einer großen Ueberſchwemmung, bei der es ſich zunächſt gehandelt habe, die noch rettbaren Gegenſtände möglichſt aufs Trockene zu bringen. — Weiterhin erhalten wir noch anziehende Bilder aus Süddeutſchland, namentlich aus Baden-Baden, wo damals unter andern Gäſten Roſtoptſchin verweilte; ferner eine Schilderung der neuen Zuſtände in Belgien und in der preußiſchen Hauptſtadt. Zum Schluß berichtet er über einen Beſuch bei Goethe, deſſen Patriotismus er als einen wahrhaften in Schutz nimmt und dabei bemerkt: „Er ſieht nur früh und ſchnell die Dinge ſo, wie die meiſten erſt ſpät ſie ſehen; er hat vieles ſchon durchgearbeitet und beſeitigt, womit wir uns noch plagen; und wir verlangen, er ſoll unſere Kindereien mitmachen, weil wir ſie noch als Ernſt nehmen.“

Einer jener würtembergiſchen Theologen, die mit gründlichen theologiſchen Kenntniſſen diplomatiſche Talente verbinden, ſchrieb auf meine Veranlaſſung eine Recenſion der Varnhagen'ſchen „Denkwürdigkeiten“ für die „Literariſche Zeitung“ (Jahrgang 1844), in welcher der Verfaſſer

nicht eben vortheilhaft charakteriſirt wird. Ich habe, um auch dem mir perſönlich widerwärtigen Manne alle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, alle ſcharfen Seitenhiebe in der Recenſion des würtembergiſchen Theologen ignorirt und nur das Vortheilhafte hervorgehoben. Der Redacteur, Dr. Brandes, einer der aufrichtigſten Verehrer Humboldt's, theilte ihm dieſe Recenſion mit — ob vor oder nach dem Abdruck iſt meinem Gedächtniß entfallen — und fragte ihn beſorglich, ob der Artikel ihm misfällig ſei. „Keineswegs!“ antwortete Humboldt, „es iſt mir ſogar lieb, wenn das Publikum den Herrn Varnhagen von Enſe auch von dieſer Seite beleuchtet ſieht. Aber nicht wahr, Eichhorn ſteckt dahinter?“ „Eilers hat die Recenſion veranlaßt“, antwortete Brandes. — Damit gab Humboldt abermals einen Beweis hochherziger, von allen kleinlichen Rückſichten ganz freier Geſinnung.

Ich habe früher bemerkt, daß Humboldt der eigentliche Stifter der „Literariſchen Zeitung“ war, und daß dieſes Blatt auch mit ſeiner Bewilligung ſpäter in die Dienſte des Miniſteriums Eichhorn trat, aber nicht erwähnt, daß nach einer vertraulichen Mittheilung des Dr. Brandes Humboldt's Anſichten über das Zeitungsweſen in einem Artikel dieſes Blatts vom 7. October 1842 niedergelegt ſind. Da es zur Charakteriſtik des vielgeprieſenen und vielgeſchmähten Mannes gehört, Kenntniß davon zu nehmen, ſo will ich ſie in kurzer Zuſammenfaſſung hier, ſoweit ſie nach Brandes' Andeutung Humboldt's eigene Gedanken ſind, um ſo mehr mittheilen, als ſie uns zugleich einen Blick in die

damaligen geiſtigen Zuſtände Preußens und ſeiner kleinern Nachbarlande eröffnen. Eben weil etwas Ungewohntes in der neuen geiſtigen Bewegung iſt — urtheilte Humboldt — wird ſie auch faſt ganz von jungen Leuten getragen. Es wird daher ſehr vielem von dem, was in dieſer Bewegung geiſtig und literariſch producirt wird, der Charakter der Unreife in hohem Grade aufgedrückt. Aber nicht blos junge Leute, ſondern auch größtentheils ſolche, die auf Staatsdienſte verzichten, weil ſie gegen die Regierung compromittirt ſind, oder wegen ihrer oberflächlichen Bildung die Examina ſcheuen, ſind es, welche die Redner der vorhandenen Bewegung in den Zeitungen vorſtellen. Dazu kommen noch junge Leute, die ſich manche Carrière verſchloſſen ſehen, weil ſie jüdiſcher Religion ſind. So werden die ſocialen Elemente in Gärung gebracht, aber nach keiner Seite hin ruhig und treu in irgendeinem öffentlichen Blatte dargeſtellt. Wer alſo ſeine Kenntniß unſerer Zuſtände allein aus den Zeitungen ſchöpft, wie es ja oft genug geſchieht, bekommt ganz entſchieden eine Caricatur ſtatt der Wirklichkeit. Die Sache wird noch ſchlimmer dadurch, daß dem Coterieweſen der Hauptſtadt wenigſtens zum Theil die öffentlichen Blätter, namentlich die „Leipziger Allgemeine Zeitung“, zugänglich ſind. Wer billig denkt, kann ſie deshalb nicht tadeln. Eine Zeitung ſoll ja nicht blos wirklich Geſchehenes buchſtäblich berichten, ſie hat die Aufgabe, wichtige intereſſante Neuigkeiten raſch mitzutheilen; unter dieſer Kategorie gehören aber auch Gerüchte, ja, wenn ſie bedeutende Dinge betreffen, ſogar Klätſchereien, denn es iſt nicht zu leugnen, daß der-

gleichen auch theils ein Symptom der Zeit enthält, theils ein wichtiges Zeugniß enthalten kann über die Richtung der Gedanken, Hoffnungen, Wünsche. Aber als eine Calamität muß man es beklagen, daß der Verschleiß dieser Waare so ganz einseitig nur in gewissen Händen ist; daß wir jene Gerüchte und Klätschereien, jene Zeugnisse der Hoffnungen und Wünsche der Zeit nur aus gewissen Kreisen erhalten, oder wenn sie aus andern Kreisen transspiriren, dann erst durch die Hände jener Kreise, die jetzt den Verschleiß als Monopol haben, apretirt. Wenn sich eine Zeitung, die eine der „Leipziger Allgemeinen Zeitung" ganz entgegengesetzte Richtung hätte, die aber aus höhern Kreisen das mittheilte, womit man sich da als Hoffnung, Wunsch, Gerücht und Klätscherei trägt, — wenn sich eine solche Zeitung constituirte, sie würde trotz der Feindseligkeit, welche unsere Zeit allem Aristokratischen und Exclusiven trägt, vollkommen ebenso gut ihre Rechnung finden als die leipziger Schwester mit ihren liberalen Wünschen, Hoffnungen, Befürchtungen und mit den darauf gebauten Gerüchten und Klätschereien. Die Sache läßt sich fast mathematisch darthun. — Daß es keine dem gebildeten politischen Geschmack zusagende Zeitung, die doch im wahren Sinne eine Zeitung wäre, wie Engländer und Franzosen, ja wie Süddeutschland deren hat, in Norddeutschland gibt, das ist eine wahre Calamität. Denn die nothwendige Folge davon ist, daß jene jungen, großentheils unreifen, dilettantischen, von bedeutenden Kreisen ausgeschlossenen, fast immer judaisirenden, kleinen Leute, und daß die Cliquen der Hauptstadt, die sich derselben zu bedienen wissen, fast

allein die öffentliche Meinung bearbeiten mit den Wünſchen und Hoffnungen ihrer Perſonen und jener Cliquen, und mit den Gerüchten und Klätſchereien der ihnen zugänglichen Sphären der Hauptſtadt, und daß, wenn ſich einmal ein älterer Beamter oder Gelehrter, oder wenn ſich die Regierung ſelbſt entſchließt, gegen Gerüchte und Klätſchereien dieſer Extraction aufzutreten, ſchon die Vereinzelung dieſer vertheidigenden, abwehrenden, berichtigenden Artikel ſie ſchwach erſcheinen läßt.

Dies ſind im weſentlichen Humboldt's Gedanken über das Zeitungsweſen zu Anfang der vierziger Jahre, deren Echtheit ſich auf das Zeugniß eines treuen Verehrers deſſelben gründet. Als Brandes mir das Blatt brachte, ſchrieb ich gleich, wenn ich nicht irre, in ſeiner Gegenwart darauf: „Dieſer Artikel fand die Billigung Humboldt's.“ Wahrſcheinlich hatte der Verfaſſer des Artikels vor der Abfaſſung mit Humboldt geſprochen.

Das Bedürfniß einer Zeitung, wie ſie in dieſem Artikel geſchildert wird, war längſt von einſichtigen Männern, vorzüglich in der Rheinprovinz, gefühlt worden. Alle Verſuche, eine ſolche unter der Regierung Friedrich Wilhelm's III. ins Leben zu rufen, ſcheiterten. Dringender machte ſich das Bedürfniß ſeit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV. fühlbar; aber mit welchen Schwierigkeiten die Regierung in dieſer Beziehung auch jetzt noch zu kämpfen hat, zeigen die ultraliberalen und die ultraariſtokratiſchen Zeitungen der Gegenwart, die, ſich gegenſeitig anfeindend, doch in dieſer Hinſicht gleichen Eifers über Regierungszeitungen noch einſeitiger als vor zwanzig Jahren herfallen.

Fragt man, warum ich mich ſo lange bei Humboldt ufhalte, ſo lautet die Antwort: weil es die Ehre der ation angeht, daß nicht einer ihrer edelſten Könige nd einer ihrer größten Männer den kommenden Gene=rationen an der Hand Varnhagen's vorgeſtellt werden. Wie empfänglich das Publikum für politiſche Skandale nd Caricaturen iſt, beweiſt eben jetzt der raſche Abſatz — i Tauſenden von Exemplaren — des Buchs, worin admilla Aſſing die vertrauten Verhältniſſe ihres „großen nkels" zu Humboldt zur Schau ſtellt.

Um der angefangenen Skizze des Lebenslaufs Varn=agen's noch einiges hierher Gehörige hinzufügen, be=erke ich, daß der Staatskanzler Hardenberg ihn in aris (1814) in ſeinen Dienſt nahm und ihn vielfach eſchäftigte. In dieſer ſeiner Stellung lernte ihn Eich=orn kennen. Wo Eichhorn war, konnte Varnhagen on Enſe nicht ſein. Zunächſt wurde er als Miniſter=eſident nach Karlsruhe entfernt, dann nicht lange nachher it dem Titel eines Geheimen Legationsraths ganz außer hätigkeit geſetzt. Seitdem lebte er in Berlin, ſchrieb llerlei werthvolle Bücher und knüpfte Verbindungen mit erſchiedenen Zeitungen an, namentlich mit der augs=burger „Allgemeinen Zeitung". Soviel ich mich dieſer Artikel erinnere, waren ſie mit Geiſt und politiſchem Takte geſchrieben. Aus allem dieſen kann man ſich Varnhagen's Widerwillen gegen Eichhorn erklären, dem er in ſeinen Tageblättern bei jeder Gelegenheit Luft machte. Eichhorn dagegen hielt ihn „für einen gefähr=lichen Intriguanten, vor dem man ſich hüten müſſe".

2. Joſeph von Radowitz.

Herr von Radowitz gehört unſtreitig zu den bedeutendſten Männern unſerer Zeit. Die Geſchichte ſeines Lebensgangs ſetze ich als bekannt voraus und bemerke nur, daß der ritterliche Schutz, welchen er der Gemahlin des Kurfürſten Wilhelm, der Schweſter Friedrich Wilhelm's III., in Kaſſel angedeihen ließ, ihn in preußiſche Dienſte führte, und daß er demnächſt durch ſeine Verheirathung mit der Gräfin Maria von Voß eines der thätigſten Mitglieder der preußiſchen Ariſtokratie wurde. Den revolutionären Bewegungen der zwanziger Jahre, die ich in den vorhergehenden Theilen meiner Schrift ausführlich beſchrieben habe, einen Damm entgegenzuſetzen, ſchien damals die Hauptaufgabe der conſervativen und ultraconſervativen Partei zu ſein. Auf dieſem Kampfplatze trat nun ſofort Herr von Radowitz als eins der geiſtreichſten und gewandteſten Organe der ganzen Partei hervor. Er war der Gründer des „Politiſchen Wochenblatt". Es wird vielen meiner Leſer noch erinnerlich ſein, welche Aufregung die Tendenz und geiſtvolle Durchführung dieſer Zeitſchrift bei den entgegengeſetzten Parteien hervorbrachte, auch bei vielen von denen, die im Princip einverſtanden waren, aber als Proteſtanten die katholiſche Färbung und Richtung des Blattes fürchteten. Radowitz war ein Katholik ungariſcher Abſtammung und war in ſeiner Jugend ein Zankapfel zwiſchen ſeiner proteſtantiſchen Mutter und ſeinem katholiſchen Vater geweſen. Der katholiſche Vater hatte den Sieg davongetragen, aber nicht in dem Maße, daß der Sohn nicht

für die geſchichtliche Entwickelung und innere Wahrheit des Proteſtantismus hätte offene Augen behalten ſollen. Es iſt dieſes Moment ſeiner religiöſen Jugendbildung wohl zu merken, weil er dadurch in den Stand geſetzt wurde, mit dem Könige über die conſervativen Kräfte in der Nation geiſtreich zu ſprechen, ohne die proteſtantiſchen Ueberzeugungen und Gefühle deſſelben zu verletzen. In dieſem Verhältniß des Herrn von Radowitz einerſeits zur katholiſchen, andererſeits zur proteſtantiſchen Kirche liegt der Schlüſſel zum Verſtändniß der Schrift, die er unter dem Titel „Geſpräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche“ im Jahre 1846 zu Stuttgart erſcheinen ließ. Das Buch iſt unter dem Getümmel der fortgeſetzten Parteikämpfe verſchollen, aber die darin enthaltenen Ideen werden noch immer von der conſervativen Partei, namentlich derjenigen, die in der „Neuen Preußiſchen Zeitung“ ihre Vertretung findet, ſtark benutzt, von der entgegengeſetzten Seite mehr als je perhorreſcirt. Es handelt ſich hauptſächlich um die conſervative Kraft des Papſtthums, die von der einen Seite überſchätzt, von der andern der Vernichtung preisgegeben wird. After maß die conſervative Macht des Papſtthums mit der Zahl derer, die ehrlich und von ganzem Herzen, ohne Beimiſchung anderweitiger Parteiintereſſen, daran glauben. Begleitet man die Geſchichte des Papſtthums während des 18. und 19. Jahrhunderts mit dieſem Maßſtabe, ſo möchte wol kein Geſchichtskundiger das Facit beſtreiten wollen, daß die conſervative Kraft deſſelben allmählich auf Null geſunken und vom Nullpunkt an ſich in negative Zahlen verwandelt. Gehörte Herr

von Radowitz zu denen, die ehrlich und treu ohne Beimiſchung anderweitiger Intereſſen glaubten? Das weiß der Herzenskündiger, der allein weiß, was der Menſch im Schilde führt und was er künftig thun wird; wie er aber mit den verſchiedenen ſocialen Ideen und Theorien, von denen eine jede ſich ihre Partei gebildet hat, und zu welchen vorzüglich auch das Papſtthum und die ultramontane Partei gehören, operirt — das können wir aus der angeführten Schrift deutlich genug entnehmen. Die Geſpräche ſind ſo natürlich und zugleich ſo durchdacht, daß man glauben ſollte, der Verfaſſer habe ſich viel mit den platoniſchen Dialogen beſchäftigt. Unſere Literatur hat viele dergleichen Dialogen aufzuweiſen, die meiſten laſſen aber die Partei, welcher der Sieg zugedacht iſt, durch kluge Sprecher, die andere durch dumme vertreten. Bei den Geſprächen des Herrn von Radowitz dagegen iſt Wind und Sonne unter den Kämpfern gleich vertheilt; jede Partei hat einen geſchickten, überzeugungsvollen und erfahrenen Sprecher. Die Rolle eines Sprechers der ultraliberalen und radicalen Partei wird einem jungen Manne voll idealen Geiſtes und Lebens zugetheilt. „Nur derjenige iſt frei, der ſich weder durch noch für einen andern beſtimmt, ſondern rein aus ſich ſelbſt. Nur das Zuſammenleben der Menſchen iſt ein freies und vernünftiges, in welchem dieſe oberſte Bedingung erfüllt iſt. Dieſes iſt der helle Tag, deſſen Morgenröthe bereits über dem Horizont erſcheint! Nichts wird die Sonne verhindern hervorzutreten; und wenn ſie die Erde mit ihren Strahlen übergießt, dann werden ſich alle verwundert anſchauen, die während der langen

Nacht entweder den myſtiſchen Irrlichtern des göttlichen Rechts nachzogen, oder das weiche Lager ſinnlicher Glückſeligkeit zum Zwecke des Daſeins erhoben.“ Mit dieſer Weltanſchauung betritt der Sprecher des Radicalismus den Kampfplatz. Und mit welchen Ueberzeugungen verläßt er ihn? Belehrungen, Erfahrungen, Unglücksfälle haben ihn nach und nach dahin geführt, daß er auf dem Punkte ſteht, zur katholiſchen Kirche überzutreten. Charakteriſtiſch iſt der Brief, in welchem der Bruder „Detlev's“ — unter dieſem Namen wird der Sprecher des Radicalismus in den Geſprächen aufgeführt — ſeinem Freunde Waldheim die in ihm vorgegangenen Veränderungen mittheilt. „Täuſche ich mich nicht“, heißt es, „ſo bereitet ſich Großes in Detlev vor. Sollte dann der alte Widerſpruchsgeiſt in ihm nicht zulaſſen, daß er ſich der demüthigen Wahrheit (der lutheriſchen Kirche) in ihrer Knechtsgeſtalt unbedingt übergebe, ſollte er ſich hingezogen fühlen in die römiſch-katholiſche Kirche, deren augenfällige Conſequenz ſeiner Sinnesweiſe mehr zuſagt, immer will ich Gott aufrichtig und aus vollem Herzen preiſen!“ — Arenburg, der Bruder Detlev's, der dieſen Brief ſchreibt, iſt der Vertreter der evangeliſch-lutheriſchen Kirche, und Waldheim, an welchen der Brief geſchrieben wird, iſt Herr von Radowitz ſelbſt, alſo der Sprecher der römiſch-katholiſchen Kirche. Und da iſt denn folgende Stelle in dem Briefe Arenburg's an Waldheim das Kennzeichen der Tendenz ſämmtlicher vierzehn Geſpräche. Die Stelle lautet ſo: „Ach mein theuerer Freund, wird es nie ſo weit kommen, daß die gläubigen Proteſtanten und die gläubigen Katholiken jeden Gewinn,

jeden Verluſt dem Unglauben gegenüber als einen gemeinſamen anſehen? Keine Zeit hat wol je ſo dringend auf ein Bündniß hingewieſen. Scheiden ſich nicht vor unſern Augen die Geiſter unter zwei Fahnen, auf deren eine der Name Chriſti des Sohnes Gottes ſteht, während unter der andern alle ſich vereinigen, denen dieſer Name eine Thorheit oder ein Aergerniß iſt? Können die letztern im Angriff zuſammenhalten, weshalb nicht die erſtern in der Vertheidigung? Die Verſchiedenheiten an Lehre, Gemüthsart, Zielen und Mitteln ſind dort gewiß ſo groß als möglich, und doch erhebt ſich dieſe bunte Menge vom Baltiſchen Meere bis zum Bodenſee, von der Maas bis zum Pregel wie Ein Mann; ſie ſpricht mit tauſend Zungen und ficht mit tauſend Armen, wenn es den Kampf gegen die Ordnung Gottes gilt. Ich erwarte nicht von Ihnen, daß Sie die evangeliſche Kirche als eine gleichberechtigte Geſtaltung des chriſtlichen Inhalts, daß Sie in ihr etwa die ſubjective wie in der römiſch-katholiſchen die objective Seite des Chriſtenthums auf Erden erkennen! Ich weiß, daß Sie ein ſolches Zugeſtändniß nicht machen können. Aber ich verlange, daß Sie diejenigen, die den Taufbund, den ſie mit Chriſtus eingegangen, auch wirklich halten, als Bundesgenoſſen betrachten. Der Katholik kann und darf mit dem gläubigen Proteſtanten zuſammenſtehen in dem guten Streite gegen die zerſtörenden Scharen, die aus den Sümpfen des Rationalismus und aus den Abgründen gottesfeindlicher Speculation hervorgebrochen ſind. Mag er dabei die Meinung hegen, daß alle dieſe Erſcheinungen blos Folgen aus dem Princip der Reformation ſeien.

Ebenſo ſoll der gläubige Proteſtant aufrichtig und unumwunden auf die Seite der katholiſchen Kirche treten, nicht blos dem Ronge'ſchen Unfuge gegenüber, ſondern auch da, wo es ſich um die weit verführeriſchern Unternehmungen der Pſeudoreformer handelt, von Febronius an bis zu der konſtanzer Petition. Mag er dabei immer glauben, daß die Misbräuche, welche dieſe abzuſtellen vorgeben, auch von ihm als Misbräuche angeſehen werden müſſen!" — In den Worten, die Herr von Radowitz hier ſeinem proteſtantiſchen Freunde in den Mund legt, enthüllt er ſeine eigenſte Ueberzeugung. Auf Bundesgenoſſenſchaft treuer Katholiken und gläubiger Proteſtanten im Kampf gegen die deſtructiven Bewegungen der Zeit hatte Herr von Radowitz es abgeſehen. Für dieſe Idee war er wirkſam ſein Leben lang, auch auf dem rein politiſchen Gebiete; dieſelbe Idee bildete auch den Gegenſtand ſeiner Beſprechungen mit dem Könige. Die Männer, welche ihm die Abſicht beimaßen, den König, etwa im Einverſtändniß mit der Königin, zur katholiſchen Kirche hinüberzuziehen, waren in einem Irrthum verſtrickt, den ihre eigene Bosheit geſchaffen. Als ein dem Könige nahe ſtehender, mir befreundeter Mann dem Könige dieſe gehäſſige Verdächtigung mittheilte, gerieth er in heftigen Zorn über ſolche Unwürdigkeit.

Wer auf die erſten Regierungsjahre des Königs zurückblickt und das Anrennen gegen den Thron und gegen das königliche Haus ins Auge faßt, wird die Idee einer ſolchen Bundesgenoſſenſchaft bei ſolchen Anfeindungen eher loben als tadeln müſſen. Gleichwol fand das Buch

mehr Tadler als Lobredner. Mit viel größerm und allgemeinerm Beifall wurde dagegen die faſt zu derſelben Zeit erſchienene Schrift Marheineke's: „Die Reform der Kirche durch den Staat", aufgenommen. Wie Vernunft und Wahrheit zwei Gegenbilder ſind, die ſich gegenſeitig beleuchten, ſo auch die beiden hier in Rede ſtehenden Schriften, obwol Marheineke die Vernunft nicht durch Narrheit, ſondern durch Hegel beleuchtet, was freilich auch eine Art von Narrheit iſt. Erſt Hegel, behauptet er, hat ſich um den Begriff des Staats und ebendadurch um den Staat ſelbſt die größten Verdienſte erworben, er hat den Staat aus der Verachtung, in welche er als bloßer Noth-, Schutz-, Rechts- und Polizeiſtaat verſunken war, zur Idee eines ſittlichen Organismus emporgehoben, den Staat als die Wirklichkeit des allgemeinen, objectiven Geiſtes, als diejenige Lebensgeſtalt begriffen, außer welcher niemand zur vollen Freiheit ſeines Daſeins und Bewußtſeins gelangen kann. So iſt es die ſittliche Idee ſelbſt, welche ſich im Staat zu einem in ſich geſchloſſenen Syſtem, zu einer organiſchen Totalität entfaltet. — Den Staat als ein chriſtlich-ſittliches Inſtitut zu betrachten, hat aus proteſtantiſchem Princip keine Schwierigkeit, deſto mehr aus römiſch-katholiſchem. In drei Abſchnitten führt dann Marheineke mit großer dialektiſcher Gewandtheit ſeine Ideen von der Reform der Kirche durch den Staat weiter aus, und zwar ganz genau nach dem Schema der Hegel'ſchen Philoſophie. Zuerſt urſprünglich dumpfe Einheit von Staat und Kirche, entſprechend der urſprünglichen dumpfen Vorſtellung von Gott. Dies iſt Gott der Vater. Dann

folgt die Diremtion, das Auseinandertreten. Gott Vater ſchaffte ſich ein Gegenbild in Gott dem Sohne. Daraus geht in den Vorſtellungen der Menſchen hervor ein Fürſichſein des Sohnes, Vorſtellungen, welche die Menſchenwelt lange beherrſchten. Aber die Entwickelung ſchreitet fort und erreicht endlich in Hegel die höchſte Stufe. Die Herrſchaft Gottes, des Heiligen Geiſtes, beginnt, und dieſe Herrſchaft iſt nichts anderes als die Herrſchaft des Staats, des objectiven Geiſtes, außer welcher niemand zur vollen Freiheit ſeines Daſeins und Bewußtſeins gelangen kann. Nun konnte der Staat die Kirche nach Belieben reformiren, womit auch ſchon das Altenſtein'ſche Miniſterium einen kräftigen Anfang gemacht hatte. — Und dieſe Phantasmagorie wurde beifällig aufgenommen? Ja, ſo beifällig, daß man mich in Berlin beinahe geſteinigt hätte, als in der „Literariſchen Zeitung" (Jahrgang 1844) eine von mir veranlaßte Recenſion erſchien, in welcher Marheineke und ſeine Narrheit ſcharf gegeiſelt wurden.

Die Gegenſätze der conſervativen Kirchenpolitik des Herrn von Radowitz und der deſtructiven des Herrn Marheineke milderten das Mistrauen nicht, welches ſelbſt hochgeſtellte, durch und durch conſervative Männer von Anfang an gegen erſtern gefaßt hatten. Man nannte ihn fortwährend einen Geiſterſeher, einen Myſtagogen, einen Meiſter in der Kunſt, Männer und Frauen von ſchwacher Urtheilskraft zu myſtificiren. Es lag etwas in ſeiner Perſönlichkeit, in der Art und Weiſe, wie er in Geſellſchaften auftrat und an den Geſprächen theilnahm, was ein unheimliches Gefühl einflößte. Da

ſaß er, meiſtens etwas getrennt von der übrigen Geſellſchaft, ſcheinbar ganz theilnahmlos und mit andern Gedanken beſchäftigt, in einem Buche blätternd, oder mit Bleifeder in ſeinem Taſchenbuche zeichnend. Daß er aber bei aller ſcheinbaren Unaufmerkſamkeit das Geſpräch mit geſpannter Aufmerkſamkeit begleitet, bewies er dann dadurch, daß er bei geeigneter Gelegenheit mit einer kühnen frappanten Behauptung in daſſelbe eingriff. Alle ſchwiegen und richteten ihre Blicke auf ihn. Einmal begegnete es ihm, daß ein Wiſſender gegen ihn auftrat, ihn der Falſchheit ſeiner Behauptung überführte und Hannibal's bekannte Zurechtweiſung eines ſalbadernden Profeſſors der Kriegswiſſenſchaften zu Epheſus auf ihn anwandte. Er ſchwieg ſtill. Es mag ihn lange gewurmt haben.

Was mich perſönlich angeht, ſo muß ich geſtehen, daß mir ſein Weſen Gefühle des Mistrauens einflößte, die ſelbſt einer meiner vertrauten Univerſitätsfreunde, mit welchem Herr von Radowitz in einem engen Freundſchaftsverhältniß ſtand, nicht austilgen konnte, um ſo weniger, als meine frankfurter Freunde, Männer und Frauen, und die diplomatiſchen Perſonen, die in vertraulichen Geſprächen in meiner Gegenwart über ihn urtheilten, daſſelbe Mistrauen gegen ihn hegten. Später ſah ich ihn in Berlin dann und wann in dem Redactionslokale der „Staatszeitung", oder bei Philippsborn, ſelten in einer größern Geſellſchaft. Da ſein Verhältniß zu Eichhorn ein Verhältniß gegenſeitigen gründlichen Mistrauens war, ſo ignorirte er mich bei ſolchem zufälligen Zuſammentreffen, oder warf verächtliche Seiten-

blicke auf mich. Es war daher auch gar nicht meine Absicht, ihn auf meiner Reise in die Schweiz in Karlsruhe, wo er damals als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister fungirte, zu besuchen. Auf den ausdrücklichen Wunsch meines Chefs mußte ich es thun. Meine Reise fiel in die Zeit des Kampfes der protestantischen Cantone gegen die katholischen, also in die Zeit der heftigsten Parteibewegungen, woran auch bekanntlich die Parteien in Deutschland und in Frankreich lebhaft theilnahmen. Herr von Radowitz empfing mich mit zuvorkommender Freundlichkeit, berührte aber den Zweck meiner Reise, den er sich wol denken konnte, mit keiner Silbe, nahm sie vielmehr für eine Vergnügungsreise, holte eine Karte der Schweiz herbei, die er selbst gebraucht, und zeichnete mir eine Route vor, die ich wählen müsse, um die schönsten Aussichten zu genießen.

Was das arg entstellte Verhältniß des Herrn von Radowitz zum Könige angeht, so ist es nicht ohne Wahrheit, was Varnhagen von Ense Humboldt ausrufen läßt: „Einfluß? Niemand hat ihn! Auch Bunsen und Radowitz, die Lieblinge des Königs, haben ihn nicht; sie können nichts als die erspähten Einbildungen und Schwächen des Königs nähren, ihnen dienen und opfern, und wollten sie etwas, was außer diesen Richtungen läge, so wäre es gleich mit ihnen vorbei. Der König thut was er gerade will, was aus seinen früh befestigten Vorstellungen sich entwickelt, und der Rath, den er allenfalls anhört, gilt ihm nichts.“

Von meiner letzten Unterredung mit Radowitz in Karlsruhe an habe ich seine weitere Wirksamkeit mit

Aufmerkſamkeit verfolgt, ihn in die deutſche Nationalverſammlung begleitet, möglichſt genaue Kenntniß von den Verhandlungen über das ſogenannte Dreikönigsbündniß und von der proviſoriſchen Bundesverſammlung, endlich auch von der Rolle genommen, die er in dem nach Erfurt berufenen Parlament ſpielte, bis er im Jahre 1850 das Miniſterium der Auswärtigen Angelegenheiten übernahm, wo die Verwerfung ſeiner entſchiedenen gegen die damalige Politik Oeſterreichs gerichteten Vorſchläge ſeiner praktiſchen politiſchen Thätigkeit ein Ende machte. Er zog ſich nach Erfurt zurück und ſchrieb dort andere „Neue Geſpräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche“. Vergleicht man dieſe mit dem „Politiſchen Wochenblatt“ und den Geſprächen vom Jahre 1846, ſo muß man erſtaunen über den umwandelnden Einfluß des wandelbaren Zeitgeiſtes ſelbſt auf die tiefſten politiſchen Denker. Aus dem Manne abſolutiſtiſcher Grundſätze war ein Vertheidiger conſtitutioneller Staatsverfaſſungen geworden. Man beſchuldigte ihn, er habe es auf ſeinem Lebenswege nach und nach mit allen Parteien gehalten und daher es mit allen verdorben. Darüber ſucht er ſich in ſehr charakteriſtiſcher Weiſe zu rechtfertigen. Die ſogenannten ſpecifiſchen Preußen ſagten zu ihm: Du gehörſt zu uns, denn dein Herz iſt dem Könige, deine Treue dem Dienſte, beides dem Lande unauflöslich verpfändet. Darauf antwortet er: Es handelt ſich nicht blos um Preußen, ſondern um Deutſchland; Preußen hat einen hohen Beruf empfangen, den Beruf zur Wiedergeburt der Nation, dieſen Beruf muß es erfüllen; durch und in Erfüllung dieſes Berufs

wird es groß und herrlich werden. Dies iſt der Gedanke des Königs und der ſeit Friedrich dem Großen conſequent feſtgehaltene Gedanke der preußiſchen Politik überhaupt. Die contrerevolutionäre Partei, die Partei des „Berliner Wochenblatt“, Gerlach u. ſ. w., ſagte zu ihm: Du gehörſt uns, denn du haſt in inniger Gemeinſchaft mit uns den Kampf geführt gegen die Urſachen und Vorboten des Jahres 1848. Vereinige dich alſo mit uns, brich mit der Revolution, tilge ihre Spuren in der Verfaſſung vom 31. Januar. Darauf antwortet Herr von Radowitz: Das darf und will ich nicht; nicht brechen, ſondern zerbrechen, iſt die Aufgabe. Die Revolution als Princip iſt das Unrecht, die Unvernunft; ihr gegenüber muß das Recht, die Vernunft befeſtigt werden, das heißt ſie zerbrechen. Die Revolution als geſchichtlichen Hergang aber kann niemand ungeſchehen machen; was hierdurch veranlaßt wurde, das darf niemand willkürlich antaſten, wenn es rechtsbeſtändig geworden iſt. — Die Oeſterreicher ſagten: Du gehörſt zu uns, denn du wollteſt von jeher nicht, daß Oeſterreich von Deutſchland losgeriſſen und mit Preußen entzweit werde. Alſo betritt einen Weg, der uns zuſagt. Dieſen erwiderte Herr von Radowitz: Oeſterreich mit Deutſchland und Preußen entzweien, das wollte ich nicht, und niemand will es als Vorſatz und Abſicht. Aber ich kann euere Wege nicht gehen, denn ich bin Preuße und Deutſcher, und habe zuerſt danach zu fragen, was beiden heilſam iſt, dann erſt, wie dieſes mit einem für beide Theile erſprießlichen engen Verhältniß zu Oeſterreich zu vereinigen iſt. — Das iſt in der Frage über

das Verhältniß zu Oeſterreich die preußiſche Politik bis auf den heutigen Tag. Die großdeutſchen Katholiken, d. h. die Ultramontanen, ſagten: Du gehörſt zu uns, denn du gehörſt unſerer heiligen Kirche an. Alſo laß die preußiſche Spitze der Union fallen und ſtelle dadurch das confeſſionelle Gleichgewicht her! Darauf antwortete Herr von Radowitz: Ich gehöre der katholiſchen Kirche an mit Leib und Seele, aber nicht der großdeutſchen Politik; ich darf beides nicht vermengen und kann nicht von der Ueberzeugung laſſen, daß der Bundesſtaat die durch Recht und Vernunft gebotene Geſtalt für Deutſchland iſt, und daß dieſer nicht anders als durch ein preußiſches Primat zu gründen iſt. — Wenn ich nicht irre, ſo ſpricht damit Herr von Radowitz die Gedanken derjenigen Katholiken aus, die gegenwärtig an hohen und höchſten Stellen im preußiſchen Staatsdienſte ſtehen. — Die Gothaner endlich ſagten: Du gehörſt zu uns, denn du willſt die Nation aus ihrer Zerriſſenheit erlöſen und zur Einheit führen. Alſo ergreife jedes Mittel, um die Union ſofort durchzuführen! — Dieſen antwortete Herr von Radowitz: Das iſt mir nicht erlaubt, denn Recht und Vernunft ſetzen auch hierin beſtimmte Schranken; nicht jedes Mittel, das zum Ziel führte, iſt geſtattet. — Aber dieſes oder jenes Mittel iſt doch offenbar recht und vernünftig, weshalb ergreifſt du es nicht? Darauf antwortet Herr von Radowitz: Das darf ich nicht, weil mein Herz dem Könige gehört, und weil nichts geſchehen darf, was Preußen als ſolches gefährdet.

Alle dieſe Erinnerungen und Thatſachen gewiſſenhaft prüfend, habe ich ſchließlich die Ueberzeugung gewonnen,

1) daß Herr von Radowitz den König wahrhaft liebte und verehrte; 2) daß er nie daran dachte, den König zur katholiſchen Kirche herüberzuziehen, einen Jakob II. aus ihm zu machen; 3) daß es ſeine wirkliche und wahrhafte Ueberzeugung war, Deutſchlands Heil ſei durch ein preußiſches Primat bedingt, und daß er in dieſem Sinne auf allen Stationen ſeines politiſchen Lebens wirkte; 4) daß er nicht nur den ſtets feſtgehaltenen politiſchen Grundſatz des Königs, die Rechte der Glieder des Deutſchen Bundes müßten unter allen Umſtänden unangetaſtet bleiben, theilte, ſondern danach auch ſeine politiſche Thätigkeit von Anfang bis zu Ende bemaß. — Dieſe Punkte ſind es, die ich den zweifelnden Verdächtigungen der Parteien, ſoweit ich es vermag, entziehen zu müſſen glaubte, um ſo mehr, da ich ſelbſt in frühern Zeiten an ſolchen Verdächtigungen theilgenommen habe. Dagegen muß ich die Behauptung, daß Herr von Radowitz ein Meiſter in der Kunſt des Myſtificirens war und daß er dieſe Kunſt, ſei es aus Eitelkeit, ſei es um die Geiſter zu prüfen, gern übte, aufrecht erhalten. Ich weiß nicht, ob, wie man damals behauptete, Herr von Radowitz die Antwort angerathen hat, die der König der Deputation des frankfurter Reichstags, welche ihm die deutſche Kaiſerwürde antrug, ertheilte; aber dieſe Antwort verbreitet ein Licht über die Politik des Königs, deren treuer Diener Herr von Radowitz war. „Die Botſchaft", ſagte der König, „als deren Träger Sie zu mir gekommen ſind, hat mich tief ergriffen. Sie hat meinen Blick auf den König der Könige gelenkt und auf die heiligen und unantaſtbaren Pflichten, welche mir als dem

Könige meines Volks und als einem der mächtigſten Fürſten obliegen. Solch ein Blick, meine Herren, macht das Auge klar und das Herz gewiß. In dem Beſchluſſe der deutſchen Nationalverſammlung, welchen Sie mir überbringen, erkenne ich die Stimme der Vertreter des deutſchen Volks. Dieſer Ruf gibt mir ein Anrecht, deſſen Werth ich zu ſchätzen weiß. Er fordert, wenn ich ihm folge, unermeßliche Opfer von mir, er legt mir die ſchwerſten Pflichten auf. Die deutſche Nationalverſammlung hat auf mich vor allen gezählt, wo es gilt, Deutſchlands Einheit und Kraft zu gründen. Ich ehre ihr Vertrauen, ſprechen Sie ihr meinen Dank dafür aus. Ich bin bereit, durch die That zu beweiſen, daß die Männer ſich nicht geirrt haben, welche ihre Zuverſicht auf meine Hingebung, auf meine Treue, auf meine Liebe zum gemeinſamen deutſchen Vaterlande ſtützen. Aber, meine Herren, ich würde Ihr Vertrauen nicht rechtfertigen, ich würde dem Sinne des deutſchen Volks nicht entſprechen, ich würde Deutſchlands Einheit nicht aufrichten, wollte ich mit Verletzung heiliger Rechte und meiner frühern ausdrücklichen Verſicherungen, ohne das freie Einverſtändniß der gekrönten Häupter, Fürſten und der Freien Städte Deutſchlands eine Entſchließung faſſen, welche für ſie und für die von ihnen regierten deutſchen Stämme die entſcheidendſten Folgen haben müßte."

3. Chriſtian Karl Joſias Bunſen.

Wenn ich in verſchiedenen Zeiten verſchieden über Bunſen geurtheilt habe, ſo hat das ſeinen natürlichen

Grund in dem alten Spruche, daß die Zeiten und mit ihnen auch die Menſchen ſich ändern. Den Umſchwung des geiſtigen und politiſchen Lebens der Menſchen während der vierzig Jahre von 1810—50 habe ich ſelbſt miterlebt und nach Kräften zu ſchildern geſucht. Im Anfange dieſes Zeitraums lernte ich Bunſen perſönlich kennen, und habe von da an ihn auf ſeinem Lebenswege begleiten können. Ich hatte in Heidelberg in einem Kreiſe von Studenten gelebt, die in ihrer mit den ſchönſten poetiſchen Farben geſchmückten akademiſchen Freiheit nur an Genüſſen der herrlichen Umgebungen Heidelbergs, der Freundſchaft, der Wiſſenſchaften, der Kunſt dachten, ohne ſich um ihre Zukunft viel zu bekümmern. In Göttingen, wo wir gemeinſchaftlich den philoſophiſchen und hiſtoriſchen Studien oblagen, lernte ich in Bunſen zuerſt einen Studenten kennen, der keinen Sinn für ein harmloſes, jugendlich frohſinniges akademiſches Leben hatte, aber alle meine bisherigen Freunde an Kenntniſſen, an geiſtreicher Auffaſſung und Geſtaltung von Ideen und an kühner Zuverſichtlichkeit rhetoriſcher Auslaſſungen über wiſſenſchaftliche und politiſche Geſprächsgegenſtände übertraf. Die meiſten meiner göttinger Freunde erblickten darin eine unerträgliche Anmaßung. Einer derſelben entwarf eine Charakteriſtik von ihm, worin es unter anderm hieß: „Alle Wärme des Herzens iſt eingefroren in der Kälte ſeines Ehrgeizes; er wird daher auch alle Gelegenheiten, die ſich ihm darbieten, benutzen, um der Leidenſchaft des Ehrgeizes zu fröhnen.“ Sein Ehrgeiz ging aber damals noch nicht über eine Rectorſtelle im Schuldienſte hinaus. Welche Gelegenheiten ſich ihm auf ſeinem Lebenswege

darbieten würden, um ſeinem Ehrgeize zu genügen, das ahnte mein Freund, der ihn zu charakteriſiren ſuchte, nicht; daß er aber ſolche Gelegenheiten geſchickt zu benutzen wußte, hat er thatſächlich bewieſen. Es erſcheint faſt als eine Schickung von oben, daß, indem er auf dem Wege war, einen jungen Amerikaner als Hofmeiſter durch Europa zu begleiten, ein Zufall ihn ſtatt deſſen nach Rom zu Niebuhr führte, der ihn als Privatſecretär und als Lehrer ſeines Sohnes annahm. Als König Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1822 auf kurze Zeit Rom beſuchte, gab Niebuhr ſich alle Mühe, ihm die Merkwürdigkeiten dieſer Stadt zu zeigen und zu erklären. Der König fand aber an dieſem gelehrten Cicerone keinen Gefallen und bat ſich Niebuhr's Privatſecretär zum Begleiter aus. Bei dieſer Gelegenheit gewann Bunſen des Königs Vertrauen. Die Folge war, daß der König ihn zum Geſandtſchaftsſecretär ernannte. Wahrſcheinlich kam ſchon damals zwiſchen Bunſen und dem Könige die Agende zur Sprache; gewiß iſt, daß der König von Berlin aus Bunſen zum Gutachten über dieſe ihm vor allem am Herzen liegende Angelegenheit aufforderte und daß er von da an einen bedeutenden Einfluß auf die Geſtaltung derſelben, wenigſtens für die Geſandtſchaftskapelle in Rom, gewann. Dies gab Bunſen Veranlaſſung zu theologiſch-liturgiſchen Studien, wie ſie keiner der Hoftheologen, die ſich der Autorſchaft der Agende rühmten, gemacht hatte. Die ſegensreichſte Frucht dieſer Studien liegt vor in dem „Allgemeinen evangeliſchen Geſang- und Gebetbuch zum Kirchen- und Hausgebrauch“ (Hamburg 1846, Agentur des Rauhen Hauſes). Das „Geſangbuch“

beſteht aus zwei Theilen. Der erſte Theil enthält 148 Pſalmen, die drei Pſalmen des Neuen Bundes, den Lobgeſang der Jungfrau Maria, den Lobgeſang Simeon's, die beiden Lobgeſänge der alten Kirche und den Lobgeſang der Kirche des Abendlandes. Der zweite Theil enthält 439 Gotteslieder. Sowol die Pſalmen als die Lieder entſprechen ganz und durchaus dem wahrhaft chriſtlichen Bewußtſein und dem wahrhaft chriſtlichen Bedürfniß, und nur ein Mann, der in dieſem Bewußtſein lebte und dieſes Bedürfniß fühlte, konnte ſie ſo wählen und zuſammenſtellen. Das „Gebetbuch" zerfällt ebenfalls in zwei Theile. Der erſte, „Kirchenbuch" genannt, gibt Morgengebete zum freien Gebrauch bei Frühkirchen, Wochenbetſtunden und Hausandachten; der zweite eine Sammlung einzelner Gebete für die häusliche und beſondere Andacht. Auch dieſe beiden Theile entſprechen dem echt chriſtlichen Frömmigkeits- und Gebetsbedürfniß für alle Lagen des Lebens ſo vollkommen, daß nichts zu wünſchen übrig bleibt. Wie erklärten ſich das diejenigen, welche der Chriſtlichkeit Bunſen's nicht trauten? Sie ſagten: „Er iſt ein Pantheiſt und ſteht, was das chriſtliche Glaubensleben angeht, auf dem Standpunkte Marheineke's. Er denkt ſich in das chriſtliche Gemeindeleben hinein und verſteht es, ſeine pantheiſtiſche Wahrheit zu entkleiden von der wiſſenſchaftlichen Form des Begriffs und ſie auf dem Wege der Vorſtellung in das populäre chriſtliche Gemeindebewußtſein umzuformen." Ich glaube aber doch nicht, daß Marheineke mit aller ſeiner Geſchicklichkeit, den Philoſophenmantel fallen zu laſſen und den Chorrock anzuziehen, im Stande geweſen wäre, ein Geſang- und

Gebetbuch zu machen wie das Bunſen'ſche. Bunſen hat ſich durch dieſes Buch unermeßliche Verdienſte um Erweckung und Pflege des chriſtlichen Lebens in Tauſenden von Familien erworben; Marheineke dagegen hat der Pfaffenheuchelei eine Theorie untergelegt und ihr das Wort geredet. Von einem ganz andern Standpunkte aus beurtheilten Bunſen die Männer, welche die politiſche Bedeutung des Chriſtenthums und der verſchiedenen Confeſſionen vorzugsweiſe ins Auge faßten. Einer derſelben, der ſämmtliche Schriften Bunſen's mit kritiſchem Scharfblick und mit Sachkenntniß geleſen hatte, war der Meinung, er habe es auf Beſeitigung aller miteinander hadernden Confeſſionen und Sekten und auf Herſtellung des urſprünglichen Chriſtenthums abgeſehen. Bunſen's Bibelüberſetzung ſcheint dieſe Auffaſſung zu beſtätigen. Doch darüber habe ich mich an andern Orten, namentlich in meinem Buche „Betrachtungen und Urtheile des Generals der Infanterie E. L. von Aſter über die politiſchen, kirchlichen und pädagogiſchen Parteibewegungen unſers Jahrhunderts" ausführlicher ausgeſprochen. Hier habe ich die Frage zu beantworten, welchen Einfluß Bunſen als ſogenannter „Liebling des Königs" auf Friedrich Wilhelm's IV. kirchliche Beſtrebungen übte. Es iſt gewiß, daß der König ſich, wie mit Humboldt, Radowitz und jedem geiſtreichen Manne, ſo auch mit Bunſen gern unterhielt; ebenſo wenig darf bezweifelt werden, daß Bunſen dem König gegenüber die Seite ſeines gewandten Geiſtes glänzen ließ, von der er wußte, daß ſie dem König am meiſten zuſage, wobei er ſich wohl hütete, Punkte unſanft zu berühren, die in dem durchdachten

königlichen Regierungssysteme, sowol in kirchlicher als politischer Beziehung, feststanden. Mit Humboldt unterhielt sich der König in Gesprächen über Völker- und Länderkunde, mit Radowitz über die politischen Fragen der Zeit, mit Bunsen über die kirchlichen. Der König war überzeugt, daß alles Gute und Wahre im Leben der einzelnen und in dem Zusammenleben aller, die sittliche Bildung der Familien und alle sittlichen Ordnungen im Staate auf dem Christenthum beruhe und in der christlichen Religion ihre Wurzel habe. Bunsen theilte diese Ueberzeugung aufrichtigen Herzens. Da bot sich denn ein weites unermeßliches Feld ernster und wichtiger Fragen und Betrachtungen dar. Vor Augen lag, daß die christliche Religion sich auf dem Wege geschichtlicher Entwickelung in verschiedene Confessionen und Sekten gespalten. Da gibt es eine griechisch-katholische und eine römisch-katholische Kirche, eine lutherische und eine reformirte, und neben diesen eine Unzahl krankhafter Sektenauswüchse, eine deutschkatholische Sekte, eine freigemeindliche und wie sie weiter heißen. Wie soll sich zu allen diesen Confessionen und Sekten der Staat und das Oberhaupt des Staats verhalten, um ihnen einerseits Gerechtigkeit im christlichen Sinne widerfahren zu lassen, andererseits die bürgerliche Ordnung gegen Störungen zu schützen? Bunsen verfolgte die Idee der Einheit der christlichen Kirche in Gemäßheit des dritten Artikels des apostolischen Glaubensbekenntnisses; dem König aber fiel die Aufgabe zu, die vorliegenden Verschiedenheiten so zu behandeln, daß jede Confession ihren eigenthümlichen Zweck verfolgen und von ihren eigenthümlichen Gaben

und Mitteln einen freien Gebrauch machen könne, ohne dieſelbe Freiheit der andern Confeſſionen zu ſtören und ohne in die alle umfaſſenden Zwecke und Mittel des Staats ſtörend einzugreifen. Wie läßt ſich dieſe Aufgabe in einem Staate löſen, der alle Confeſſionen und Sekten in ſich ſchließt? „Gleichgültig“, antworteten die Staatsmänner aus der Schule Friedrich's des Großen, „muß ſich der Staat gegen alle Confeſſionen verhalten, aber ſtrenge Geſetze zur Sicherheit der bürgerlichen Ordnung aufſtellen und dieſe Geſetze in vorkommenden Fällen rückſichtslos handhaben.“ Damit würde aber der Staat zu einem religionsloſen Begriff herabgewürdigt werden, der lauter Unterthanen in ſich faßt, die ihren Glauben und ihren Cultus irgendwie nicht vom Staate, ſondern von Gottes Gnaden ableiten. Ein ſolcher Staat müßte bei der gegenwärtigen lebhaften Theilnahme der Unterthanen an den religiöſen und kirchlichen Bewegungen der Zeit in ſich ſelbſt zuſammenſtürzen. Der Staat wäre der Gnade Gottes entleert und der König könnte ſich nicht König von Gottes Gnaden nennen. „Concordate und Verträge bieten ein Auskunftsmittel dar!“ hieß es von einer andern Seite. Alſo der Staat ſoll die Kirchen als Privatvereine betrachten und auf dem Wege von Verträgen mit ihnen fertig zu werden ſuchen! Wer ſoll denn der oberſte Richter ſein, wenn dieſe Geſellſchaften unter ſich und mit dem Staate in Conflict gerathen? „Im römiſchen und griechiſchen Papſtthum ſind alle dieſe Fragen und Schwierigkeiten abgeſchnitten; dort iſt der Monarch zugleich Hierarch, hier der Hierarch zugleich Monarch“, wurde von ruſſiſcher Seite bemerkt. Aber die

ſchichte, die Richterin über Gutes und Böſes im Thun
) Laſſen des Menſchen, ſtellt weder dem griechiſchen
ſareopapat noch der römiſchen Papocäſarie ein gutes
gniß aus, zeigt vielmehr, daß beide Arten von Ver-
tniß der Kirche Chriſti zum Staat widerchriſtlich ſind.
ch das Epiſkopalſyſtem der römiſchen Kirche hat zu
em der Pflege des chriſtlichen Gemeindelebens förder-
en Verhältniß einerſeits zum Staate, andererſeits zum
pſte geführt. Die Kirchengeſchichte des 18. und 19.
hrhunderts iſt voll von ärgerlichen Mislichkeiten, welche
Anwendung dieſes Syſtems ins kirchliche Leben warf.
r König, ein gründlicher Kenner der alten und der
en Kirchengeſchichte, konnte alſo bei ſeiner chriſtlichen
ſinnung auf dieſes Syſtem nicht zurückgehen, ſo ſehr
auch von verſchiedenen Seiten her darum angegangen
rde, in einer gewiſſen Weiſe auch von Bunſen. Es
nte alſo nur noch die evangeliſche Kirche, d. h. die
rte, für die Aufgabe des Königs in Frage geſtellt
rden. Nach der evangeliſchen Auffaſſung iſt die Kirche
e Theokratie, die den Staat beherrſchen ſoll, vielmehr
d der Staat mit ſeinem Oberhaupte als ein heiliger
. unverletzlicher Theil des Reiches Gottes auf Erden
rachtet. Statt den Staat zu beherrſchen, läßt ſie ſich
er vom Staate beherrſchen, ſolange dieſer nicht in ihr
iligthum verwüſtend eingreift. Es kam darauf an,
en klaren Begriff von dem urſprünglichen Glaubens-
alt der evangeliſchen Kirche zu gewinnen. Dieſen gab
: Kleine Lutheriſche Katechismus. „Was bekennſt du
n der Kirche?“ heißt es in der erweiterten Erklärung
s Kleinen Lutheriſchen Katechismus von Erneſti. Ant-

wort: Ich glaube „eine heilige chriſtliche Kirche, die Gemeinde des Heiligen“. Was iſt die Kirche? Antwort: „Die ganze Chriſtenheit“ oder die Gemeinde derer, „welche der Heilige Geiſt berufet, ſammlet, erleuchtet, heiliget und bei Jeſu Chriſto erhält im rechten einigen Glauben“. Welche Menſchen „auf Erden“ gehören zur Kirche? Antwort: Alle, die getauft ſind. Welche Getaufte aber ſind wahre Glieder der Kirche? Antwort: Die auch glauben; nicht die Schein- und Namenchriſten. Warum aber heißen dieſe eine „Gemeinde“? Antwort: Nicht weil ihre Verſammlung ſichtbar wahrzunehmen wäre, ſondern weil ſie, wo ſie auch leben, unſichtbar durch einen Geiſt des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung in Chriſto miteinander verbunden ſind. (Unſichtbare Kirche, nach 1 Kor. 12, 26. 27.) Gibt es auch eine ſichtbare Kirche? Antwort: Nein. In ihrer äußern Erſcheinung hat ſich die Kirche nach beſondern Bekenntniſſen und Einrichtungen in verſchiedene Kirchen getheilt. Wo iſt denn nun die wahre ſichtbare Kirche? Antwort: Da, wo das Wort Gottes rein und lauter gelehrt wird und die Sakramente nach Chriſti Einſetzung verwaltet werden. In welcher Kirche geſchieht dies? Antwort: In der evangeliſch-lutheriſchen Kirche. Wodurch hauptſächlich unterſcheidet ſich dieſe unſere Kirche von der römiſch-katholiſchen Kirche? Antwort: Dadurch, daß ſie Chriſtum allein als den Herrn der Kirche ehrt, allein die Heilige Schrift, die von ihm zeugt (nicht zugleich die Tradition), als Regel und Richtſchnur des Glaubens anerkennt, und als vornehmſten Artikel der ganzen Lehre bezeugt, daß wir Vergebung der Sünden vor Gott nicht durch unſer Verdienſt

und Werk, ſondern aus Gnade um Chriſti willen allein durch den Glauben erlangen. Was haben wir aber den Chriſten gegenüber, die andern Bekenntniſſes ſind als wir, ſtets zu beherzigen? Antwort: Daß wir mit ihnen auf gemeinſamem Glaubensgrunde ſtehen, unſern Glauben (nach 1 Kor. 13, 2) überall durch Liebe zu bewähren haben und darauf (nach Eph. 4, 13) hoffen dürfen, es werde Eine Heerde und Ein Hirte werden.

Auf dem Grunde dieſes Glaubens blieb der König ein König von Gottes Gnaden und konnte zugleich allen Confeſſionen Gerechtigkeit und gebührende Cultusfreiheit angedeihen laſſen. Da das Glaubensbekenntniß der evangeliſchen Kirche längſt ſein eigenes geweſen war, ſo faßte er hier feſten Fuß. Aber wie weit war die evangeliſche Kirche zur Zeit des Regierungsantritts des Königs von ihrem Glauben und Glaubensleben abgewichen! Sie erſchien nur noch als ein Haufen entchriſtlichter, über Chriſtliches und Nichtchriſtliches miteinander ſtreitender Menſchen. Sind denn nicht noch Elemente des urſprünglichen evangeliſchen Glaubens und Lebens vorhanden? Ja, noch viele! Das Hegel'ſche Kirchenregiment hat ſie an den Tag gebracht. Daraus entſprang die praktiſche Maxime: „Die evangeliſche Kirche muß ſich aus ſich ſelbſt erbauen.“

Hiermit glaube ich die Region deutlich genug beſchrieben zu haben, innerhalb welcher ſich die Unterhaltungen des Königs mit Bunſen bewegten.

Der König kannte den unreinen Urſprung und die blutige Geſchichte der anglikaniſchen Kirche zu gut und war ein zu aufrichtiger evangeliſcher Chriſt, als daß er

je daran hätte denken ſollen, von den Einrichtungen dieſer Kirche etwas in die evangeliſche Kirche herüberzunehmen oder gar die evangeliſche Kirche Preußens in irgend ein Abhängigkeitsverhältniß zur anglikaniſchen zu bringen. Aber nur durch einen Vertrag mit den anglikaniſchen Biſchöfen konnte der König der evangeliſchen Kirche Deutſchlands die Rechte und Vortheile verſchaffen, deren ſich die Angehörigen der römiſchen, der griechiſchen und der anglikaniſchen Kirche längſt im Orient zu erfreuen hatten. Eine ſolche Uebereinkunft kam durch Bunſen, der inzwiſchen durch ſeine Verheirathung mit einer der engliſchen Ariſtokratie angehörigen Dame einflußreiche Bettern gewonnen hatte, glücklich zu Stande. Es lagen der Sache ſo viele Bedenken und Schwierigkeiten von beiden Seiten im Wege, daß nur ein Mann in Bunſen's Verhältniſſen und von Bunſen's diplomatiſcher Gewandtheit der deutſchen evangeliſchen Kirche die großen Vortheile erringen konnte, welche der König beabſichtigte. In dem folgenden Kapitel werde ich dieſen Gegenſtand etwas ausführlicher beſprechen.

Von nicht wenigen rechtlich geſinnten Männern wurde Bunſen wegen ſeines Benehmens bei den koblenzer Verhandlungen über die gemiſchten Ehen getadelt. Er handelte aber genau nach der ihm von dem Miniſterium Altenſtein ertheilten Inſtruction. Es lag der Regierung daran, dieſe für den preußiſchen Staat höchſt wichtige Angelegenheit ſo zu ordnen, daß einerſeits den Geſetzen des Staats genügt, andererſeits das Oberhaupt der katholiſchen Kirche befriedigt werde. Dies war bei der Unbeſtimmtheit und Zweideutigkeit des Breve, welches

Pius VIII. unter dem 25. Mai 1830 in dieſer Angelegenheit erlaſſen hatte, nur möglich durch ein geheimes Abkommen mit den Landesbiſchöfen, und dieſes kam unter Bunſen's Leitung in dem bekannten koblenzer Vertrage vom 19. Juni 1834 zu Stande. Ich ſtand damals als Regierungs- und Schulrath in Koblenz und hatte in dieſer Stellung und bei meiner perſönlichen Bekanntſchaft mit Bunſen Gelegenheit, den verſammelten Biſchöfen ins Auge zu ſchauen und auch von der Verhandlung ſelbſt nähere Kenntniß zu nehmen. Da konnte man Phyſiognomik ſtudiren. In den Geſichtern der Biſchöfe konnte man die Unruhe eines böſen Gewiſſens leſen, Bunſen konnte den Ausdruck der Befriedigung eines Diplomaten nicht verhehlen, der ſeinem Chef berichten kann: die Sache iſt gelungen, der Zweck iſt erreicht! Auch ſprach er ſich in dieſem Sinne gegen ſeine Freunde aus. Die ſchlimmen Folgen für ihn ſelbſt und für die Sache ahnte er nicht und machte, als ſie hervorbrachen, die größten Anſtrengungen, ihnen zuvorzukommen. Vergeblich! Er mußte ſeine amtliche Stellung in Rom aufgeben und ging nach England.

4. Senfft von Pilſach.

Der Freiherr Senfft von Pilſach, gegenwärtig Oberpräſident der Provinz Pommern, ſtand hinter den im Vorhergehenden charakteriſirten „Lieblingen des Königs" an Kenntniſſen und an geiſtiger Gewandtheit zurück, übertraf ſie aber alle dadurch, daß er in ſeinem Verkehr mit dem König ſich freihielt von allen reflectirenden Hintergedanken. Wenn der König wiſſen wollte, wie

man über dieſe oder jene Maßregel der Regierung urtheile, ſo ſprach er ſich mit rückſichtsloſer Wahrheitsliebe offen aus, ſoweit er im Stande war, zuverläſſige Auskunft zu geben. Seine amtliche Stellung gab ihm keine Gelegenheit, in das kirchliche und politiſche Treiben der Zeit hineinzuſchauen oder darauf einzuwirken. Er war der zweiten Abtheilung des königlichen Hausminiſteriums attachirt und hatte hier nur mit der Verwaltung der Domänen, Forſten und Jagden zu thun. Ich übergehe die Verdienſte, welche er ſich in dieſer Sphäre des Staatsdienſtes, namentlich durch ſeine Theorie der Berieſelungen, erwarb, ſo bedeutend ſie auch in der Anwendung ſich auswieſen. Aber ſein lebhaftes Intereſſe für alles, was in jener Zeit leidenſchaftlicher Parteikämpfe auf dem kirchlichen und politiſchen Gebiete dem preußiſchen Königthum und den Beſtrebungen des Königs förderlich oder ſchädlich ſein könne, lenkte ſeine Aufmerkſamkeit auf die Vorgänge in dieſer Sphäre des öffentlichen Lebens. Hierin lag auch wol der Grund, weshalb er meine Bekanntſchaft ſuchte, da ich ihm ja in meiner damaligen Stellung am beſten und ſicherſten Auskunft über dieſe Bewegungen geben konnte. Bevor ich mich jedoch in ein vertrauliches Verhältniß mit ihm einließ, erkundigte ich mich bei Männern meines Vertrauens, die ihn kannten, nach ſeinem Charakter und nach ſeinen etwaigen Abſichten. Von einer Seite ſagte man mir: „Der trübt kein Waſſer, aber ſeien Sie vorſichtig! Er theilt alles, was er erforſcht, gelegentlich dem Könige mit.“ Von einer andern, und zwar von einer diplomatiſchen Seite hieß es: „Er iſt treu wie Gold und

verſchwiegen wie ein Fiſch; aber er will Sie brauchen, wie er auch andere braucht.“ Von einer dritten Seite wußte man ihn nicht ſchwarz genug zu machen. Das waren meiſtens hochgeſtellte Geiſtliche, die fürchten mochten, er theile dem König Ungünſtiges über ſie mit. Denn ſo unzufrieden ſie auch mit der kirchlichen Verwaltung Eichhorn's waren, ſo war es ihnen doch ein unerträglicher Gedanke, die Gunſt des Königs zu verlieren. Durchſchlagend für mich war das intime Verhältniß, in welchem einer der edelſten und reinſten Männer, die ich auf meinem Lebenswege genauer kennen gelernt habe, E. von Bodelſchwingh, zu dem Herrn Senfft von Pilſach ſtand. Bei etwas näherer Bekanntſchaft flößte er mir ein ſolches Vertrauen ein, daß ich ihm alles, was ich wußte und er wiſſen wollte, unbedenklich mittheilte, mit alleiniger Ausnahme derjenigen Punkte, über welche ein mir perſönlich gewidmetes Vertrauen mir Stillſchweigen gebot. Eine gleiche Beſchränkung fand auch von ſeiner Seite ſtatt. Alle ſeine Mittheilungen, die den König perſönlich betrafen, ließen den edeln Charakter und die reinen Abſichten deſſelben in ſo ſchönem Lichte erſcheinen, daß ich die Ueberzeugung gewann, es werde noch die Zeit kommen, wo man zu ſeinem Grabe wallfahrten werde.

Beim Zuſchauen der heilloſen Wirkungen der Preſſe, vorzüglich der ſüddeutſchen, war ich zu der deutlichen Erkenntniß gekommen, daß den gehäſſigen Anfeindungen und Verläſterungen des Königs und ſeiner Regierung nur auf publiciſtiſchem Wege wirkſam begegnet werden könne. Sofort legte ich ſelbſt, noch unter Friedrich Wilhelm III., Hand ans Werk und ſchrieb eine Menge von

Artikeln und Broſchüren zur Abwehr. Ich ſah bald ein, daß damit wenig geholfen ſei und daß nur durch eine großartige publiciſtiſche Inſtitution dem Uebel zu begegnen ſei. Mein Gedanke war, alle Vaterlandsfreunde im Beamtenſtande, alle tüchtigen Männer des gebildeten Bürgerſtandes und alle Männer der Wiſſenſchaften zu einem gemeinſchaftlichen Kampfe gegen dieſe die öffentliche Meinung irre leitende Ueberflutung der deſtructiven Preſſe zu vereinigen. Als ich nach Berlin berufen wurde, verfolgte ich dieſen Plan mit derjenigen Nachhaltigkeit, wozu deutliche Einſicht in die Sache zu treiben pflegt. Ich habe im vierten Theile meines Werks ausführlich dargelegt, wie es mir damit gegangen. Um dieſe Angelegenheit drehten ſich vorzugsweiſe meine Geſpräche mit dem Herrn von Senfft. Er theilte meine Ueberzeugungen und that alles, was in ſeinen Kräften ſtand, die Finanzmänner für den Plan zu gewinnen. Daß der König einen Antrag auf Bewilligung der erforderlichen, freilich ſehr bedeutenden Summe nicht zurückweiſen werde, davon waren wir beide überzeugt. Bei dieſer Gelegenheit erſuchte er mich, ſeinem Secretär Anleitung zu publiciſtiſchen Aufſätzen zu geben. Der junge Mann hatte geſunde conſervative Ideen und bedurfte nur noch in formeller Beziehung einer Ausbildung. Zu dieſem Zwecke empfahl ich ihm das Studium der Schriften von Gentz, welche kurz vorher Weick in fünf Bänden herausgegeben hatte. Es dauerte nicht lange, ſo lieferte er Aufſätze, die ohne bedeutende Correcturen in Druck gegeben werden konnten. Der junge Mann hieß Wagener und iſt derſelbe, der ſich ſpäter als Redacteur der „Neuen Preu-

kischen Zeitung" einen Namen gemacht hat, der von der streng conservativen Seite mit Lobeserhebungen, von der entgegengesetzten mit Schmähungen genannt wurde. Das neue Blatt wurde zu Anfang Juli 1848 mit einer „Rundschau" eröffnet, in welcher die damaligen Zustände der europäischen Staaten in ein helles und grelles Licht gestellt werden. Indem der Verfasser die eigenthümliche Tendenz dieser Zeit schildert, gibt er zugleich dem neuen Blatte das Gepräge seiner eigenen Tendenz. „Die eigenthümliche Tendenz dieser Zeit", heißt es, „die Nationalität an die Spitze aller [illegible] zu stellen und als Basis neuer Staatenbildung zum [illegible] zu [illegible] Man bedenkt aber nicht, daß, [illegible] Familie, [illegible] Quelle und [illegible] Nation [illegible] [illegible]

lich und dem Begriff und Weſen der Nationalität ſelbſt entgegen, die Staaten in Nationalitäten aufzulöſen und dieſe zur Baſis neuer Staaten zu machen.“ In dieſem Geiſte und mit dieſer Tendenz hat nun die „Neue Preußiſche Zeitung“ ſeit länger als zwölf Jahren das Publikum zu belehren und die öffentliche Meinung zu beſtimmen geſucht. Was hat es geholfen? Die entgegengeſetzten Wirkungen hat ſie hervorgebracht! Denn nie zuvor hat die Nationalitätsidee ſo vieler Menſchen Gemüther beherrſcht als jetzt, und nie vorher haben ſo gewaltige Kräfte dieſe Idee zu realiſiren, die Staaten in Nationalitäten aufzulöſen und dieſe zur Baſis neuer Staaten zu machen geſucht als eben jetzt. Wahrſcheinhat Herr Wagener die Nutzloſigkeit und Zweckwidrigkeit des Kampfes erkannt und ſich deshalb von der Redaction der „Kreuzzeitung“ zurückgezogen, da man der Conſequenz wegen die Richtung nicht modificirt haben wollte.

Von dieſer Beſchaffenheit war mein Verkehr mit dem Freiherrn Senfft von Pilſach, der ſo arge, mir höchſt nachtheilige Misdeutungen zur Folge hatte. Der Barrikadenkampf machte dem Verkehr ein Ende. Der Freiherr wurde, nachdem er die boshafteſten, ſelbſt in ſeine ökonomiſchen Verhältniſſe eingreifenden Anfeindungen glücklich überſtanden hatte, Oberpräſident von Pommern; ich machte mich ſelbſt zu einem „Inſtitutsinhaber“, und blieb es, bis mir im eigentlichen Sinne des Worts Hören und Sehen verging.

VIII.

Die Regierung des Königs.

Einer unſerer geiſtreichſten und beliebteſten Schriftſteller, Jean Paul, faßte im Anfange unſers Jahrhunderts den Entſchluß, ſeinen Lebenslauf zu beſchreiben. Hinterher erſchrak er über dieſen Entſchluß, gab ihn aber nicht auf, ſondern ſtellte ernſte Betrachtungen über die Schwierigkeiten und den Werth von Lebensbeſchreibungen überhaupt an. Die Ergebniſſe ſeines Nachdenkens ſchickte er dann ſeiner Lebensbeſchreibung als „Vorrede-bruchſtücke“ voraus. Da heißt es unter anderm: „Alle äußern Thatſachen conſtruiren ſo wenig den ganzen innern Menſchen, als die anatomiſche oder phyſiologiſche Darlegung des Körperſyſtems die Verdauung erklären. Um aus äußern Handlungen nur einigermaßen einen Menſchen aufzufaſſen, müßte man alle Einwirkungen von Jugend auf aufzählen, dazu auch die Rückwirkungen und Gedanken, welche durch dieſe Einwirkungen erregt werden, und dann würde doch noch die Ausrechnung fehlen, wie beide, Einwirkungen und Rückwirkungen, ſich im innerſten geiſtigen Selbſtleben ausgeglichen. Kein Menſch wird ein bloßer Widerſchein ſeiner Verhältniſſe; denn er iſt ſein eigenes Licht, ſein eigener Schein; er gibt und nimmt zweiten Schein. Warum iſt aber die Welt ſo begierig auf Lebensbeſchreibungen? Nicht aus Bosheit! Sie wollen vielmehr den Uebergang des Geiſtigen in die

Wirklichkeiten des Lebens ſehen. Unedle Naturen dagegen, deren Geſchmack durch Lügenromane verdorben iſt, greifen nach ſkandalöſen Lebensbeſchreibungen, um ſo begieriger, je bedeutender die betreffende Perſon ins Leben eingreift."

Dieſe Wahrheiten habe ich mir ſeit 1826 bei allen Charakterſchilderungen, die in meinen Schriften vorkommen, zum Wegweiſer dienen laſſen, mit geſchärfter Gewiſſenhaftigkeit bei Abfaſſung des gegenwärtigen Theils meiner „Wanderung", der dem Leben eines Königs gewidmet iſt, deſſen Wollen und Wirken tief mit der verhängnißvollſten Periode der Geſchichte des deutſchen Volks verwebt iſt. In den vorhergehenden Kapiteln habe ich dieſes Wollen und Wirken des geiſtvollen, chriſtlich-frommen und menſchenfreundlichen Königs im Kampfe mit wilden, übermächtig gewordenen Parteileidenſchaften an thatſächlichen Vorgängen hervortreten laſſen. Das Herz der Könige, heißt es in einem Bibelſpruche, iſt unerforſchlich; ich glaube aber doch, daß das Herz Friedrich Wilhelm's IV. jedem deutlich erkennbar wird, der die Geſchichte ſeiner Jugendjahre in Verbindung mit den Zuſtänden Preußens und Deutſchlands zur Zeit des Ablebens Friedrich Wilhelm's III. vorurtheilsfrei und einſichtig verfolgt. Daß ſein großartiges und edelmüthiges Wollen und Handeln nicht vergeblich geweſen, vielmehr die ſegensreichſten Früchte für die Entwickelung des deutſchen Volks in politiſcher und religiöſer Beziehung getragen habe, liegt ſchon jetzt mit unzweifelhafter Klarheit thatſächlich allen Urtheilsfähigen vor Augen. Den Uebergang der königlichen Gedanken in die Wirklichkeit des

Lebens habe ich in den vorhergehenden Kapiteln und an andern Orten ſo ausführlich nachgewieſen, daß eine zuſammenhängende Darlegung des Syſtems, welches er ſich in vieljährigen Erwägungen und Ueberlegungen gebildet hatte und welches er bis zur Revolution von 1848 conſequent feſthielt, nur Wiederholungen enthalten könnte. Ich beſchränke mich daher in dieſem Kapitel auf eine aphoriſtiſche Hervorhebung derjenigen Momente, die den Gegnern am meiſten Veranlaſſung und Stoff gaben, ſeine Abſichten dem deutſchen Volke zu verdächtigen. Dazu gehört:

1. Die Errichtung eines evangeliſchen Bisthums in Jeruſalem.

Die Thronbeſteigung des Königs fiel in die Zeit der traurigſten Zerriſſenheit der evangeliſchen Kirche. Sie war morſch in allen ihren Gliedern, am meiſten in denjenigen, welche ſich zu ihren Vorkämpfern aufwarfen. Man erinnere ſich der ärgerlichen Streitigkeiten um Union und Agende, der literariſchen Kämpfe der Rationaliſten mit den Symbolſtreitern und Pietiſten. Von einer Schutzmacht der evangeliſchen Kirche wollte man auf keiner Seite etwas wiſſen, und wie jetzt die Mittelſtaaten preußiſche Kanonen und preußiſches Commando zurückweiſen, ſo hieß es damals bei den kirchlichen Parteien: wir wollen keine preußiſche Schutzmacht, wir können uns ſelbſt ſchützen.

Zu gleicher Zeit hatten die großen europäiſchen Staaten die Religion zu einem völkerbändigenden Princip gemacht. Oeſterreich bemächtigte ſich der Autorität des

Papſtes und ſuchte mit dieſer Macht in Händen die vor-napoleoniſchen Zuſtände trotz der Beſtimmungen des Wiener Congreſſes zurückzuführen, ohne auch nur die mindeſte Rückſicht auf die Rechte und Intereſſen der evangeliſchen Kirche zu nehmen. Dieſelben Reſtaurationsverſuche in Spanien und Italien, wo ſie die entgegengeſetzten Wirkungen hervorbrachten. Der kräftige Selbſtherrſcher Rußlands, Kaiſer Nikolaus, ſuchte ſeine evangeliſchen und katholiſchen Unterthanen in die griechiſche Kirche hineinzudrängen; die katholiſchen fanden Schutz in Rom und in Wien, die evangeliſchen keinen. England, der die Meere beherrſchende Staat, erwies Gunſt oder Ungunſt allen Confeſſionen nach Maßgabe ſeiner wandelbaren handelspolitiſchen Intereſſen. Die innere Verwandtſchaft der anglikaniſchen Kirche mit der deutſchen evangeliſchen hatte vor hundert Jahren noch kräftige Einſchreitungen gegen die pfälziſchen Angriffe auf die evangeliſche Kirche hervorgerufen; dieſe Sympathie war jetzt bis zur Theilnahmloſigkeit herabgeſtimmt, ja in Widerwillen verkehrt.

Die griechiſche Revolution und der darauffolgende ruſſiſch-türkiſche Krieg lenkten die Blicke aller Menſchen auf den Orient, mit ſehr verſchiedenem Intereſſe; am ſchwächſten zeigte ſich das Intereſſe für die evangeliſche Kirche, ſelbſt bei denen, die ihr äußerlich angehörten. Die junge in evangeliſchen Schulen gebildete Welt ſchwärmte für die Befreiung Griechenlands vom türkiſchen Joche und hörte ſchon im Geiſte die herrlichſten Reden auf dem Areopag über Verrath des Vaterlands halten. Die alten Philologen theilten dieſe Begeiſterung und hielten mit griechiſcher Mütze durch Deutſchland reiſend, poli-

tiſche Reden, nicht ohne Beziehung auf den deutſchen Bundestag.

Alle dieſe politiſchen und kirchlichen Bewegungen in der geiſtigen Welt hatte der König als Kronprinz mit vorherrſchendem Intereſſe für die evangeliſche Kirche beobachtet. Ihres alten Glaubens und ihrer alten Glaubenskraft war ſie unter der Herrſchaft der Philoſophie und der Humanitätsidee großentheils entleert, und da man einer Schutzmacht nicht mehr zu bedürfen glaubte, ſo hatte auch dieſe ihre frühern Kraftäußerungen mehr und mehr zurückgehalten. Der König war nicht gewillt, es ſo fortgehen zu laſſen, er faßte vielmehr den Entſchluß, die Macht, welche ihm Gott gegeben, zur Wiederbelebung der evangeliſchen Kirche zu verwenden, namentlich auch das Schickſal der evangeliſchen Chriſten im Orient, beſonders in Paläſtina, wo die Füße des Herrn der Chriſtenheit und ſeiner Apoſtel gewandelt und wo die chriſtliche Kirche gegründet worden, nicht mit fahrläſſigen Augen anzuſehen. Er ſelbſt hatte nicht die Macht, werkthätig einzugreifen, Oeſterreich und Rußland haßten die evangeliſche Kirche und arbeiteten an ihrem Verderben; es blieb unter den Großmächten nur Ein Staat übrig, welcher die Macht hatte, die evangeliſchen Chriſten deutſcher Nation im Orient kräftig zu ſchützen, und wegen der innern Verwandtſchaft der anglikaniſchen Kirche mit der evangeliſchen vielleicht auch die Geneigtheit haben möchte, ihr ſolchen Schutz angedeihen zu laſſen. Einen geeignetern Mann zur Anknüpfung und Durchführung der erforderlichen Verhandlungen hätte der König auf der ganzen Welt nicht finden können als Bunſen. Derſelbe

kannte genau die Wünſche und Abſichten des Kön
war der engliſchen Sprache vollkommen mächtig, geh
durch ſeine Verheirathung gewiſſermaßen der engliſ
Ariſtokratie an und, was die Hauptſache war, genoſ
hohem Grade die Gunſt und das Vertrauen der a
kaniſchen Biſchöfe, weil er ſeine Kinder der anglikaniſ
Kirche zuführen ließ. Nach vielfachen Ueberlegungen
rief ihn der König im April 1841 von Bern nach
lin und ſandte ihn im Juni deſſelben Jahres mit e
ausführlichen Inſtruction nach London. Da dieſe
ſtruction die wahren Abſichten des Königs und überh
ſeine kirchlichen Anſchauungen enthält, ſo muß ich ſie
wenn auch nicht in ihrer ganzen Ausdehnung, doch
ihren Hauptmomenten mittheilen:

Sollte die großbritanniſche Regierung ſich nicht a
neigt zeigen, unter gewiſſen Vorausſetzungen mit des
nigs Majeſtät in eine Vereinbarung einzugehen, von
cher ſich die Erreichung dieſer Zwecke vernünftigerr
hoffen läßt, ſo wollen Allerhöchſtdieſelben Ihren au
ordentlichen Geſandten in dieſer Specialmiſſion noch A
höchſtſelbſt mit folgendem Auftrage verſehen. Es
nämlich derſelbe in einer dem engliſchen Miniſterium
nehmen, ganz vertraulichen Form durch Beſprechung
dem Erzbiſchof von Canterbury, als Primas von Engl
und mit dem Biſchof von London, als unmittelbc
Haupt der einzelnen auswärtigen Gemeinden der engli
Kirche, zu ermitteln ſuchen, in welcher Art die engl
Landeskirche, welche bereits ſich im Beſitze eines Pf
gebäudes auf dem Berge Zion befindet und daſelbſt
Bau einer Kirche begonnen hat, geneigt ſein dürfte,
evangeliſchen Landeskirche Preußens eine ſchweſterliche
lung im Gelobten Lande zu geſtatten. Da eine ſolche

einbarung die zarteſten Punkte des Nationallebens beider Völker berührt und der Gegenſtand ein ſo hochwichtiger und heiliger iſt, ſo erachten Se. Majeſtät zur Vermeidung aller Misverſtändniſſe es für nothwendig, über die Ueberzeugungen, welche Allerhöchſtdieſelben dabei leiten, ſich hier klar und offen auszuſprechen. Se. Majeſtät gehen zunächſt von der Ueberzeugung aus, daß das evangeliſche Chriſtenthum im Orient und namentlich im Gelobten Lande keine Hoffnung auf volle und dauernde Anerkennung und auf ſegensreiche und bleibende Wirkung und Ausbreitung hat, wenn daſſelbe ſich nicht in jenen Gegenden möglichſt als eine Einheit darſtellt. Wollte die evangeliſche Chriſtenheit dem Judenthum, den Körperſchaften der Lateiner, der Griechen, der Armenier gegenüber zugleich als biſchöflich-engliſche, als presbyterianiſch-ſchottiſche, als evangeliſch-unirte, als lutheraniſche, als reformirte, als baptiſtiſche, als Methodiſten- oder Independenten-Gemeinſchaft auftreten und Anerkennung fordern, ſo würde die türkiſche Regierung gewiß Bedenken tragen, dieſe Anerkennung zu gewähren. Denn eine ſolche Anerkennung ſchließt für die Vorſteher der Körperſchaften die höchſten politiſchen Rechte in ſich. Abgeſehen hiervon, in welchem Nachtheil müßte bei einer ſolchen Zerſplitterung die evangeliſche Chriſtenheit den alten Kirchen gegenüber ſtehen! Was dieſen auch an innerm Leben fehlen mag, ſie bilden eine feſte, durch Kirchenzucht, Liturgie und das apoſtoliſch-biſchöfliche Anſehen ihrer Sitze zuſammengehaltene Maſſe und wirken mit der Kraft der kirchlichen Einheit noch mehr als durch den Vortheil uralten Beſitzes.

Dies ſind die politiſchen Gründe, welche Se. Majeſtät zu der Ueberzeugung geführt haben, daß in dieſer Angelegenheit Einheit beim Auftreten die erſte unerlaßliche Bedingung des Gelingens für die evangeliſche Kirche ſein muß. Allein die Ueberzeugung Sr. Majeſtät, daß bei der gegenwärtigen Veranlaſſung die evangeliſche Kirche als

eine Glaubenseinheit auftreten müſſe, beruht weſentlich noch auf Gründen höherer Art. Die gegenwärtige, offenbar nicht ohne göttliche Leitung herbeigeführte Geſtaltung der türkiſchen Angelegenheiten und namentlich die politiſche Stellung Englands und Preußens zu derſelben hat der evangeliſchen Chriſtenheit zum erſten male die Möglichkeit gegeben, in der Wiege der Chriſtenheit und im Gelobten Lande ſich neben den uralten Kirchen des Morgenlandes und gegenüber der römiſchen als ebenbürtiges Glied der allgemeinen Kirche Chriſti eine Stellung zu fordern, um dem Evangelium freie Verkündigung, den Bekennern der evangeliſchen Wahrheit freies Bekenntniß und gleichen Schutz zu ſichern. Dieſer Augenblick iſt ein weltgeſchichtlich wichtiger: nach ſeiner Beachtung und Benutzung oder Misachtung und Verſäumung wird die evangeliſche Kirche von der Geſchichte und von Gott gerichtet werden. Se. Majeſtät können nicht zweifeln, daß die evangeliſche Chriſtenheit es ſich ſelbſt und ihrem Herrn ſchuldig ſei, in einem ſolchen Augenblicke, auf einem ſolchen Schauplatze nicht das Aergerniß ihrer Uneinigkeit und Getrenntheit, ſondern vielmehr das gute Beiſpiel ihrer Einigkeit im Glauben und ihrer Verbundenheit im Handeln zu geben. Und wo würde dieſer innere Schaden trauriger hervortreten als in jenem Lande, bei jener Zuſammendrängung aller chriſtlichen Gegenſätze, gegenüber den drei Patriarchaten und der Rabbinercolonie, im Angeſicht der Moſchee Omar's und der Grundmauern des Tempels von Jeruſalem? Sollte es nicht vielmehr im Rathſchluß Gottes liegen, daß in den Miſſionen ſich das Gefühl der innern Einheit und Verbundenheit aller Glieder der evangeliſchen Chriſtenheit über den ganzen Erdboden entzünde? Sollte insbeſondere im gegenwärtigen Augenblick der Liebesgedanke des Herrn der Kirche nicht dieſer ſein, daß im alten Lande der Verheißung, auf der Stätte ſeines irdiſchen Wandelns, nicht nur Iſrael zur Erkenntniß des Heils

geführt werde, ſondern auch die einzelnen, auf dem ewigen Grunde des Evangeliums und auf dem Felſen des Glaubens an den Sohn des lebendigen Gottes gegründeten, evangeliſchen Kirchen, ihrer Spaltungen vergeſſend, ihrer Einheit ſich erinnernd, über der Wiege und dem Grabe des Erlöſers ſich die Hand des Friedens und der Einigkeit reichen mögen? Se. Majeſtät ihrerſeits wollen nicht zaudern, bei dieſer Gelegenheit der biſchöflichen Kirche Englands, welche mit evangeliſchen Grundſätzen eine auf Allgemeinheit hinzielende geſchichtliche Verfaſſung und kirchliche Selbſtändigkeit verbindet, vertrauensvoll die Hand zu bieten.

Natürlich kann es aber nicht in der Abſicht Sr. Majeſtät liegen, bei einem ſolchen Anſchließen an die biſchöfliche Kirche Englands die Selbſtändigkeit der Nationalkirche Ihres Landes aufzuopfern oder zu gefährden. Insbeſondere aber ſind Se. Majeſtät als deutſcher Fürſt und König Ihres Landes aufs lebendigſte davon durchdrungen, daß die evangeliſche Chriſtenheit des deutſchen Volks berufen ſei, in jeder Darſtellung einer evangeliſch-apoſtoliſchen Katholicität einen ſelbſtändigen Platz einzunehmen, ſolange noch das Wort Gottes in deutſcher Sprache verkündigt und ſein Lob in deutſcher Zunge geſungen wird. Se. Majeſtät leben der Hoffnung, daß namentlich auch in dieſem Jahrhundert die Stellung der evangeliſchen Chriſtenheit Deutſchlands, ſobald ſie nur dieſes ihres Berufs ſich recht bewußt wird, in Verhältniß ſein werde mit der geſammten geiſtigen und politiſchen Stellung desjenigen Volks, von welchem vor dreihundert Jahren das geſegnete Werk der Kirchenverbeſſerung ausgegangen iſt. Dieſen Anſichten und Ueberzeugungen gemäß muß alſo die oben angeregte vertrauliche Beſprechung mit der engliſchen Kirche gleichmäßig von zwei leitenden Grundſätzen beherrſcht werden. Der eine iſt: möglichſte Einheit des Wirkens und Handelns beider Kirchen im türkiſchen Reiche

und insbeſondere im Gelobten Lande. Der andere wird ſein müſſen: Rückſicht auf die Selbſtändigkeit der evangeliſch-deutſchen Kirche und auf die Eigenthümlichkeit des deutſchen Volks.

Von ſo lebendiger Theilnahme an der Wiederbelebung, Kräftigung und Verherrlichung der evangeliſchen Kirche deutſcher Nation war Friedrich Wilhelm IV. beſeelt, als er den preußiſchen Thron, den Thron der Schutzmacht evangeliſcher Bekenntniſſe von alten Zeiten her, beſtieg.

Mit ebenſo viel Glück als Geſchicklichkeit führte Bunſen ſeinen Auftrag aus. Der praktiſchen Punkte, auf welche es bei der Vereinbarung ankam, waren hauptſächlich drei: 1) die Verwaltung der Sakramente, die Feier des Gottesdienſtes und die Verwaltung aller übrigen heiligen und kirchlichen Handlungen; 2) die Anſtellung von Geiſtlichen und Seelſorgern; endlich 3) der Unterricht und die Confirmation der Kinder.

Ueber die beiden erſten Punkte vereinbarte man ſich leicht. Die engliſchen Biſchöfe gaben gern ihre Zuſtimmung, daß der eigenthümliche Schatz der nationalen Kirche Deutſchlands bei Verwaltung der Sakramente, der Feier des Gottesdienſtes und aller übrigen kirchlichen Handlungen der neuen evangeliſchen Gemeinde in Jeruſalem nicht entzogen werde. Es wurde daher feſtgeſetzt, daß für alle kirchliche Feiern beim deutſchen Gottesdienſte in Paläſtina die heimiſchen Formen der deutſchen Liturgie (nach der preußiſchen Agende) gelten ſollten.

Größere Schwierigkeiten bot der zweite Punkt: die

Stellung der Geiſtlichen. Die engliſchen Biſchöfe gaben unbedenklich das Verſprechen, daß den deutſchen Gemeinden in Paläſtina nur Deutſche zu Seelſorgern gegeben werden ſollten, verlangten aber, daß ſie ſich von dem anglikaniſchen Biſchof in Jeruſalem ordiniren laſſen müßten. Da lag die Frage nahe, ob ein deutſcher, der anglikaniſchen Kirche durch die biſchöfliche Ordination eingeimpfter Predigtamtscandidat in ſeiner Heimat bei einer evangeliſchen Gemeinde ohne weiteres als Prediger angeſtellt werden könne, ziemlich gleichbedeutend mit der längſt entſchiedenen Frage: ob ein Geiſtlicher der anglikaniſchen Kirche bei einer lutheriſchen Gemeinde ohne weiteres als Prediger und Seelſorger eintreten könne? Bunſen und viele andere mit ihm erblickten darin keine erhebliche Beeinträchtigung der evangeliſchen Kirche. Jedenfalls, ſagten ſie, ſteht es jedem deutſchen Predigtamtscandidaten frei, ob er ſich von einem anglikaniſchen Biſchof ordiniren laſſen will oder nicht. Thut er es, ſo muß er die Folgen ſeiner freiwilligen Handlung wie jeder andere freie Menſch tragen. Die Erfahrung hat denn auch gelehrt, daß nur ſolche deutſche Candidaten, die ſich dem Miſſionsgeſchäft dauernd gewidmet hatten, die biſchöfliche Ordination empfingen. Der evangeliſchen Kirche iſt daraus kein Nachtheil erwachſen.

Dagegen gab der dritte Punkt, die Confirmation der Kinder, Veranlaſſung zur Erörterung von Gegenſätzen in der anglikaniſchen und der evangeliſchen Kirche, die ohne bedenkliches Nachgeben von der einen oder der andern Seite nicht zu vermitteln waren. Noch ehe Bunſen von Bern nach Berlin berufen wurde, war

der König auf dieſe Schwierigkeit aufmerkſam gemacht worden. In der evangeliſchen Kirche iſt die Confirmation der Kinder diejenige feierliche Handlung, durch welche der junge Chriſt, wenn er zu begründeter Erkenntniß des Glaubens gelangt iſt, auf den er getauft worden, von dieſem Glauben als dem ſeinigen Rechenſchaft und Zeugniß vor der Gemeinde ablegt. Dieſen feierlichen Act macht die deutſche Kirche zur unerlaßlichen Bedingung der Zulaſſung ihrer jungen Mitglieder zum Sakrament des Abendmahls und der Ausübung der Rechte eines Gemeindeglieds. Die deutſche Kirche fordert von ihren Mitgliedern eine Bürgſchaft, daß das durch die Taufe mitgetheilte göttliche Leben in ihnen auch wirklich lebendig und ihr freies Eigenthum geworden ſei. Dieſe Bürgſchaft ſoll ihr die Confirmation geben, und in dieſem Sinne iſt letztere bei uns ausgebildet worden. Die anglikaniſche Kirche dagegen betrachtet den Confirmandenunterricht nicht als einen nothwendigen Theil der Amtsthätigkeit des Ortspfarrers, ſondern legt den Act der Confirmation ganz in die Hand des Biſchofs. Der Act der Confirmation beſteht weſentlich in der Handauflegung des Biſchofs, verbunden mit einem Segensgebet. Auch macht ſie die Zulaſſung zum Abendmahl nicht von der wirklich vollzogenen Handauflegung abhängig, ſondern beſtimmt vielmehr ausdrücklich, daß niemand zum Abendmahl gelaſſen werde, der nicht „confirmirt oder dazu reif und willig ſei". Damit hängt die Verpflichtung der Biſchöfe zuſammen, aller drei Jahre ihren Sprengel zum Zweck der Confirmation zu bereiſen, und da ſie bei dieſen Reiſen nicht immer an jeden Ort kommen können,

ſo findet der Fall, daß junge Glieder der Gemeinde das Abendmahl vor der Confirmation empfangen, häufig ſtatt.

Wie wurden nun dieſe Gegenſätze vermittelt? In der Art, daß der anglikaniſche Biſchof in Jeruſalem mit der kirchlichen Oberleitung die Confirmation nach der Weiſe der engliſchen Kirche behielt, dem Geiſtlichen der deutſchen Gemeinde dagegen der Confirmandenunterricht, die öffentliche Prüfung der Confirmanden vor der Gemeinde, die Entgegennahme des feierlichen Gelübdes und des Glaubensbekenntniſſes derſelben und die Segensertheilung, alles nach der in der preußiſchen Landesagende vorgeſchriebenen Form verblieb. So konnten die in ihre Heimat zurückkehrenden Kinder der in Paläſtina angeſiedelten deutſchen Familien von jeder deutſchen Gemeinde als richtig confirmirte Gemeindeglieder aufgenommen werden, indem man die biſchöfliche Handauflegung und Segenertheilung als eine Form betrachtete, welche dem vollſtändig vollzogenen Act der deutſchen Confirmation keinen Abbruch thun könne, ſowie denn auch die in Deutſchland confirmirten jungen Chriſten, wenn ſie ſich der deutſchen Gemeinde in Jeruſalem anſchloſſen, keiner biſchöflichen Confirmation weiter bedurften.

Man nahm unter den damaligen Verhältniſſen an, und hatte vernünftige Gründe genug dazu, daß ſich in Paläſtina deutſche Kaufleute und Handwerker anſiedeln würden, wenn ſie, wie die römiſchen und griechiſchen Chriſten, dort Schutz und Eigenthumsrechte fänden. Es ſtand alſo die Entſtehung mehrerer evangeliſchen Gemeinden in Ausſicht, und für dieſe ſollte in jeglicher Beziehung, namentlich auch in religiöſer, geſorgt werden.

Nachdem ſo alles geordnet und vereinbart war, erließ der König unter dem 28. Juni 1842 eine Cabinetsordre an den Miniſter Eichhorn, womit er demſelben ein Schreiben des Primas von England, Erzbiſchofs von Canterbury, welches die beſtimmten Vorſchläge über das Verhältniß des Biſchofs der vereinigten Kirche von England und Irland enthielt, zugehen ließ mit dem Beifügen:

„Sie werden daraus entnehmen, daß der genannte Prälat den Gemeinden des deutſchen proteſtantiſchen Bekenntniſſes in Paläſtina den Schutz und die hirtliche Fürſorge des engliſchen Biſchofs zu Jeruſalem zuſichert, ohne andere Bedingungen zu machen als ſolche, welche die Ausübung dieſes Schutzes ſelbſt erfordert. Eine Veröffentlichung dieſer Vorſchläge wird am geeignetſten ſein, die Misverſtändniſſe Wohlmeinender zu beſeitigen und die Verdrehungen und Verleumdungen Böswilliger unſchädlich zu machen. Wenn auch zur Zeit noch keine deutſch-evangeliſchen Gemeinden in Paläſtina ſich befinden, ſondern die Bildung derſelben unter dem Einfluß der ſie begünſtigenden Umſtände erſt noch zu erwarten iſt, ſo werden doch ſchon jetzt Candidaten der deutſch-proteſtantiſchen Kirche, welche das wachſende Intereſſe an dem Werke der Miſſionen zur Bekehrung der Juden nach Paläſtina führt, es für wünſchenswerth halten, von den in dem Schreiben des Erzbiſchofs von Canterbury enthaltenen Anerbietungen Gebrauch zu machen und mittels des ſich anzueignenden Schutzes und der Fürſorge des Biſchofs der vereinigten Kirche von England und Irland in Jeruſalem ihrer Wirkſamkeit eine freiere Bahn und einen ſegensreichern Erfolg zu bereiten. Ich bin gern

geneigt, Candidaten dieſer Art, wenn ſie von der Behörde geprüft und qualificirt erachtet worden ſind, insbeſondere ihre feſte Begründung in dem evangeliſchen Glauben nach dem Lehrbegriff der Augsburgiſchen Confeſſion zuvor nachgewieſen haben, in angemeſſener Art zu unterſtützen, und trage Ihnen auf, mir dergleichen zu bezeichnen.

Danzig, den 28. Juni 1842.

(gez.) Friedrich Wilhelm.

An den Staatsminiſter Eichhorn."

Die befohlene Veröffentlichung erfolgte alsbald und wurden dazu die „Staatszeitung", die augsburger „Allgemeine Zeitung" und einige andere Blätter benutzt; ſie brachte aber die erwartete Wirkung nicht hervor. Die Böswilligen wurden nur noch böswilliger, und die Wohlmeinenden ſetzten keine Feder an zur erklärenden Vertheidigung oder Empfehlung. Als nun gar die Dotation des evangeliſchen Bisthums zu Jeruſalem im Betrage von 15000 Pfund Sterling bekannt wurde, da erhob ſich ein Geſchrei, welches an das Judaswort: „Warum iſt dieſe Salbe nicht verkauft um 300 Groſchen und den Armen gegeben?" erinnerte und zugleich an die Strafpredigt des Herrn: „Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch, ihr ſuchet mich nicht darum, daß ihr Zeichen geſehen habt, ſondern daß ihr von dem Brote gegeſſen habt und ſeid ſatt worden." Denn nicht arme Pfarrer waren es, die murrten, ſondern hochgeſtellte Geiſtliche mit einem die Bedürfniſſe eines bequemen Lebens weit überſteigenden Einkommen.

Um das Feuer in ganz Deutſchland zu ſchüren, er-

ſchien ſofort zu Freiburg bei F. Müller unter dem Titel „Das anglo-preußiſche Bisthum zu St.-Jakob in Jeruſalem und was daran hängt“ eine Schrift mit dem Motto: „Füllt auch ein weiſer Mann ſeinen Bauch mit Oſtwind an?“ Darin wird zunächſt die Dotationsurkunde mitgetheilt und dann, nach vielen Verſpottungen der „Staatszeitung“ und der andern Blätter, welche das Abkommen mit der engliſchen Kirche mitgetheilt hatten, auf die Verhandlungen hingewieſen, die vor anderthalbhundert Jahren mit der engliſchen Hierarchie gepflogen worden, um ſich der Apoſtolicität gleichfalls theilhaftig zu machen. „Die neuangenommene Königswürde“, heißt es, „ſchien auch Biſchöfe zu bedürfen, die mit Anſtand das heilige Salböl am Krönungstage reichen könnten. Einer der extemporirten Biſchöfe, Urſinus, erhielt nun den Auftrag, mit den engliſchen Erzbiſchöfen abzuſchließen, damit durch ihre Hülfe eine echte Hierarchie auch in Preußen hergeſtellt und ſo eine Union der Kirchen eingeführt werden könnte. Die bereits ins Deutſche übersetzte engliſche Liturgie ſollte, in die Domkirche gebracht, den Handel einleiten.“ Wohin das zielte, bedarf keiner Erklärung. In daſſelbe Horn ſtießen der „Schwäbiſche Mercur“ und die „Karlsruher Nationalzeitung“.

Die thatſächlichen Wahrheiten der Verhandlungen und der Abſichten des Königs finden meine jüngeren Leſer in der zu Berlin 1842 herausgegebenen Schrift „Das evangeliſche Bisthum in Jeruſalem. Geſchichtliche Darlegung mit Urkunden“.

2. Der Hirtenbrief des Fürſtbiſchofs von Breslau, Melchior Freiherrn von Diepenbrock, und die Entlaſſung des Conſiſtorialraths David Schulz aus dem evangeliſchen Conſiſtorium zu Breslau.

Man hatte zu traurige Erfahrungen mit dem Erzbiſchof von Köln gemacht, als daß man nicht die größte Vorſicht bei Beſetzung des fürſtbiſchöflichen Stuhls zu Breslau hätte anwenden ſollen. Zu einer beſondern Vorſicht mahnte die gemiſchte Bevölkerung der Provinz Schleſien. Bei weitem die größere Hälfte der Bevölkerung, deren Zahl ſich auf mehr als zwei Millionen beläuft, gehört der evangeliſchen Kirche an, die dort achthundert Pfarrgemeinden und ebenſo viele ordinirte Prediger zählt. Unter der öſterreichiſchen Herrſchaft waren die Evangeliſchen hart gedrückt und verfolgt worden; die Tradition davon hatte ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgepflanzt, und der alte Haß konnte daher leicht wieder geweckt werden. Hatte ſich doch ſchon, als die Provinz preußiſch geworden, die Neigung kund gegeben, das Vergeltungsrecht zu üben, wobei den Katholiſchen im Bewußtſein ihrer ſchweren Schuld das Gewiſſen ſchlug. Es kam alſo darauf an, den fürſtbiſchöflichen Stuhl mit einem friedliebenden Geiſtlichen zu beſetzen, mit einem Manne, von dem man erwarten konnte, daß er mehr bemüht ſein werde, das Feuer der confeſſionellen Zwietracht auszutreten als anzuſchüren. Unter allen hohen geiſtlichen Würdenträgern bot ſich kein geeigneterer Mann dar als der Dombechant und Generalvicar zu Regensburg, Mel-

chior von Diepenbrock. Derſelbe hatte als guter deutſcher Patriot in den Freiheitskriegen mitgefochten und war dann als Zögling des Biſchofs Sailer zum geiſtlichen Stande übergetreten. Das Anſehen, in welchem Sailer nicht allein bei katholiſchen, ſondern auch bei vielen evangeliſchen Chriſten ſtand, war auf ihn übergegangen. Beliebtheit bei evangeliſchen Chriſten hatte ſich Sailer durch ſeine aſcetiſchen Schriften, vorzüglich durch ſein „Gebetbuch für katholiſche Chriſten" erworben, welches in vielen frommen evangeliſchen Familien zur Hausandacht benutzt wurde, bis es von Bunſen's „Allgemeines Geſang- und Gebetbuch" verdrängt wurde. Zu der Empfehlung, die für den Freiherrn von Diepenbrock in ſeinem Verhältniſſe zu Sailer lag, kam hinzu, daß er ſich durch ſein „Blämiſches Stillleben" und als Kenner und Liebhaber der neuern Sprachen in der deutſchen Literaturgeſchichte einen rühmlichen Namen gemacht hatte. Man hatte alſo gute Gründe, auf ihn die Wahl zu lenken. Die päpſtliche Beſtätigung erfolgte alsbald, und ſchon im Juni 1845 wurde er mit größern und glänzendern Feierlichkeiten inthroniſirt, als nöthig und rathſam geweſen wären.

Der neue Fürſtbiſchof begann ſeine Wirkſamkeit mit einem Hirtenbriefe „an den geſammten ehrwürdigen Klerus und alle Gläubigen des Bisthums". Vom katholiſchen Standpunkte aus war dieſer Hirtenbrief würdig gehalten und fand auch in der katholiſchen Welt einen jubelnden Beifall. Es kamen aber Stellen darin vor, die Unkenntniß der Religionsgeſchichte Schleſiens und der gründlichen kirchengeſchichtlichen Kenntniſſe der evangeliſchen

Geiſtlichen verriethen. Frei von jenen Blößen, welche ſtudirte Abſichtlichkeit gewöhnlich mit ſich führt, war der Hirtenbrief nicht. Der Fürſtbiſchof ſtellt ſich auf den Standpunkt der großen Kirchenlehrer, die zu einer Zeit wirkten, wo es noch kein mittelalterliches Papſtthum gab, und vertheidigt von dieſem von der Geſchichte längſt untergrabenen Standpunkte aus das mittelalterliche Papſtthum, ganz vergeſſend, daß gerade die Fälſchungen der Lehre der Kirchenväter es waren, worauf das römiſche Papſtthum ſeinen Thron erbaute. „Ihr wißt", heißt es in dem Hirtenbriefe, „daß ich katholiſcher Biſchof bin, in der Bedeutung, welche das Wort katholiſch von Anfang an gehabt hat, ſeitdem es der reine Zeugenmund des Apoſtelſchülers Ignatius im Beginn des 2. Jahrhunderts zuerſt ausgeſprochen hat. Das Wort katholiſch aber knüpft ſchon in urälteſter Zeit ſeine Bedeutung an den Mittelpunkt der Einheit, an jenen Stuhl Petri in der alten Weltſtadt Rom. Denn ſchon in den früheſten Jahrhunderten und bei den größten Männern der Kirche galt die Verbindung mit der römiſchen Kirche als das Kennzeichen wahrer Katholicität." Dem heiligen Ignatius wird das Wort in den Mund gelegt: „Wo Rom iſt, da iſt auch die wahre katholiſche Kirche"; Ignatius aber hatte geſagt: „Wo Chriſtus iſt, da iſt die wahre katholiſche Kirche." Ebenſo unvorſichtig wird Irenäus als eine Hauptautorität für die Lehre vom römiſchen Papſtthum heraufbeſchworen und das Wort deſſelben hervorgehoben: „Mit der römiſchen Kirche muß, um ihres beſondern Vorrangs willen, jede Kirche übereinkommen, als in welcher immerfort die von den Apoſteln

herſtammende Ueberlieferung bewahrt worden iſt.“ Es iſt aber dieſe Ueberlieferung nach der eigenen Erklärung des Ignatius nichts anderes als das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß, welches ja auch das Grund- und Hauptbekenntniß der evangeliſchen Kirche von Anfang an war und noch iſt. In derſelben abſichtlichen Weiſe führt der Fürſtbiſchof alle Märtyrer der alten Kirche als Zeugen für die Wahrheit und Reinheit des römiſchen Papſtthums vor. Endlich kommt er auf den Heiligen Luther's mit den emphatiſchen Worten: „Und der große Auguſtinus, dieſer Mann der Flamme und des Lichts, wie durchdrungen iſt er von derſelben Idee der Katholicität!“ In Wahrheit iſt aber Auguſtinus als Lehrer Luther's der wahre Urheber der Reformation. Denn wie ſo ganz anders fand Luther im Jahre 1510 das römiſche Papſtthum, als er es ſich nach den Schriften Auguſtin's aus dem 4. Jahrhundert vorgeſtellt hatte. Im heißen Drange der Verehrung für den römiſchen Papſt wallfahrtete er nach Rom, und kam als Reformator im Sinne der Auguſtiniſchen Lehre zurück. — Weiterhin kommt der Fürſtbiſchof noch einmal auf den heiligen Auguſtinus zurück und führt die Stelle aus deſſen Schriften an, wo es heißt: „So lehrſt denn du, o katholiſche Kirche, wahrſte Mutter der Chriſten, nicht nur Gott ſelbſt, deſſen Kindſchaft das ſeligſte Leben iſt, auf das reinſte und lauterſte verehren, ſondern auch die Liebe des Nächſten umfaſſeſt du ſo vollkommen, daß für alle verſchiedenen Krankheiten, womit die Seelen infolge der Sünde behaftet ſein mögen, in dir das Heilmittel gefunden wird. Du lehreſt und leiteſt kindlich die Kinder,

kräftig die Jugend, milde die Greiſe, je nachdem bei jeglichem nicht des Leibes allein, ſondern auch des Geiſtes Alter es erheiſcht. — Du knüpfſt die Dienenden an ihre Herrſchaft nicht ſowol durch den Zwang der Verhältniſſe, als durch freudiges Pflichtgefühl. Du machſt die Herren gegen ihre Dienſtboten milde und gütig und mehr zum Rathen als Befehlen geneigt durch die Hinweiſung auf Gott, den gemeinſamen Herrn. Du verbindeſt die Bürger den Bürgern, die Völker den Völkern zum geſelligen nicht blos, ſondern zum wahrhaft brüderlichen Verkehr durch die Erinnerung an die gemeinſame Abſtammung von einem Aelternpaare. Du lehrſt die Könige ſorgen für ihrer Völker Wohl; du mahnſt die Völker unterthänig zu ſein ihren Königen."

Das war von allen Citaten aus den Kirchenvätern, die der Fürſtbiſchof zur Verherrlichung des römiſchen Papſtthums vorführt, das unbeſonnenſte. Das alles, ſagten die Evangeliſchen, thut unſer Herr und Heiland, Jeſus Chriſtus. Was thut aber der Papſt? Von allem das Gegentheil! Und welche furchtbaren Beweiſe konnte man dafür aus der Geſchichte des Papſtthums anführen! — Was konnte nun noch die Ermahnung zur Verträglichkeit mit Andersgläubigen wirken, womit der Hirtenbrief ſchließt? Aber auch dieſe Ermahnung erinnerte an die Methode der Jeſuiten, Liebe zu predigen und zugleich den Haß zu ſchüren. Die Veranlaſſung dazu lag in dem übelgewählten Citat aus Auguſtin, womit die Friedenspredigt eingeleitet wird: „Einen ketzeriſchen Menſchen meide, wiſſend, daß ein ſolcher verkehrt iſt und ſündigt und durch ſich ſelbſt verdammt iſt." Ketzeriſche Menſchen

aber waren in den Augen des Fürſtbiſchofs, wie aus dem Hirtenbriefe unzweideutig genug hervorgeht, ſämmtliche Chriſten, die ſich vom römiſchen Papſtthum losgeſagt.

Ein höchſt unglückliches Zuſammentreffen war es, daß die von dem Miniſterium verfügte Entfernung des Conſiſtorialraths David Schulz aus dem Conſiſtorium zu Breslau in die Zeit fiel, wo der Fürſtbiſchof von Diepenbrock die Gemüther der evangeliſchen Bevölkerung Schleſiens durch ſeinen Hirtenbrief aufregte. David Schulz gehörte zu den Häuptern der rationaliſtiſchen Theologie, und wirkte in dieſer Richtung mit mehr Schlagfertigkeit, Klarheit und Entſchiedenheit als die übrigen alle, wovon die Beweiſe in ſeinen Schriften vorliegen. Eine noch tiefere und durchdringlichere Wirkſamkeit übte er als Profeſſor der Theologie an der Univerſität zu Breslau. Die evangeliſchen Geiſtlichen der Provinz waren größtentheils ſeine Schüler, und als ſolche mit gediegenen exegetiſchen und kirchengeſchichtlichen Kenntniſſen ausgerüſtet. Bei jeder vorkommenden Gelegenheit zeigte er ſich als geübten Vorkämpfer für „vernunftmäßiges Chriſtenthum“ und für Denk- und Glaubensfreiheit; der Gelegenheiten aber boten ſich in jener Zeit viele dar. So polemiſirte er z. B. bei den Verhandlungen über die neue Kirchenagende gegen Schleiermacher und Steffens. Als Hengſtenberg es unternahm, die gute Sache der lutheriſchen Kirche von dem dicken Staube des Rationalismus und Humanismus zu reinigen, trat Schulz mit ſeiner Schrift „Das Weſen und Treiben der berliner Evangeliſchen Kirchenzeitung“ gegen ihn auf den tumultuariſchen Kampfplatz. Da zeigte es ſich,

wie groß Schulz', wie klein Hengſtenberg's Publikum war. Hengſtenberg hätte ſich zurückziehen müſſen, wenn er nicht ein ſo energiſcher Mann geweſen wäre.

Was bewog das Eichhorn'ſche Miniſterium, einen Mann wie David Schulz, der ſich nicht allein in Schleſien, ſondern auch in Deutſchland eines ſo großen Anhangs zu erfreuen hatte, zur ungünſtigſten Zeit ſeiner Wirkſamkeit als Conſiſtorialrath zu entheben? Er hatte die breslauer Proteſterklärung, die noch entſchiedener war als die berliner, unterſchrieben und öffentlich erklärt, daß die fortdauernde Geltung des kirchlichen Lehrbegriffs, die Verpflichtung der Geiſtlichen auf den Inhalt des Ordinationsformulars und auf die beſtehende kirchliche Verfaſſung ein Zuſtand der Gebundenheit ſei, der nothwendig aufgehoben werden müſſe. Wie konnte er da noch Mitglied einer geiſtlichen Oberbehörde bleiben, welche die Verpflichtung hatte, den kirchlichen Lehrbegriff aufrecht zu halten und die kirchliche Ordnung zu wahren? Daß er bei ſo grellem Widerſpruch ſeiner Ueberzeugungen mit den amtlichen Obliegenheiten des Conſiſtoriums nicht aus eigener Bewegung die Mitgliedſchaft kündigte, gereicht ihm nicht zur Ehre. Seine Entlaſſung verſetzte ſeine zahlreichen Anhänger in den Zuſtand der Entrüſtung. Sie benutzten ſeinen Geburtstag zu einer Ovation, und ließen unter dem Titel „Vollſtändiger Bericht über die Feier des ſiebenundſechzigſten Geburtstags des Herrn Conſiſtorialraths und Profeſſors Dr. David Schulz, den 29. November 1845, und die frühern Vorgänge" eine Schrift ausgehen, zu welcher der Gefeierte ſelbſt die Materialien geliefert hatte. Jede Zufriedenheitsbezeigung früherer

Miniſterien, jede Gratification von 200 Thalern, die ihm zu Theil geworden, jedes Gedichtchen, welches ihn ſeine Zuhörer gewidmet, wird darin vor das Publikum gebracht. — Die Schrift brachte aber doch wegen der zu auffallenden Selbſtberäucherung, die ſie verrieth, die gehoffte Wirkung nicht hervor. — Hätte Schulz ſtatt dieſer Schrift den Bunſen'ſchen Weckruf erſchallen laſſen: „Was bedeuten die Zeichen der Zeit? Iſt es Ebbe oder Flut? Gehen wir in Deutſchland und in Europa rückwärts oder vorwärts? Wer wird ſiegen, Kirche oder Staat? Geiſtlichkeit oder Nation? Pfaffenthum oder Volksthum?“ es hätte in Schleſien leicht zu einem Aufruhr kommen können.

Mit welcher Keckheit, ja Unverſchämtheit man im Vertrauen auf die Gunſt und den Beifall des Publikums den Miniſter öffentlich zu ſchulmeiſtern keine Scheu trug, zeigt eine demſelben durch die Zeitungen zugegangene Vorſtellung des Elementarlehrers Wander „Sendſchreiben an Se. Excellenz, den königlich preußiſchen Miniſter der geiſtlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten, Herrn Dr. Eichhorn, die Einrichtung der Schullehrerſeminare betreffend.“ — Herr Wander tritt auf als „ein Organ der öffentlichen Meinung“, als „eine Stimme des Volks“, und hält im Namen der öffentlichen Meinung und des Volks dem Miniſter Vorleſungen, wie er die Schullehrerſeminare einzurichten habe. Wiſſenſchaftlich gebildete Elementarſchullehrer verlangt, ſeiner Behauptung nach, das Volk. Sie ſollen den ganzen Curſus der höhern Realſchulen durchgemacht, auch Vorleſungen auf der Univerſität gehört, Naturwiſſenſchaften, Phyſiologie und An-

theologie gründlich ſtudirt haben. Und fragt man, was ſie mit ſolcher Wiſſenſchaft in der Landſchule machen ſollen, ſo ſtellt Herr Wander eine dadurch zu erzielende durchgreifende Abhülfe aller möglichen Nothſtände im Leben in Ausſicht. Durch Anwendung der Chemie ſoll die Bodencultur verbeſſert, Obſtbaum-, Bienen- und Viehzucht ſowie auch Handwerke ſollen „intelligent“ betrieben und ſo das ganze Land „geiſtig wiedergeboren werden“. — Dazu ſchüttelte doch ſelbſt Dieſterweg den Kopf.

3. Die Einführung der converſatoriſch-repetitoriſchen Lehrmethode auf Univerſitäten.

Der preußiſche Staat hat ſechs vollſtändig organiſirte Univerſitäten, Berlin, Bonn, Breslau, Greifswalde, Halle und Königsberg; außerdem die akademiſche Lehranſtalt zu Münſter und das Lyceum Hoſianum zu Braunsberg. Eine ſummariſche Nachweiſung der Frequenz dieſer Hochſchulen ergibt für die theologiſchen Facultäten durchſchnittlich 1200 evangeliſche und 700 katholiſche Studirende; für die juriſtiſchen zwiſchen 900 und 1000; für die kameraliſtiſchen Studien 200; für Philologie und Philoſophie zwiſchen 700 und 800. — Es ſpringt in die Augen, von welcher unermeßlichen Wichtigkeit für Staat und Kirche die Frage iſt, inwiefern alle dieſe jungen Männer von mehr als tauſend Univerſitätslehrern zweckmäßig für ihren Beruf vorbereitet werden. — Die hergebrachte Methode beſteht darin, daß der Univerſitätslehrer aus einem, meiſtens für die ganze Dauer ſeiner Lehrwirkſamkeit ausgearbeiteten Hefte langſam vorlieſt, oder auch dictirt, und daß die Zuhörer wörtlich nach-

ſchreiben, was ihnen vorgeleſen oder dictirt wird. Es kamen Fälle vor, daß das Heft, welches der Sohn ſchrieb, wörtlich übereinſtimmte mit dem, welches der Vater ſeinerzeit geſchrieben hatte. Nach Beendigung der Vorleſung begeben ſich die Studirenden in den Hörſaal eines andern Lehrers, wo es ebenſo geht. Können die Zuhörer ſich bei dieſer Methode den betreffenden Abſchnitt der Wiſſenſchaft geiſtig aneignen? Es iſt phyſiſch unmöglich! Denn die mechaniſche Arbeit des Nachſchreibens nimmt ihre Aufmerkſamkeit ſo ſehr in Anſpruch, daß die Thätigkeit geiſtiger Aneignung dahinſchwindet. Sie müſſen die Augen auf ihre Stecktintenfäſſer, auf ihre Schreibfedern richten, müſſen raſch und leſerlich ſchreiben, damit ihre Hefte nicht lückenhaft werden, müſſen die Ohren ſpitzen, um den Vorleſenden richtig zu verſtehen u. ſ. w. Daß dabei an eine Aneignung des wiſſenſchaftlichen Inhalts der Vorleſungen nicht zu denken iſt, leuchtet von ſelbſt ein. Wenn es nun auch einem Studirenden gelingt — vielen gelingt es nicht —, die Worte des Lehrers vollſtändig, richtig und leſerlich in ſeine Hefte zu übertragen, was macht er dann mit dieſen Heften? Er legt ſie zurück, um ſich den Inhalt bei gelegener Zeit anzueignen. Daraus wird aber während der Dauer der Univerſitätsjahre in der Regel nichts. Die „praeparatio“ hatten die Profeſſoren fahren laſſen, die „repetitio“ warfen die Studenten hintennach. Erſt wenn die Zeit der Prüfungen herannaht, greifen ſie zu ihren Heften mit dem drückenden Bewußtſein, nichts Rechtes daraus gelernt zu haben. Die Kürze der Zeit, die ihnen bis zum Examen übrig bleibt, bringt ſie

vollends in Verwirrung, viele in dem Maße, daß ſie die Prüfung zum großen Leidweſen ihrer Aeltern von einem Termin zum andern aufſchieben. Davon habe ich als Mitglied einer Candidatenprüfungscommiſſion viele traurige Erfahrungen gemacht. — Hätten die jungen Leute die Hefte der Profeſſoren gedruckt zu Hauſe unter Leitung ihrer Väter oder anderer geeigneter Männer durchſtudirt, ſie hätten es in ihrer wiſſenſchaftlichen Bildung viel weiter gebracht. Und wie viel an Geld, Zeit und Sorgen wäre dadurch erſpart worden! — Das wäre aber ein ſo radical zerſtörender Eingriff in den Organismus unſerer wiſſenſchaftlichen Bildungsanſtalten und zugleich in die Staatsſchulgeſetzgebung geweſen, daß kein vernünftiger Menſch einen ſolchen Gedanken hätte aufkommen laſſen können.

Deſto unabweislicher drängte die Betrachtung der thatſächlich vorliegenden und ungenügenden Ergebniſſe des Schlendrians der vorleſenden Lehrmethode auf den Univerſitäten zu der Frage, ob nicht eine beſſere, fruchtbarere nach und nach an die Stelle der hergebrachten geſetzt werden könne. — Man kam auf den Gedanken, ſtatt der hergebrachten eine Lehrmethode einzuführen, wonach die Docenten, nachdem ſie einen beſtimmten Paragraphen der betreffenden Wiſſenſchaft vorgetragen, dieſen in converſatoriſch-repetitoriſcher Weiſe mit ihren Zuhörern wieder durchnehmen und ſich ſo des Verſtändniſſes und der wirklichen Aneignung von ſeiten ihrer Zuhörer von Paragraph zu Paragraph verſichern ſollten, wodurch ſie zugleich eine ſichere Baſis für ihre Zeugniſſe gewinnen würden. Der Verſuch wurde im Sommerſemeſter 1844

von einigen ſtrebſamen jüngern Docenten an der Univer-
ſität zu Berlin mit dem glücklichſten Erfolge gemacht.
Aber der Gedanke, daß dieſe einen viel größern Kraft-
aufwand erfordernde Methode von obenher geſetzlich ein-
zuführen beabſichtigt werde, regte die Lehrer ſämmtlicher
Univerſitäten des In- und Auslandes gewaltig auf, und
es erhob ſich eine Oppoſition, wie die befürwortender
Mitglieder des Miniſteriums es nicht erwartet hatten.
Die alten im Schlendrian der hergebrachten Methode
ergrauten Lehrer in ihrer gewohnten Bequemlichkeit zu
ſtören, daran hatten ſie nicht gedacht, vielmehr nur die
jüngern Lehrkräfte ins Auge gefaßt; aber der Zorn
machte auch dieſe Alten wieder lebendig. — Finden ſich
denn in den beſtehenden Verfaſſungen der Univerſitäten
keine Anknüpfungspunkte? Man durchſuchte die bekannte
Sammlung ſämmtlicher die Univerſitäten betreffender
Verordnungen, welche der Hofrath J. F. W. Koch mit
vieler Sorgfalt zuſammengeſtellt hatte, und fand keine. —
Je mehr man über die Sache nachdachte, deſto bedenk-
licher erſchien eine geſetzliche Einführung und Durch-
führung der beabſichtigten neuen Methode. Denn es
konnte dem Chef des Miniſteriums keineswegs wünſchens-
werth ſein, die wiſſenſchaftlichen und zugleich ſtreitſüchtigen
Kräfte ſämmtlicher deutſchen Univerſitäten gegen ſich in
Harniſch zu bringen. Es mußten alſo die Wege der
Freiwilligkeit und der Empfehlung eingeſchlagen werden;
aber auch dieſe wurden gleich anfangs von ſeiten der
Oppoſition den jüngern Lehrkräften mit Dornhecken ver-
ſperrt. „Junger Mann“, rief man ihnen zu, „Ihr
ſeid zu raſch in ſo gefährlich dornenvoller Sache!“ —

Es half wenig oder nichts, daß man an Schleiermacher's „Gelegentliche Gedanken über Univerſitäten im deutſchen Sinne" erinnerte, worin er die alte Schlendriansmethode dem Spotte und der Verachtung preisgab. Es waren in der That „gelegentliche Gedanken"; denn er veröffentlichte ſie im Jahre 1808, als er mit andern patriotiſchen Männern auf die Gründung einer neuen Univerſität im deutſchen Sinne zu Berlin hinarbeitete. Dort heißt es: „Was hilft alle Gelehrſamkeit, wenn ſtatt des echten Kathedervortrags nur der falſche Schein, die leere Form davon vorhanden iſt! Nichts Jämmerlicheres zu denken als dieſes. Ein Profeſſor, der das ein für allemal geſchriebene Heft immer wieder ablieſt und abſchreiben läßt, mahnt uns ſehr ungelegen an jene Zeit, wo es noch keine Druckerei gab und es ſchon viel werth war, wenn ein Gelehrter ſeine Handſchrift vielen auf einmal dictirte, und wo der mündliche Vortrag zugleich ſtatt der Bücher dienen mußte. Jetzt aber kann niemand einſehen, warum der Staat einige Männer lediglich dazu beſoldet, damit ſie ſich des Privilegiums freuen ſollen, die Wohlthat der Druckerei ignoriren zu dürfen, oder weshalb wol ſonſt ein ſolcher Mann die Leute zu ſich bemüht und ihnen nicht lieber ſeine ohnehin mit ſtehen bleibenden Schriften abgefaßte Weisheit auf dem gewöhnlichen Wege ſchwarz auf weiß verkauft." Ich führe dieſe Worte an, weil ſie dem Miniſter ſehr geläufig waren, und wahrſcheinlich auch den erſten Antrieb gaben, auf Beſeitigung dieſes Krebsſchadens unſerer Univerſitäten Bedacht zu nehmen. Aus ſeinem eigenen Munde weiß ich, daß er dieſe Angelegenheit, lange bevor er das

Miniſterium übernommen, oft und viel mit Schleiermacher, ſeinem Freunde, beſprochen, wie denn überhaupt dieſe beiden Männer bei ihren häufigen Zuſammenkünften das Wohl und Wehe Deutſchlands nach allen Richtungen hin beriethen. Wer hätte aber wol über die Lehrmethode auf Univerſitäten beſſer urtheilen können als Schleiermacher, dieſer unter den berühmteſten Univerſitätslehrern hervorragende Meiſter des Katheder vortrags? — Von einem guten dem Zweck entſprechenden Lehrvortrag der Univerſität forderte Schleiermacher zweierlei: er ſoll danach ſtreben, einerſeits das gemeinſchaftliche Innere der Zuhörer, ihr Nichthaben ſowol als ihr unbewußtes Haben deſſen, was ſie erwerben ſollen, andererſeits das Innere des Lehrers, ſein Haben dieſer Idee und ihre Thätigkeit in ihm recht klar ans Licht zu bringen. Das erſtere Element nennt er das populäre, das andere das productive. Durch dieſes muß der Lehrer alles was er ſagt vor den Zuhörern entſtehen laſſen; er muß nicht erzählen was er weiß, ſondern ſein eigenes Erkennen, die That ſelbſt, reproduciren, damit ſie beſtändig nicht nur Kenntniſſe ſammeln, ſondern die Thätigkeit der Vernunft im Hervorbringen der Erkenntniß unmittelbar anſchauen und anſchauend nachbilden. Zwei Tugenden müſſen ſich in dieſer Kunſt vereinigen: Lebendigkeit auf der einen und Begeiſterung auf der andern Seite. Das Reproduciren muß kein bloßes Spiel ſein, ſondern Wahrheit; ſo oft der Lehrer ſeine Erkenntniß in ihrem Urſprung, in ihrem Sein und Gewordenſein vortragend anſchaut, ſo oft er den Weg vom Mittelpunkt zum Umkreiſe der Wiſſenſchaft beſchreibt, muß er ihn auch wirklich machen. Ebenſo

nothwendig iſt ihm aber auch Beſonnenheit und Klarheit, um, was die Begeiſterung wirkt, verſtändlich und gedeihlich zu machen, um das Bewußtſein ſeines Zuſammenſeins mit den Neulingen immer lebendig zu erhalten, damit nicht etwa dunkle Ahnungen von der Herrlichkeit des Wiſſens in ihnen entſtehen ſtatt des Wiſſens ſelbſt.

Ein halbes Jahrhundert iſt verfloſſen, ſeit dieſe echte Lehrweisheit verkündigt worden. Soweit ich die Katheder-vorträge auf unſern Univerſitäten verfolgt habe und verfolgen konnte, d. h. vom Jahre 1810 bis zum Jahre 1840, iſt es damit nach und nach beſſer geworden. Den alten von Schleiermacher verſpotteten Schlendrian treibt wol kein Univerſitätslehrer mehr. Und wenn auch die von Eichhorn beabſichtigte neue Lehrmethode nicht durchgegriffen hat, ſo iſt die darüber entſtandene Polemik doch nicht ohne heilſame Wirkung geblieben, die noch allgemeiner geworden wäre, wenn die Zahl der Angreifer nicht die der Vertheidiger ſo weit überwogen hätte. Unter den letztern zeichneten ſich zwei aus, der Profeſſor Helfferich zu Berlin und der evangeliſche Prediger und Schulrector zu Darkehmen, J. C. Hennig. Der erſtere war es, der in einem vortrefflichen von der „Literariſchen Zeitung" mitgetheilten Aufſatze über „die wiſſenſchaftliche Methode und die Methode des Lehrvortrags auf der Univerſität" Schleiermacher auf den Kampfplatz rief. Der andere öffnete einem größern Publikum in einer beſondern Schrift, die er unter dem Titel „Die continuirlich-vorleſende und die converſatoriſch-repetitoriſche Lehrmethode in Anwendung auf Univerſitätswiſſenſchaften" zu Gumbinnen 1844 drucken ließ, die Augen

über das auch in Königsberg viel bekrittelte Project des Miniſters. Was in der Hauptſtadt jener Provinz, die zugleich Univerſitätsſtadt iſt, getadelt wird, das verbreitet ſich raſch unter der Pfarrgeiſtlichkeit des Landes und findet dort in der Regel ein hundertfaches Echo. Und welcher Miniſter wäre wol jemals in Königsberg ſo verläſtert worden wie Eichhorn! Herr Hennig erwarb ſich daher durch ſeine Schrift ein wahres Verdienſt ſowol um die Sache als um die Perſon des Miniſters. Denn jeder Pfarrer, der die Schrift las, wurde von der Güte der Sache überzeugt und mußte unwillkürlich den Tadlern zurufen: „Ihr lügt!“

Hennig hatte ohne Zweifel die oben angeführte Schrift Schleiermacher's gründlich ſtudirt und war wahrſcheinlich einer der vorzüglichſten Schüler deſſelben; denn er überſetzte jene Schrift in eine leichtfaßliche gemeinverſtändliche Sprache und führte ſeine Leſer von Satz zu Satz zu der Ueberzeugung, daß die continuirlich-vorleſende Methode:

1) den Studirenden Zeitverluſt verurſache;

2) das Intereſſe für die Wiſſenſchaften nicht zu erwecken vermöge;

3) daß ſie vielmehr ſchwächend auf daſſelbe einwirke, wo es etwa vorhanden ſei, und endlich

4) daß ſie Forderungen ſtelle, welche im allgemeinen unausführbar ſeien.

Dann geht er zu der Frage über: Wie ſoll die Lehrmethode beſchaffen ſein, welche würdig wäre, an die Stelle der continuirlich-vorleſenden zu treten? Aus eigener Erfahrung beantwortet er ſie. Ich kenne, ſagt er, aus

achtzehnjähriger Anwendung eine Unterrichtsmethode, die, wenn auch nicht ganz identiſch mit der von dem Miniſterium vorgeſchlagenen, doch auch nicht weſentlich von derſelben verſchieden iſt, und daher ebenfalls mit dem Namen „converſatoriſch-repetitoriſch“ bezeichnet werden kann. Sie iſt mündlich-frei; ihr Object iſt die Wiſſenſchaft; ihre Tendenz, den Lernenden eine Wiſſenſchaft anzueignen. Sie producirt alſo vor dem Geiſte des Lernenden die betreffende Wiſſenſchaft und läßt ihn auf dieſe Weiſe den Bildungsproceß derſelben ſchauen. Sie entwickelt und erklärt zuſammengehörige Begriffe und läßt ſie ſich zu einem Syſtem geſtalten. Es iſt ihr vorzugsweiſe darum zu thun, daß der Bildungsproceß einer Wiſſenſchaft wirklich auch im Geiſte des Lernenden vollzogen werde: denn nur erſt dann, wenn dieſer im Stande iſt, die entwickelten Begriffe und deren Verbindung aus ſeinem Geiſte zu produciren, iſt er im Beſitz der betreffenden Wiſſenſchaft. — Inſofern nun dieſe Methode die Production des Lehrers ſtets reproduciren läßt, iſt ſie nothwendig repetitoriſch; zugleich aber auch als wechſelſeitiges Produciren und Reproduciren converſatoriſch. — Hiernach beſteht dieſe Methode aus folgenden Momenten: 1) auf ſeiten des Lehrers aus Production und Veranlaſſung zur Reproduction; 2) auf ſeiten des Lernenden aus Attention und Reproduction. Mit der Production des Lehrers läuft die Attention des Lernenden parallel; Veranlaſſung zur Production und Reproduction treten nacheinander auf.

Entſpricht nun die hier charakteriſirte converſatoriſch-repetitoriſche Lehrmethode ihrem Weſen nach der von

dem Miniſterium vorgeſchlagenen, wie das wirklich der Fall iſt, ſo treffen die gegen dieſe erhobenen Einwürfe auch jene. — Die von der höchſten Unterrichtsbehörde vorgeſchlagene Methode ſoll mit großen Schwierigkeiten verbunden und darum unpraktiſch ſein. Solche Schwierigkeiten könnten doch nur entweder von den zu lehrenden Wiſſenſchaften, oder von den Studirenden, oder auch von den Lehrern ſelbſt ausgehen. Es wurde dem Verfaſſer nicht ſchwer, dieſen Einwurf als durchaus grundlos und nichtig in allen drei Beziehungen nachzuweiſen und zu zeigen, daß derſelbe noch viel mehr die hergebrachte Methode treffe. Die Annahme, daß Schwierigkeiten von den Lehrern ſelbſt herrühren könnten, führte auf den faulen Punkt, von welchem die Bitterkeiten der Oppoſition ausgingen. Denn es kam alles auf die Kräfte und Geſchicklichkeit derer an, welche die Methode anwenden ſollten, und damit ſah es bei vielen Univerſitätslehrern damaliger Zeit ſchlimm genug aus, am ſchlimmſten bei den hochmüthigſten und anmaßendſten. — Dieſe waren es auch, welche der vorgeſchlagenen Methode den Vorwurf machten, daß ſie den Charakter der Univerſität erniedrige; denn ſie verwandle dieſelbe in eine Schule, ihre Lehrer in Schullehrer, ihre Studirenden in Schüler; wie wenn die Univerſitäten etwas anderes wären als hohe Schulen, die mit allen andern Schulen das gemein haben, daß die Lehrer zweckmäßig unterrichten und die Schüler das wirklich lernen, was die Schulen zu lehren verpflichtet ſind.

Die Schrift des Herrn Hennig iſt dringend denjenigen Gymnaſiallehrern zu empfehlen, welche die Schüler der

Oberprima propädeutisch für die Universitätsstudien vorzubereiten haben.

4. Die Verfassung vom 3. Februar 1847.

Meine Leser erinnern sich aus dem Kapitel über die Jugendjahre des Kronprinzen, daß schon Friedrich Wilhelm III. sich unter dem Beirath des Ministers vom Stein ernstlich mit dem Gedanken beschäftigte, eine den Bedürfnissen und Forderungen der Zeit angemessene ständische Verfassung einzuführen, und daß damals das Vorhaben wegen der Unentschiedenheit Hardenberg's nicht zur Ausführung kam. — Unterdessen kam die Zeit heran, wo jene Männer der Kraft hervortraten, die Preußen und Deutschland von der Napoleonischen Knechtschaft befreiten. In der That ihres Auftretens lag die allgemein verstandene Erklärung, daß es sich zunächst nicht um Verfassungen, sondern um Rettung und Befreiung handle. Als aber der Zweck mit Strömen von Blut erreicht und Napoleon mit seinen Scharen über den Rhein zurückgejagt worden war, erwartete die Nation mit um so größerer Zuversichtlichkeit eine Verfassung, welche an die Stelle althergebrachter Unzuträglichkeiten neue, alle gerechten und billigen Forderungen befriedigende Einrichtungen treten lassen werde. Ich habe in den vorhergehenden Kapiteln gezeigt, welche Bestrebungen und Gegenbestrebungen der beiden deutschen Großmächte zu Verfassungen führten, die den Erwartungen der Nation keineswegs entsprachen. Daß aber Friedrich Wilhelm III. gleichwol den Gedanken einer Entwickelung der ständischen Verfassung für den

preußiſchen Staat nicht aufgab, beweiſen die Verordnung vom 22. Mai 1815 und das Geſetz von 1823. — Noch viel weniger ließ die Nation ihre Anſprüche fallen. Es bildeten ſich in Preußen und in Deutſchland Parteien, die je nach Verſchiedenheit ihrer Tendenzen ihre Wünſche in öffentlichen Blättern und in Verſammlungen zu begründen und geltend zu machen ſuchten. Ein lebhafter Kampf entſpann ſich zwiſchen den beiden extremen Parteien. Die eine wollte ihre hergebrachten Vorrechte ſtreng gewahrt wiſſen, die entgegengeſetzte eine vollkommen conſtitutionelle Verfaſſung, wonach die zuſammenhaltende Kraft des monarchiſchen Princips auf die wandelbare und unzuverläſſige Größe einer Repräſentation übertragen werden ſollte. Beide Parteien kämpften mit leidenſchaftlicher Einſeitigkeit. Die dazwiſchenſtehenden Parteien ſchwankten hin und her; ſie wollten den hiſtoriſchen Boden nicht verlaſſen, und wagten doch auch nicht, den Verfechtern des reinen conſtitutionellen Syſtems mit Entſchiedenheit entgegenzutreten. Sie bildeten gleichſam eine Linie zwiſchen den beiden Extremen, ohne ſie zu vermitteln, eine Linie, die jede der extremen Parteien auf ihrer Seite leicht hinwegwiſchen konnte.

Meine Leſer wiſſen, daß ich in den dreißiger Jahren mit Männern verkehrte, welche die politiſchen Wetterzeichen zu beobachten und zu deuten verſtanden. Dieſe alle, preußiſche und nichtpreußiſche, waren der Meinung, daß man, wie die Verhältniſſe zwiſchen Preußen und Oeſterreich und beider Mächte zum Bundestage ſich nun einmal geſtaltet hätten, die Tugend der Geduld üben müſſe. Dieſe Geduld wurde auch von allen Verſtändigen im

Volke wirklich geübt. Aber je länger es dauerte, deſto mehr ſteigerten und ſpannten ſich die Erwartungen, welche man von dem Kronprinzen hegte. Daher waren jene Männer, namentlich der General von Aſter, der Meinung, der Kronprinz müſſe ſeine Regierung mit Verkündigung einer freiſinnigen Verfaſſung, jedoch unter ſtrenger Wahrung des monarchiſchen Princips, beginnen. Unter ſtrenger Wahrung des monarchiſchen Princips! Denn darüber waren alle tiefer blickende Staatsmänner einverſtanden, daß, wie Preußen der zuſammenhaltenden Kraft des monarchiſchen Princips ſeine Entſtehung, ſein Wachſen und ſeinen Ruhm verdanke, es ſo auch einzig und allein mit dieſem Princip den andern Staaten gegenüber ſich erhalten könne. Aſter war ſogar der Meinung, Preußen bedürfe der monarchiſchen Kraft mehr als je, ſeit der Wiener Congreß ihm Länder incorporirt, die eine ganz andere Vergangenheit hinter ſich hätten als die altpreußiſchen Landestheile. In dieſem Sinne ſind denn auch ſämmtliche Zeitungsartikel und andere Schriften gehalten, die ich in jenen Jahren im Einverſtändniß mit Aſter und andern Freunden drucken ließ.

Es iſt nicht genug zu beklagen, daß Aſter's Idee nicht ausgeführt werden konnte. Der König ſelbſt hätte gern mit einer ſolchen Verfaſſungsgabe die Regierung angetreten; die Berathungen darüber ſtießen aber auf allerlei Eventualitäten und dieſe wieder auf Fragen, die man unmöglich im Hinblick auf die unruhigen ſich gegenſeitig bekämpfenden Zeitbewegungen mit einiger Sicherheit beantworten konnte. So führte der Gang dieſer Berathungen von ſelbſt zu der uralten und geſchichtlich

bewährten Weisheit, daß alle dem Leben wahrhaft angemeſſene und dauernde Verfaſſungen auf dem Wege der Entwickelung entſtehen; die extemporirten dagegen ſtets Erzeugniſſe revolutionärer Zuſtände ſind, und dieſe ſteigern, bis ſie den ganzen Staat in ſeinen Grundfeſten erſchüttert haben. Deshalb beſchränkte ſich der König bei ſeiner Thronbeſteigung darauf, ſeine Willensmeinung mit folgenden Worten auszuſprechen: „Dieſes edle Werk (einer landſtändiſchen Verfaſſung) immer treu zu pflegen, einer für das geliebte Vaterland und für jeden Landestheil immer erſprießlichern Entwickelung entgegenzuführen, iſt uns, die wir entſchloſſen ſind, auch in dieſer großen Angelegenheit den von unſerm in Gott ruhenden Vater betretenen Weg zu verfolgen, eine der wichtigſten und theuerſten Pflichten des königlichen Berufs, den Gottes Fügung uns aufgetragen hat.“

Die königliche Erklärung befriedigte aber die nun ſchon zu einer Macht herangewachſene liberale Partei ſo wenig, daß ſie vielmehr Veranlaſſung und Stoff daraus entnahm, die politiſchen Leidenſchaften zu ſchüren und „die Hoffnungen, welche das deutſche Volk auf Preußens geiſtreichen und freiſinnigen Kronprinzen geſetzt habe“, als Täuſchungen zu denunciren. Immer heftiger wurde das Drängen. Man war nahe daran, den Heiſcheſatz aufzuſtellen, das Volk müſſe ſich ſelbſt conſtituiren und die Zuſtände des Landes unterſuchen. Unter dieſen Umſtänden waren ſelbſt die bedächtigſten und beſonnenſten Staatsmänner der Meinung, das Verfaſſungswerk dürfe nicht länger aufgeſchoben werden. — Das Patent vom 3. Februar 1847 erſchien. — „Seit dem Antritt unſerer

Regierung", heißt es darin, „haben wir der Entwickelung der ständiſchen Verhältniſſe unſers Landes ſtets unſere beſondere Sorgfalt zugewendet. — Wir erkennen in dieſer Angelegenheit eine der wichtigſten Aufgaben des von Gott uns verliehenen königlichen Berufs, in welchem uns das zwiefache Ziel vorgeſteckt iſt: die Rechte, die Würde und die Macht der uns von unſern Vorfahren ruhmreichen Andenkens vererbten Krone unverſehrt unſern Nachfolgern in der Regierung zu bewahren, zugleich aber auch den getreuen Ständen unſerer Monarchie eine gedeihliche Zukunft zu ſichern." — Dieſe beiden Sätze reichen hin, um den Geiſt und die Zielpunkte des Patents zu kennzeichnen. Eine Mittheilung des ganzen Patents mit den dazu gehörigen Verordnungen: 1) über die Bildung des Vereinigten Landtags, 2) über die periodiſche Zuſammenberufung des Vereinigten ſtändiſchen Ausſchuſſes und deſſen Befugniſſe, und 3) über die Bildung einer ſtändiſchen Deputation für das Staatsſchuldenweſen, wird man hier nicht erwarten. Man findet die Urkunden dieſes wichtigſten und folgenſchwerſten Acts der Regierung des Königs vollſtändig in der Geſetzſammlung und in vielen Monographien abgedruckt. — Auch kann es meine Abſicht nicht ſein, die Flut von Broſchüren, mit welchen das Publikum gleich nach dem Erſcheinen des Patents wie mit einem Platzregen überſchüttet wurde, im einzelnen aufzuzählen; ich beſchränke mich auf diejenigen, welche am meiſten dazu beitrugen, die der neuen Verfaſſung auf dem Fuße folgende Revolution zum Ausbruch zu bringen. Wer nähere Kenntniß von den Stürmen jener

Zeit, die viel Aehnlichkeit mit denjenigen haben, die unſere Gegenwart durchſauſen, nehmen will, der laſſe es ſich nicht verdrießen, die „Neue vermehrte Ausgabe einer Berliner Correſpondenz der augsburger Allgemeinen Zeitung“ (Berlin, Dümmler, 1847) zur Hand zu nehmen. — Zunächſt trat als Opponent ein Mann auf, der ſeiner Geburt und ſeinen Intereſſen nach der Ariſtokratie angehörte, Ernſt von Bülow-Cummerow. Derſelbe hatte von Anfang an lebhaften Antheil an den ſtändiſchen Verhandlungen über Verfaſſungsreformen in Preußen genommen und war ſogar Mitglied einer Commiſſion, die unter dem Vorſitz des Kronprinzen zur Berathung über neue ſtändiſche Organiſationsgeſetze zuſammengetreten war. In dieſer Verbindung mit dem Thronfolger mochte die Hoffnung auf eine Miniſterſtelle in ihm aufgekommen ſein, die Täuſchung aber ihn dauernd verdroſſen haben. Sein Gang und ſein Mienenſpiel verriethen einen unruhigen mit ſich ſelbſt und mit der Welt unzufriedenen Geiſt, den er durch allerlei ſchriftſtelleriſche Arbeiten zu beſchwichtigen ſuchte. Seine Schrift über „Preußen und Deutſchland“ erregte im Anfang der vierziger Jahre Aufſehen und iſt das bedeutendſte ſeiner Werke. In den Finanzwiſſenſchaften maß man ihm geſundes Urtheil und gründliche Kenntniſſe bei. Er war das Haupt der Partei, die man ſpäter als „Junkerpartei“ bezeichnete. Man kann es ſich nur aus ſeiner Unzufriedenheit darüber, daß man ihn bei allen Berathungen unbeachtet ließ, erklären, daß er gleichwol als Opponent gegen das neue Verfaſſungsgeſetz auftrat. Er that dieſes in einer Schrift, die er unter dem Titel „Preußen im Jahre 1847 und

die Patente vom 3. Februar" drucken ließ. Ein Recenſent bemerkt darüber: „Ohne es ſelbſt zu wiſſen, fällt Herr von Bülow-Cummerow, er der entſchiedenſte Gegner des Conſtitutionalismus, in die Fehler des conſtitutionellen Repräſentativſyſtems und trägt mit ſeinen Vorſchlägen, was bei Männern des doctrinellen Syſtems gewöhnlich der Fall iſt, der Geſchichte und dem durch ſie vorgezeichneten Entwickelungsgange viel zu wenig Rechnung. Aus den angegebenen Gründen iſt es nicht zu billigen, daß er die Provinziallandtage und beſonders die Ausſchüſſe aufgehoben und alljährliches Zuſammentreten von «Reichsſtänden» verordnet wiſſen will." Als das Merkwürdigſte wird in der Recenſion, die von einem mir genau bekannten Manne herrührt, hervorgehoben die Behauptung des Herrn von Bülow-Cummerow, daß die Herrenbank, ein Hauptmoment der neuen Verfaſſung, wenig von den Verhältniſſen des Landes, von dem innern Leben des Volks in den verſchiedenen Theilen der Monarchie wiſſe und daher, wenn ſie gewiſſenhaft ſei, in vielen Fällen ſelbſt ihre Incompetenz erklären müſſe.

In der That iſt es ſehr merkwürdig, dieſelben Ausſtellungen aus dem Munde des Hauptes der „Junkerpartei" zu hören, die man gegenwärtig gegen die Herrenbank aus dem Munde der demokratiſchen Partei täglich hören kann.

Von viel ſchlimmerer Bedeutung war die Schrift, welche Heinrich Simon, Stadtgerichtsrath a. D., unter dem Titel „Annehmen oder Ablehnen?" gegen die Patente ins Publikum warf; denn ſie ſuchte die Vorſtellung

zu begründen, daß das preußiſche Volk nicht nur das Recht, ſondern auch die Pflicht habe, ſich gegen die Verfaſſung vom 3. Februar aufzulehnen. „Wir baten dich um Brot und du gabſt uns einen Stein!“ Mit dieſen Worten beginnt die Schrift, und bezeichnet treffend den Geiſt derſelben. In dem erſten Abſchnitt ſucht der Verfaſſer zu beweiſen, daß das preußiſche Volk berechtigt ſei, die vom Könige angeordnete ſtändiſche Verfaſſung anzunehmen oder abzulehnen. — Der zweite Abſchnitt erörtert die Frage: wer die bindende Erklärung über Annahme oder Ablehnung abzugeben habe? Die Antwort iſt: Die zum 11. April zuſammenberufenen Deputirten zum erſten Vereinigten Landtag ſind in keiner Beziehung legitimirt zu einer bindenden Erklärung über die angebotene Verfaſſung; zu dem Zweck einer ſolchen Erklärung iſt vielmehr auf die Wähler zurückzugehen. Der König proponirt eine neue Verfaſſung; das Volk wählt Deputirte, um ſich über Annahme oder Ablehnung derſelben auszuſprechen. Dieſer demokratiſche Grundſatz wird dann in allen folgenden Abſchnitten mit großer doctrinärer Geſchicklichkeit als ein zu Recht beſtehender durchgeführt und in einem Schlußwort ein Siegel daraufgedrückt, deſſen Gepräge einen verführeriſchen Anblick darbot. — „Was hatte Preußen von Rechtswegen zu fordern“, heißt es, „und was verlangen wir mithin?“ Die Antwort lautet: „Nachdem das preußiſche Volk die Monarchie durch grenzenloſe Hingebung vom Untergang gerettet, ſind ihm unter Bürgſchaft des königlichen Worts in Urkunden, die es

mit ſeinem Blute errungen, Rechte zugeſichert worden. Das preußiſche Volk hat dieſen verbrieften Rechten nach zu fordern: eine in ſchriftlicher Urkunde niedergelegte Conſtitution, die im allgemeinen diejenigen Grundſätze enthält, welche bürgerliche Freiheit und gerechte auf Ordnung gegründete Verwaltung ſichern, nach der insbeſondere in reichsſtändiſchen, jährlich wiederkehrenden Verſammlungen **eine Repräſentation des Volks** zuſammentritt. — Dieſe Repräſentation des Volks hat die Berathung über alle Gegenſtände der Geſetzgebung, die perſönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger betreffend; — mit ihrer Zuziehung ſind insbeſondere die Steuern zu reguliren und feſtzuſtellen; — ſie hat die ausſchließliche Berechtigung zur Bewilligung neuer Staatsanleihen; — ſie iſt zu einer vollſtändigen Ueberwachung des Staatsſchuldenweſens berechtigt."

„Dieſe Rechte wurden dem Volk vor einem Menſchenalter zugeſichert. Ihnen ſind die Rechte zugewachſen, welche dreißig Lebensjahre einem zum Bewußtſein ſeines Rechts erwachten Volke geben, dreißig Lebensjahre erfüllt mit unerreichten Wünſchen und Hoffnungen!" — An das deutſche Volk ſich wendend fährt Herr Simon alſo fort: „Das deutſche Volk hat Zeit gehabt, um ſich zu blicken. Mit Ausnahme eines aſiatiſchen Reichs ringsum frei gewordene Völker — freie Brudervölker in Großbritannien, Skandinavien, den Niederlanden und jenſeit des Ocean, Volksrecht in Frankreich, Volksrecht ſelbſt in den jahrhundertelang von Mönchen gedrückten Reichen Spanien und Portugal — und das intelli-

genteſte, das beſonnenſte, das treueſte Volk der Erde, Deutſchland!“

Nur wer die Stimmung, den politiſchen und kirchlichen Ideenkreis der gebildeten und halbgebildeten Bevölkerung der Provinz Preußen in jener Zeit kennt, vermag die anregende und aufregende Wirkung zu ermeſſen, welche die Schrift Simon's hervorbrachte. Niemand hat mehr Gelegenheit, dem geiſtigen Leben eines Volks gleichſam in den Magen zu ſchauen, als ein Schulrath, und in dieſer Eigenſchaft durchreiſte ich im Jahre 1845 die Provinz als Commiſſarius der höchſten Unterrichtsbehörde, begleitet von Provinzialſchulräthen, die meine eigenen Anſchauungen durch ihre ins Detail gehenden Erfahrungen ergänzen konnten und es gern thaten. Ich fand den wiſſenſchaftlich gebildeten Theil der Bevölkerung von Kant's „Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft“, die mittlern Schichten von Dinter's „Schullehrerbibel“ beherrſcht. Oft habe ich mir Riehl's Talente gewünſcht, um „Land und Leute“ in Preußen mit ſo meiſterhafter Anſchaulichkeit ſchildern zu können, wie Riehl „Land und Leute“ der Pfalz geſchildert hat. Die Materialien dazu hatte ich mir auf dieſer Reiſe in reichem Maße geſammelt. In mehreren Theilen der Provinz wurde ich durch meine unmittelbaren Anſchauungen an den ſtolzen und unbeugſamen Freiheitsſinn der ſelbſtändigen Bauern meiner Heimat erinnert. Den allgemeinen Eindruck, den ich empfing, kann ich nicht beſſer als mit den Worten eines der mich begleitenden Schulräthe bezeichnen: „Mit dieſem Volk kann der König den Teufel aus der Hölle jagen.“ Vielleicht er-

lebe ich es noch, daß dieſe Worte Wahrheit werden. Uebrigens traf ich in allen Theilen der Provinz auf einen Abſcheu vor Pietismus und Muckerthum, was ich mir aus dem Verhältniß zu Kant und Dinter wohl erklären konnte, aber in hohem Grade bedauern mußte, weil man dem Könige und ſeinem Cultusminiſter eine pietiſtiſche Richtung zuſchrieb. Dieſer Punkt war es hauptſächlich, der der Schrift Simon's einen empfänglichen Boden bereitet hatte.

Hand in Hand mit Simon ging Gervinus. Dieſelbe Ungunſt, welche jener in Preußen hervorgebracht hatte, ſollte dieſer in Deutſchland erregen. Es war eine Art von Wiederholung des bekannten Hecker-Itzſtein'ſchen Complots. Denn wie im Jahre 1845 dieſe Männer im Einverſtändniß mit Jacoby handelten, ſo auch Simon im Einverſtändniß mit Gervinus. Das Hecker-Itzſtein'ſche Complot ſetzte die Regierung in nicht geringe Verlegenheit, weil es Männer waren, die wegen ihrer oppoſitionellen Rührigkeit, Keckheit und Geſchicklichkeit den Reigen in der großen mit den beſtehenden Zuſtänden unzufriedenen Partei führten. Gervinus ſchien weniger gefährlich. Man behandelte ihn wegwerfend. Er iſt, ſagte man, ein gewiſſenloſer und leichtfertiger Vielſchreiber: gewiſſenlos, weil er eine umfaſſende, fünf Bände ſtarke, deutſche Literaturgeſchichte in die Welt hineinſchreibt und darin friſchweg über Bücher urtheilt, die er nicht geleſen haben kann; leichtfertig, weil er bei jeder das Publikum aufregenden und die Parteien gegeneinander hetzenden Tageserſcheinung gleich mit einer Oel ins Feuer gießenden Broſchüre bei der Hand iſt. Abgeſehen von

dem Vorwurf der Gewiſſenloſigkeit und Leichtfertigkeit, deſſen Begründung ich dahingeſtellt ſein laſſe, waren die damaligen Männer des conſervativen Princips hinſichtlich der Bedeutung dieſes jedenfalls geiſtreichen und fruchtbaren Schriftſtellers in einem großen Irrthum befangen. Gervinus hat mit ſeiner Schrift „Die preußiſche Verfaſſung und das Patent vom 3. Februar 1847“ der Regierung des Königs im ſüdlichen Deutſchland mehr Herzen entfremdet als Jacoby, Hecker und von Itzſtein mit vereinten Kräften jemals im Stande geweſen wären. Er hatte eine Lebensgeſchichte hinter ſich, die ihm die Sympathien der deutſchen Patrioten ſicherte, und ſtand mit Männern in Freundſchaft, denen man in ganz Deutſchland Hochachtung zollte, wozu namentlich auch Dahlmann gehörte. Er war einer der ſieben göttinger Profeſſoren, die den Huldigungsrevers, welchen der König Ernſt Auguſt von Hannover forderte, nicht ausſtellen wollten und infolge deſſen ihrer Aemter entſetzt wurden; auch gehörte er zu den dreien, die, weil ſie bei ihrer Weigerung beharrten, des Landes verwieſen wurden. Seitdem widmete er ſich dem Dienſte der durch die hannoveriſchen Vorgänge ſtark erregten liberalen Partei, die auf eine Umgeſtaltung der politiſchen und kirchlichen Zuſtände der Nation hinarbeitete und dieſes mit ſtets geſteigerten Anſprüchen auch noch thut. In dieſem Sinne faßte er die deutſchkatholiſche Bewegung auf und ſchrieb die Broſchüre „Die Miſſion der Deutſchkatholiken“. In derſelben Tendenz behandelte er auch die ſchleswig-holſteiniſche Angelegenheit. Keine dieſer Broſchüren brachte aber eine ſo große und ſo allgemeine Wirkung hervor

als „Die preußiſche Verfaſſung und das Patent vom 3. Februar". Zu Hülfe kam ihm ſein Freund, Karl Welcker mit dem Artikel aus dem „Staats-Lexikon", den derſelbe als „Grundlage zur Beurtheilung der preußiſchen Verfaſſungsfrage" beſonders abdrucken ließ. Nur drei Grundgeſetze, wird gelehrt, ſind möglich: 1) Das des despotiſchen oder Herrenrechts; 2) das theokratiſche, das des blinden Glaubens oder des göttlichen Rechts, und 3) das der ſittlichen Vernunft oder des freien Rechts. — Demnach kann der preußiſche Staat und ſeine Verfaſſung nur dreierlei ſein: entweder despotiſch, d. h. ein patrimoniales Herrenthum mit Rechtloſigkeit der Unterthanen, oder blinder Glaubensſtaat mit göttlichem Herrſcherrecht und gleichfalls mit Rechtloſigkeit der Unterthanen, oder endlich Vernunft- oder Rechtsſtaat mit dem Rechte freier Männer.

Dieſe Lehren verfehlten ihren Einfluß auf die große Zahl der Mitglieder des erſten Vereinigten Landtags nicht, welche ohnehin ſchon zu den Freunden liberaler Staatsverfaſſungen gehörten. Als R. von Bardeleben in einer beſondern Broſchüre die Frage erörterte: „Sind die zum Vereinigten Landtage einberufenen Stände competent?" und damit den Antrag verband: „Die vereinigten Stände müſſen erklären, daß als Reichsſtände vom Könige einberufen, ſie ſich als ſolche betrachten, daß ſie daher bereit ſeien, die Vorlagen der Regierung, die ihnen zukommen, zu berathen, daß ſie aber das Patent vom 3. Februar nicht als eine gültige Verfaſſung, ſondern nur als einen Verfaſſungsentwurf anſehen, der, um Geſetzeskraft zu erlangen, ihrer vorherigen Berathung

bedürfe, weil in dem beſagten Patent die ihnen geſetzlich zuſtehenden Rechte auf ungeſetzlichem Wege verſtümmelt und geſchmälert ſeien. Sie behielten ſich alſo bis zur Erfüllung dieſer geſetzlichen Anforderungen alle ihnen aus den zu Recht beſtehenden Geſetzen hervorgehenden Rechte ausdrücklich vor und erkennen bis dahin weder das Patent vom 3. Februar noch irgendwelche daraus zu ziehenden Conſequenzen an."

Als Herr von Bardeleben dieſen Antrag ſtellte, da erklärte eine große Anzahl der Abgeordneten: das ſei auch ihre Ueberzeugung. — In dieſen Tagen ſagte ein Beobachter jener Vorgänge zu mir: „Der Landtag geht mit einer Revolution ſchwanger"; ja, fügte ich beſtätigend hinzu, hoch ſchwanger. Und ſo war es. Denn ſchon zu Anfang März des folgenden Jahres verſammelte ſich eine große Anzahl junger Männer in der Leipziger Straße und berieth über ein geeignetes Lokal, wo ſie ſich in größerer Menge verſammeln könnten. Sie wählten die „Zelten", wo vorher die „Lichtfreunde" ihre Zuſammenkünfte gehalten hatten. Leute aus allen Ständen, Handwerker, Kaufleute, Künſtler, Gelehrte geſellten ſich ihnen zu. Es wurden gewaltige Reden gehalten und endlich der Beſchluß gefaßt, eine Adreſſe an den König zu richten, worin ſie forderten: 1) unbedingte Preßfreiheit, 2) vollſtändige Redefreiheit, 3) ſofortige und vollſtändige Amneſtie aller wegen politiſcher und Preßvergehen Verurtheilten und Verfolgten, 4) freies Verſammlungs- und Vereinigungsrecht, 5) gleiche politiſche Berechtigung aller, ohne Rückſicht auf religiöſes Bekenntniß und Beſitz, 6) Geſchworenengericht und Unabhängigkeit des Richterſtandes,

7) Verminderung des ſtehenden Heeres und Volksbewaffnung mit freier Wahl der Führer, 8) allgemeine deutſche Volksvertretung, 9) ſchleunigſte Einberufung des Vereinigten Landtags. — Nur ſo, meinten die Führer der Bewegung, könnte der von allen deutſchen Patrioten erſehnte „Vernunft- oder Rechtsſtaat mit dem Rechte freier Männer" endlich eine Wahrheit werden. Die Adreſſe ſollte dem Könige von einer Deputation überreicht werden, welche ſich zur nähern Beſprechung demnächſt in der Berliner Zeitungshalle verſammelte. — Dahin begab ſich am andern Tage der Polizeipräſident von Minutoli und eröffnete den Mitgliedern der Deputation, daß die Ueberreichung der Adreſſe mittels einer Deputation nicht ſtattfinden dürfe, daß dagegen der Abſendung derſelben durch die Poſt nichts im Wege ſtünde. — Darüber, antworteten die Mitglieder der Deputation, müßten ſie vorher die Unterzeichner der Adreſſe befragen. Der Polizeipräſident genehmigte dieſen Schritt, und ſo fand denn am Donnerstag dem 9. März eine abermalige Verſammlung unter den Zelten ſtatt, die viel zahlreicher beſucht wurde als die frühern. Es war eine unabſehbare Maſſe unruhig bewegter Menſchen. Der Vorſchlag des Herrn von Minutoli wurde einſtimmig abgelehnt. Auch der Vorſchlag eines Redners, man möge den Miniſter von Bodelſchwingh erſuchen, die Adreſſe zu überreichen, und eines andern, der dazu Alexander von Humboldt vorſchlug, fanden keinen Beifall. Endlich beſchloß man, ſich mit der Stadtverordnetenverſammlung zu aſſociiren, welche an denſelben Tagen ebenfalls über einen ähnlichen Schritt in Berathung getreten war. Wirklich wurde in

dieſer Verſammlung am 13. März die Ueberreichung einer Adreſſe beſchloſſen, welche denſelben Geiſt athmete, in welchem die Adreſſe der Zeltendeputation abgefaßt war. Die perſönliche Ueberreichung der Adreſſe mittels einer Deputation des Magiſtrats wurde nicht geſtattet, und als man ſich an den Geheimen Cabinetsrath mit der Bitte wandte, eine Audienz beim Könige zu vermitteln, antwortete dieſer: Die Deputation möge von ihrem Anſinnen abſtehen, der König liebe ſolche Demonſtrationen nicht.

Inzwiſchen durchſtrichen Polen und Deutſch-Franzoſen, die bei den Ereigniſſen in Paris im Winter 1847 die Kunſt gelernt hatten, die Hefe des Volks aufzuregen, die Straßen und zogen mit teufliſcher Geſchicklichkeit durch allerlei Vorſpiegelungen die Handwerker in die Revolution. Ich ſpreche als Augen- und Ohrenzeuge. Es gelang ihnen nur zu gut. Schon am 14. März wurde in vielen tauſend Exemplaren folgende Adreſſe vertheilt: „Allerdurchlauchtigſter König! In dieſer ſeit Jahren für uns ſo ſchwer bedrängten Zeit wagen die Arbeiter jedes Standes eine Bitte an Ew. Majeſtät zu richten. Dieſe Bitte iſt um ſchleunige Abhülfe der jetzigen großen Noth aller Arbeiter und Sicherſtellung ihrer Zukunft. Der Staat blüht und gedeiht nur da, wo das Volk durch Arbeit ſeine Lebensbedürfniſſe befriedigen und als fühlender Menſch ſeine Anſprüche geltend machen kann. Wir werden nämlich von Kapitaliſten und Wucherern unterdrückt; die jetzigen beſtehenden Geſetze ſind nicht im Stande, uns vor ihnen zu ſchützen. Wir wagen daher Ew. Majeſtät unterthänigſt vorzuſtellen, ein Miniſte-

rium für Arbeiter beſtellen zu wollen, das aber nur von Arbeitgebenden und Arbeitern zuſammengeſetzt werden darf und deren Mitglieder nur aus beider Mitte ſelbſt gewählt werden dürfen. Ein ſolches Miniſterium iſt nur im Stande, den wahren Grund der drückenden Lage des Volks kennen zu lernen, das Los der Arbeiter zu verbeſſern, den Staat vor drohenden Gefahren zu ſchützen, Eigenthum und Leben aller bevorſtehenden Verwüſtungen nicht preiszugeben" u. ſ. w.

Die Wirkung dieſes Plakats war raſch und furchtbar, wie ein zündender Blitzſtrahl. Sofort begannen drohende Zuſammenläufe der untern Volksklaſſe, der Kellerbewohner, der Hökerweiber, der Straßendiebe u. ſ. w. Zu ihnen geſellten ſich Studenten und unzufriedene Handlungsdiener. Der 18. März war da, und die Barrikadenkämpfe begannen. Die Vorkehrungen, welche zur Abwendung des Unheils getroffen wurden, waren ebenſo fruchtlos als ſchwach. Es ſchien, als ob die Miniſter alle, welche das Patent unterzeichnet hatten, den Kopf verloren hätten. Nur die Inhaber großer Fabriken thaten energiſche Schritte gegen dieſe Bewegungen; mit ihnen verbanden ſich, im ſtillen wirkend, die Beſitzer und Speculanten der „Werthpapiere". Ihren vorläufigen Abſchluß fand die Märzrevolution durch die Anſprache des Königs „An mein Volk und an die deutſche Nation" vom 21. März 1848, mit den Gegenzeichnungen der neuen Miniſter: Graf Arnim, von Rohr, Graf Schwerin, Bornemann, von Arnim, Kühne. Eine ausführliche Geſchichte der Märzrevolution ſchrieb auf friſcher That Auguſt Braß

unter dem Titel „Berlins Barrikaden. Ihre Entſtehung, ihre Vertheidigung und ihre Folgen", auf welche ich meine jüngern Leſer verweiſe. In welchem Sinne dieſe Geſchichte geſchrieben iſt, geht aus dem Schlußwort des Verfaſſers deutlich genug hervor. „Dies ſind", ſagt er, „die Ereigniſſe zu Berlin an den Tagen des 18. und 19. März des Jahres 1848. Mögen unſere Nachkommen nie vergeſſen, wie theuer wir unſere und ihre Freiheit erkauft, mögen ſie dieſes theuer erkaufte Gut zu wahren wiſſen!" Was das für eine Freiheit war, hat ſich bald genug gezeigt. Ich zweifle keinen Augenblick, daß gegenwärtig das preußiſche Volk an die Stelle des Wunſches, mit welchem Herr Auguſt Braß ſein Werk ſchließt, den Wunſch ſetzt: daß die Nachkommen nie vergeſſen mögen, durch welche Umtriebe, Schwächen und Treuloſigkeiten es möglich wurde, daß Polen und Franzoſen über den preußiſchen Staat in der Hauptſtadt ſelbſt wie Raubvögel herfallen konnten.

Schlußwort

zur

Berichtigung einiger Fälschungen der Regierungsgeschichte Friedrich Wilhelm's IV. aus neuester Zeit.

Vor vierzehnhundert Jahren schrieb ein Mann tiefster christlicher Erkenntniß, der Kirchenvater Augustinus, dem Sinne nach: „Es gibt Leute, welche die christliche Kirche und ihre ewige Wahrheit im Interesse ihrer Parteirichtung entstellen und verunreinigen, indem sie die Wahrheit so lieben, daß sie keck und kühn für Wahrheit ausgeben, was ihnen zusagt, die wirkliche Wahrheit aber hassen und verfolgen, weil sie ihre Vorurtheile Lügen straft.“ Daß es solche Leute auch jetzt noch gibt, und zwar jetzt mehr als je, davon liegen die Beweise massenweise in unserer publicistischen Literatur vor. Schon vor dem Eintritt des unheilvollen Jahres der Revolution boten die Organe des Parteigeistes, die „Proletarier der Geistesarbeit“, alle Künste der Wahrheitsfälschung auf, um die Regierung Friedrich Wilhelm's IV. in ein gehässiges Licht zu stellen.

Daß durch das unermüdliche Treiben dieser Leute in den Zeitungen und in den Kammern die Revolution von

1848 herbeigeführt worden, iſt längſt erwieſen. Unter den Stürmen derſelben ſchrieb ich das Buch „Zur Beurtheilung des Miniſteriums Eichhorn", d. h. des Miniſteriums, welches ſtets in voller Uebereinſtimmung mit dem König, ja meiſtens nach ausdrücklichen Weiſungen des Königs handelte. In der Vorrede heißt es: „Wenn Fälſchungen der Wahrheit mit den großen ſittlichen Intereſſen der Nation ſo zuſammenhängen, daß dieſe darunter leiden, dann iſt es Pflicht eines jeden Wahrheit und Gerechtigkeit liebenden Mannes, der eine deutliche Einſicht der Sache hat, das Falſche vom Wahren zu ſcheiden." Dieſer Pflicht habe ich zu einer Zeit, wo das Falſche triumphirte und das Wahre mit Füßen getreten wurde, durch jene Schrift zu genügen geſucht. Zu den Weltklugen, ſagte man damals, gehört der Verfaſſer nicht, wol aber zu den Weltdummen; ein Urtheil, womit ich wohl zufrieden war, weil ich in angeſtammter bäuerlicher Empfindungsweiſe die große Geſellſchaft der Weltklugen ſcheute.

Jetzt, nach zwölf Jahren voll ſtürmiſcher Bewegungen auf allen Gebieten des ſocialen Lebens, tritt dieſelbe Pflicht von einer entgegengeſetzten Seite an mich heran, von einer Seite, die den löblichen Zweck verfolgt, die wahren conſervativen Grundſätze in Staat und Kirche gegen die Angriffe der Bewegungspartei zu vertheidigen und aufrecht zu erhalten. Wenn nun dieſe Männer des conſervativen Princips ſelbſt nicht allzu ſcrupulös mit der Wahrheit und mit der Gerechtigkeit umgehen, ſo iſt dies im Intereſſe des Zwecks, den ſie zu verfolgen vorgeben, ſehr zu bedauern. Denn moraliſche Grundſätze

mit unmoraliſchen Mitteln vertheidigen, iſt nach uralter Lehre ſchlimmer als gar keine Vertheidigung.

Die „Neue Preußiſche Zeitung", die ſich ſelbſt gern „Kreuzzeitung" nennt, ſtellt in den Beilagen zu Nr. 19 und folgenden Nummern des Jahrgangs 1860 eine Verherrlichung des verewigten Miniſters von Raumer zur Schau, wodurch alle frühern und ſpätern Miniſter der geiſtlichen und Unterrichtsangelegenheiten in Schatten geſtellt werden, beſonders Eichhorn und damit auch der König ſelbſt, da ja die wichtigſten Handlungen dieſes Miniſters von dem König ſelbſt ausgingen. In der That verdiente ein Miniſter der geiſtlichen und Unterrichtsangelegenheiten in Preußen, der allen Aufgaben in dem Maße genügte, wie Herr von Raumer gethan haben ſoll, ein Präconium, welches das Achill-Homeriſche in den Hintergrund ſchieben würde, wenn Herr von Raumer einen Sänger fände, wie Achill ihn gefunden. Der von Raumer'ſche Sänger in der Neuen Preußiſchen Zeitung iſt aber ebenſo weit entfernt von Homer als Herr von Raumer von Achill. Herr von Raumer war ein zartfühlender, menſchenfreundlicher Mann, der, wie einer ſeiner Räthe in der Regierung zu Köln ſich ausdrückte, ſeinen Fuß lieber an einen Stein ſtieß, als einen Wurm im Wege zertrat. Als ſolchen habe ich und mehrere meiner noch lebenden Freunde ihn während der Zeit, wo er die Stelle eines Regierungspräſidenten in Köln bekleidete, kennen gelernt.

Eine vor kurzem unter dem Titel „Der Staatsminiſter von Raumer und ſeine Verwaltung des Miniſteriums der geiſtlichen und Unterrichtsangelegenheiten" erſchienene, vielgeprieſene Schrift reproducirt jene Auf-

ſätze der „Neuen Preußiſchen Zeitung", jedoch mit Erweiterungen und mehrfachen Aenderungen, von denen man nicht recht weiß, wie ſie gemeint ſind. Mich wenigſtens hat ſie an eine Broſchüre erinnert, in welcher das Papſtthum unter dem Deckmantel eines Präconiums aufs ärgſte verſpottet wird. Dieſelbe erſchien im Jahre 1838 unter dem Titel „Darſtellung der welthiſtoriſchen Bedeutung der katholiſchen Frage in Preußen. Von Anton Graf von ..., Domkapitular im hohen Metropolitankapitel zu ..." (Leipzig, in Commiſſion bei J. Müller). *) Zu-

*) In der Einleitung heißt es: „Triumph! Die Zeiten der Trübſal ſind beendet, und im ſchönſten Glanze erſteht wiederum unſere Kirche! Der heilige Märtyrer Clemens Auguſt von Köln hat die Bahn gebrochen. Erſt durch Märtyrerthum hat ſich der erhabene Herrſcherthron des Statthalters Chriſti auf Erden befeſtigt. Erſt nachdem Tauſende zur Beluſtigung des Volks auf den römiſchen Arenen von wilden Thieren zerriſſen worden waren, erſt nach der blutigen Hinopferung der 11000 Jungfrauen ward Petri heiliger Stuhl begründet, und über ſeinem Grabe wölbte ſich ſtolz St.-Peter's Dom, das erſte Bauwerk der Welt. Darum Heil dem würdigen Erzbiſchof von Köln, welcher auserſehen worden, Märtyrer für ſeinen heiligen Glauben zu werden.

„Auch der Heilige Vater Pius VII. hat den Ruhm, für ſeinen heiligen Glauben eingekerkert geweſen zu ſein. Gerade als er am tiefſten erniedrigt erſchien, ſprach er den Bann über den damals allmächtig ſcheinenden Napoleon aus. Er, der von Alter und überwiegender Gewalt niedergebeugte Greis, wagte es, dieſem Gewaltigen Widerſtand zu leiſten, der damals eben auf dem höchſten Gipfel ſeiner Macht ſtand und die Heere aller Herrſcher Europas vernichtet hatte. Mit dem Bannſtrahl wandte das Glück ſeinem bisherigen Günſtling den Rücken, und ſchon

nächſt wird der von Raumer'ſchen Familie durch Hervorhebung der Verdienſte, die ſich viele Glieder derſelben

---

auf dem Wiener Congreß trat der Heilige Vater wieder ſo mächtig auf, daß er die Wiederherſtellung der geiſtlichen Kurfürſtenthümer verlangen konnte. Doch damals war der Zeitgeiſt noch zu mächtig, und es mußte dieſe Sache zu jener Zeit auf ſich beruhen bleiben; denn die verderblichen Lehren von Freiheit und Gleichheit hatten ſich dergeſtalt der Gemüther bemächtigt, daß auch in Anſehung des Glaubens eine ſolche Gleichgültigkeit eingetreten war, daß das Geiſtliche dem Weltlichen nachſtehen mußte und man ſogar über den Unterſchied zwiſchen Katholiken und Nichtkatholiken wegſah, um den Namen eines aufgeklärten Mannes nicht zu verſcherzen. So weit hatte es die leidige Aufklärung gebracht! Dem Zeitgeiſt huldigen ward für wichtiger gehalten als dem erſten Fürſten der Kirche. Doch von dem Wiener Congreß aus ging eine beſſere Zeit für die heilige Kirche hervor, denn es traten bald auch die reichsunmittelbaren Fürſten und Grafen wieder auf und verlangten die Wiederherſtellung ihrer Rechte. Alle die erlauchten Sprößlinge der älteſten Geſchlechter, welche der Congreß zu Wien verſammelte, ſtifteten den ſchönen Verein des deutſchen Adels, der unter dem Namen der Adelskette bekannt geworden iſt. Leider hatte damals der verderbliche Zeitgeiſt noch ſo viel Gewalt, daß dieſe Verbindung unterdrückt wurde; doch da die großen Geiſter, welche unbekannt das Ganze leiteten, daraus ſahen, daß es noch nicht an der Zeit ſei, jetzt ſchon mit Kraft hervorzutreten, arbeiteten ſie im ſtillen, aber um ſo ſicherer fort, — die Gemüther für die gute alte Zeit zu gewinnen, wo man nur baute: Burgen, Kirchen und Klöſter.

„Görres, der erhabene Vorkämpfer unſerer heiligen Kirche, erkannte ſeine Zeit und trat ſogleich in ſeiner wahren edeln Geſtalt auf. Hardenberg wollte nur einen Monarchen und Staatsbürger; Görres dagegen ſtellte verſchiedene Stände auf.

in Staats-, Kirchen- und Kriegsdienſten ſowie als Gelehrte erworben haben, ein wohlverdientes Ehrendenkmal geſetzt. Es ſtand aber der Miniſter von Raumer mit den meiſten dieſer Familienglieder entweder in gar keinem oder doch nur in einem ſehr loſen Verhältniß. Wozu alſo die Heranziehung der Familie in einer Schrift, welche beſtimmt iſt, die Verdienſte zu preiſen, welche Karl Otto von Raumer ſich als Miniſter der geiſtlichen und Unterrichtsangelegenheiten erworben? — Uebergehend zu dem Miniſter bemerkt der Verfaſſer, derſelbe ſei mit nicht gewöhnlichen Gaben des Geiſtes und großer Willenskraft ausgerüſtet geweſen, und habe überall mehr als das Gewöhnliche zu leiſten geſucht. Was er aber in den verſchiedenen Stadien des Staatsdienſtes, als Regierungsrath in Poſen und in Frankfurt, als Hülfsarbeiter im Finanzminiſterium, als Geheimer Finanzrath, als vortragender Rath im Miniſterium des

---

Nur damit konnte man der guten alten Zeit des Mittelalters wieder näher treten. Gab es erſt wieder einen Adelsſtand, ſo ward ein geiſtlicher Stand bald wieder nothwendig, und ſo war die Möglichkeit vorhanden, die Triumphe der heiligen Kirche wieder vorzubereiten, welche wir noch erleben werden. — Von Weſtfalen aus ſollte die Wiedergeburt einer neuen glücklichern Zeit ausgehen. Dort erſchien als Vorläufer das bekannte Manifeſt auf dem vorletzten Provinziallandtage, welches Wiederherſtellung der alten Corporationen verlangte. Dort und am Rhein ward auch bald der hohe Adel wieder als Corporation anerkannt, und jetzt erhebt ſich dort die Oriflamme unſers heiligen Glaubens.“ — (Des Raumes wegen habe ich mir einige Abkürzungen erlaubt.).

Innern, als Regierungsvicepräſident in Königsberg, endlich als Regierungspräſident in Köln wirklich geleiſtet, übergeht der Verfaſſer mit Stillſchweigen; natürlich, weil er es nicht weiß. Selbſt in Berlin hat der Verfaſſer den Miniſter nur ſehr oberflächlich kennen zu lernen Gelegenheit gehabt. An gutem Willen fehlte es dem Herrn von Raumer nicht; aber einer großen Willenskraft hatte er ſich wahrlich nicht zu rühmen und hat ſich auch deren nie und nirgends gerühmt, eher das Gegentheil davon thatſächlich bewieſen. Durch die Bemerkung, daß er zwar immer dem Evangelium zugethan geweſen, aber die innere Entſchiedenheit und Beſtimmtheit ſeines chriſtlichen Glaubens doch erſt unter den gewaltigen Schlägen der Revolution von 1848 in dem Grade befeſtigt hätte, als er, nachdem er das Miniſterium übernommen, thatſächlich bewieſen habe, verräth der Verfaſſer ſeine eigene Leichtfertigkeit. Er thut, als ob er dem Miniſter ins Herz geſchaut, und doch hatte derſelbe ihn nie eines beſondern Vertrauens gewürdigt. Und wie ſieht es mit den thatſächlichen Beweiſen der Entſchiedenheit und Beſtimmtheit des chriſtlichen Glaubens bei Herrn von Raumer aus? Der aufmerkſamſte und günſtigſte Leſer wird ſolche in der ganzen Schrift vergeblich ſuchen.

Bekanntlich betrachtete der König die Wiederherſtellung des urſprünglichen Verhältniſſes der evangeliſchen Kirche zum Landesherrn als eine Bedingung ihres Beſtehens, ihrer Freiheit und ihres Gedeihens. Auf dieſem feſten Boden ſollte ſie ſich ſelbſt neu erbauen. Erſt nachdem Eichhorn ſich damit einverſtanden erklärt, wurde ihm das Miniſterium übertragen. Um den Willen des Königs in

correcter Uebereinſtimmung mit dem evangeliſchen Kirchenrecht auszuführen, berief Eichhorn einen der erſten Kirchenrechtslehrer Deutſchlands, den Profeſſor Richter in Marburg, als Hülfsarbeiter in ſein Miniſterium. Es iſt bekannt, welche Dienſte Herr Richter in dieſer Beziehung geleiſtet hat. Dieſer Punkt fiel zu ſtark in die Augen, als daß der Lobredner des Herrn von Raumer ihn hätte überſehen können. Er lobt den Miniſter Eichhorn wegen Errichtung des im Jahre 1848 eingeſetzten und im April deſſelben Jahres von den Organen des neuen Geiſtes wieder aufgelöſten Oberconſiſtoriums. „Der erfahrene und umſichtige Eichhorn", heißt es, „hatte die Perſonalanſtellungsſachen nicht dieſer Behörde, obwol er deren Vorſitz behielt, überwieſen, ſondern dem Miniſter der geiſtlichen Angelegenheiten als ſolchem ausſchließlich vorbehalten laſſen, von dem richtigen Gedanken geleitet, daß dieſe wichtige Angelegenheit zur Erledigung durch collegialiſche Beſchlußfaſſung ſich nicht eigne, ſondern ihrer Natur nach eine perſönliche Entſchließung unter Verantwortung des Entſchließenden erfordere." Die Sache iſt im allgemeinen richtig dargeſtellt; hätte aber der Verfaſſer die Acten geleſen, ſo würde er ſich wol gehütet haben, den Miniſter Eichhorn wegen des Patents über Bildung neuer Religionsgeſellſchaften vom 30. März 1847 ebenſo ſtark zu tadeln, als er ihn vorher gelobt hatte. Es iſt dieſes Patent, ſagt er, ein Product geſetzgeberiſcher Unbeſonnenheit, und die Discrepanz der Wirklichkeit der Erfolge von den Imaginationen des Geſetzgebers als Beweis jener Unbeſonnenheit wird ſtark hervorgehoben. Ja, über die Discrepanz der Wirklichkeit

der Erfolge von den Imaginationen der Geſetzgeber ließe ſich ein großes Buch ſchreiben, in welchem nicht allein die Herren von Raumer und Eichhorn, ſondern auch die politiſchen Sonderſyſteme ſämmtlicher europäiſchen Cabinete ihren Platz finden würden. Dem Miniſter von Raumer wird es zum Ruhm gerechnet, daß ihm hinſichtlich des Patents die Gefahren einer Fiction, vermöge deren das Freigemeindenthum von Rechts wegen als Religion anerkannt worden wäre, nicht entgangen, daß er vielmehr erkannt, daß eine ſolche Anerkennung zu nichts Geringerm führen müſſe, als zu gänzlicher Entchriſtianiſirung des Staats. Was hat denn Herr von Raumer infolge dieſer Erkenntniß zur Verhütung eines ſo großen Uebels gewirkt? Auf dieſe entſcheidende Frage bleibt der Verfaſſer die Antwort abermals ſchuldig. Denn mit den verneinenden Gegenſätzen: von diſſidentiſcher Seite, „wir wollen weder evangeliſch noch katholiſch ſein", und von ſeiten der Regierung: „wenn ihr weder katholiſch noch evangeliſch oder überhaupt Chriſten ſein wollt, ſo ſollt ihr gar nicht ſein", — mit dieſen Gegenſätzen war offenbar gar nichts zu bewirken als etwa Auswanderungen und Heuchelweſen. Ebenſo unkräftig erſcheint die wenn auch noch ſo entſchiedene Beſtimmung, daß das Abhalten von Vereinsverſammlungen, das Halten von Reden nach Art von Predigten u. ſ. w. nach wie vor geſtattet ſein ſolle, daß aber damit die Verſammlungen keineswegs als gottesdienſtliche und die Sprecher als Geiſtliche von ſeiten des Staats anerkannt werden ſollten. Das Recht der Nichtgeſtattung der Ertheilung des Religionsunterrichts an die Diſſidentenkinder, was man

daran knüpfen zu können meinte, ſcheint an und für ſich zweifelhaft, und wie unwirkſam dergleichen Maßnahmen ſind, hatte ſich ſchon unter dem Miniſterium Altenſtein, welches doch entſchieden genug gegen die Diſſidenten auftrat, gezeigt. Ueberhaupt, wenn es mit der Chriſtlichkeit eines Staats ſo ſteht, daß ein Patent über Bildung neuer Religionsgeſellſchaften zu nichts Geringerm führen mußte als zu gänzlicher Entchriſtlichung des Staats, dann möchte doch wol auf dem Gebiete der kirchlichen Geſetzgebung keine Maßregel zu erſinnen ſein, wodurch der Entchriſtlichung wirkſam zu begegnen wäre. Wenn daher der Miniſter von Raumer als Hauptſache die Freihaltung der Staatsregierung von jeder Art von Mitverantwortlichkeit für das Treiben der Freien, ſoweit es ſich als Religion oder Religionsübung ausgab, und demgemäß ſtrenge Zurückweiſung aller daraus abgeleiteten Anſprüche ins Auge faßte, ſo war das keine beſondere Weisheit, ſondern das einzige Auskunftsmittel, welches ihm nach der Verfaſſungsurkunde von 1850 übrig blieb. Konnte man das faule Fleiſch nicht ausſchneiden, ohne das geſunde lebensgefährlich zu verletzen, ſo mußte man dem geiſtlichen Arzt aller geiſtlichen Aerzte die Sache überlaſſen. Altenſtein begab ſich mit dem Meſſer miniſterieller Machtvollkommenheit ans Ausſchneiden, ſchnitt aber damit nur, ohne es zu fühlen, ins eigene Fleiſch.

In noch höherm Maße wie die Diſſidentenangelegenheit, ſagt der Verfaſſer, nahm den Miniſter von Raumer die Reform des Eherechts in Anſpruch. Reform des Eherechts! Ein großes Wort. Die Gründe, welche Herrn von Raumer auf dieſen Gedanken brachten, ſind ehren-

werth. Sollte Artikel 15 der Verfaſſungsurkunde nur der katholiſchen Kirche zu ſtatten kommen und für die evangeliſche Kirche in Bezug auf Eheſchließung ein früher kaum wirklich geübter Staatszwang fortbeſtehen? Konnte aus Anlaß der Trauungsweigerungen von Gewiſſensdruck gegen preußiſche Staatsangehörige als ſolche die Rede ſein, nachdem bereits die Verordnung vom 30. März 1847 jedem Preußen, der dazu den im Geſetz vorgezeichneten Weg einſchlug, die bürgerliche Eheſchließung freigegeben hatte? Auch hier drängt ſich die Frage auf, welche Reform des Eherechts denn Herr von Raumer zu Stande gebracht? Der Verfaſſer der in Rede ſtehenden Schrift antwortet: „Er hat einen entſchiedenen und erfolgreichen Widerſpruch gegen erweiterte Zulaſſung der Civilehe geltend gemacht und dadurch ein großes Princip — das der Freiheit auch der evangeliſchen Kirche vom rechtlichen Eherecht — zur Geltung gebracht und das drohende Unheil einer Säculariſation der Ehe innerhalb der Kirche von dieſer abgewendet. Damit ſoll im Effect annähernd erreicht worden ſein, was der König vergeblich im geordneten Wege der Legislation erſtrebt hatte, nämlich Hebung und Befeſtigung der Ehe als Inſtitution, verbunden mit ſchonender Rückſicht auf die Perſonen und auf die Schwäche unſerer diſſoluten Zeit!“ Unſere Juriſten, die ja mit der ganzen großen Streitliteratur über Ehen und gemiſchte Ehen bekannt ſind, mögen zuſehen, was mit dieſer Raumer'ſchen Reform des Eherechts in praxi anzufangen iſt; meine jungen Leſer aber, die ſich über den Stand der Sache unterrichten wollen, verweiſe ich auf

die betreffenden Paragraphen des Kirchenrechts von Dr. Aemilius Ludwig Richter.

Wie verhielt ſich der Miniſter gegen Union und Confeſſion? Ueber dieſen Punkt hätte der Verfaſſer lieber geſchwiegen, wenn es möglich geweſen wäre, die achtjährige Verwaltung eines Miniſters der geiſtlichen und Unterrichtsangelegenheiten zu ſkizziren, ohne der Stellung deſſelben zu dieſer heiklligen Frage zu gedenken. Aber wie gedenkt er der Stellung des Miniſters zur Union? „Obwol ſelbſt der reformirten Kirche angehörend", ſagt er, „nahm Herr von Raumer doch eine Stellung innerhalb der Union, ohne ſich derſelben in poſitiver Weiſe förderlich zu erweiſen, vielmehr ſah er ſich oft in der Lage, gegen unioniſtiſche Strebungen dem geſchichtlichen Bekenntniß Schutz und Vertretung angedeihen zu laſſen, wobei er als Zielpunkt eine erneuerte Reviſion der Unionstheorie im Auge hatte. Hätte die Union zu höherer kirchlicher Einheit und Allgemeinheit geführt, die Einigkeit im Geiſte durch das Band des Friedens bei beiden Confeſſionen gefördert, beide zu gemeinſamen Thaten des Glaubens angefeuert, hätte ſie innerhalb der Kirche zu tieferm Verſenken in die Geheimniſſe und Wunderthaten Gottes und zu einer erhabenern Weiſe ſeiner Anbetung geführt oder zu würdigern und freiern Verfaſſungsformen im Regiment wie in der Gemeinde, hätte ſie nach außen eine höhere Potenzirung der kirchlichen Action ermöglicht gegen die auflöſenden Tendenzen der Zeit und für kräftigere Durchdringung der ſtaatlichen Lebens- und Rechtsordnung mit dem Worte Gottes, — ſo würde ihr niemand mit mehr Hingebung gedient haben

als Herr von Raumer. Da aber die Sache umgekehrt ſich geſtaltete, da ſtatt zunehmender Einigkeit wachſende Zwietracht ſich zeigte, da bei jedem Schritt in der Kirchenleitung und Verwaltung wenn nicht die Union, doch der Unionismus Bedenken und Schwierigkeiten erregte, da weder im Cultus noch in der Verfaſſung, ohne auf die Unions- und Bekenntnißfrage zu ſtoßen, vorwärts zu kommen war, da folgeweiſe auch die Action der Kirche nach außen geſchwächt wurde und die Union ſich nicht als Einigungs-, wol aber der Unionismus ſich als Trennungsmittel erwies, — ſo konnten ſich für einen praktiſchen Staatsmann von ſo gläubiger Geſinnung wie Herr von Raumer keine geſunden Anknüpfungspunkte für Förderung der Union finden." — So rechtfertigt der Verfaſſer die ſchwankende Stellung eines preußiſchen Miniſters der geiſtlichen und Unterrichtsangelegenheiten zu dem Kernpunkt der evangeliſchen Kirche in Preußen, ja in ganz Deutſchland!

Wenn der Miniſter von Raumer das große Werk Friedrich Wilhelm's III., der ja auch der reformirten Kirche angehörte, ſo beurtheilte und ſich ſo gegen die Union verhielt, ſo hat er offenbar das Weſen derſelben verkannt und nicht gewußt, was unter den frühern Miniſterien, namentlich unter Eichhorn, zur Förderung dieſer allerwichtigſten Angelegenheit der evangeliſchen Kirche geſchehen; er hat das „Urkundenbuch der evangeliſchen Union" von Nitzſch einer nähern Kenntnißnahme nicht gewürdigt, „Die nächſten Aufgaben für die Fortbildung der deutſch-proteſtantiſchen Kirchenverfaſſung" von Julius Müller nicht gekannt, ebenſo wenig die von Eichhorn

veranſtalteten „Mittheilungen aus der Verwaltung der geiſtlichen und Unterrichtsangelegenheiten in Preußen“. Auch andere Kundgebungen des regen Lebens und Strebens zu Gunſten der Union von verſchiedenen confeſſionellen Standpunkten aus hätten dazu dienen können, den Miniſter zu einer günſtigern Beurtheilung zu führen, namentlich die „Verhandlungen der Wittenberger Verſammlung für Gründung eines deutſchen evangeliſchen Kirchenbundes im September 1848“, veröffentlicht durch ihren Schriftführer Dr. Kling. In dieſer Verſammlung erklärte ſich der reformirte Dr. Krummacher aus Berlin über die Union alſo: „Die unioniſtiſche Strömung iſt die in der Zeit vorherrſchende, die Gottgewollte. Hier ſind die friſcheſten, lebendigſten Wellen, hier die edelſten Segel, hier die herrlichſte Flotte der gläubigen Wiſſenſchaft und aller chriſtlichen Vereine. Dieſe Strömung geht nicht ſchrankenlos und zerſtörend über Deutſchland hin, ſie bewegt ſich in den Ufern des consensus. Dieſer iſt ſtillſchweigend in den Herzen Tauſender formulirt. Heute haben wir ihn hervortreten ſehen. Bald wird die Noth den heute gehörten Embryo des unioniſtiſchen Bekenntniſſes in die Zeit hineinwerfen, daß er mächtig widerhalle. Dann wird der Zweifel ſchwinden, ob es eine unirte Kirche gebe.“ Zu ſolchen belehrenden Kundgebungen gehören auch die „Verhandlungen einer am 30. Mai 1849 zu Gnadau gehaltenen Conferenz zur Feſthaltung der kirchlichen Union im poſitiv-evangeliſchen Sinne“. In dieſer ſehr zahlreichen Verſammlung von Geiſtlichen und Laien wurden folgende Theſen angenommen: 1) die Union beider evangeliſchen Kirchengemeinſchaften in Deutſch-

land hat zu ihrer nothwendigen Vorausſetzung die Gemeinſchaft des Glaubens an das Evangelium von Jeſus Chriſtus, dem eingeborenen Sohn Gottes, dem Erlöſer der Welt, durch deſſen Verdienſt wir gerecht werden aus Gottes Gnade, wie ſolches Evangelium bezeugt iſt in den heiligen Schriften des Alten und Neuen Teſtaments, unſerer alleinigen Glaubensnorm. 2) Die Union darf nicht die Bekenntnißſchriften beider Kirchen fallen laſſen, ſondern ſie muß dieſelben in dem, was ſie Gemeinſchaftliches haben und was ſich fort und fort als Sinn der Heiligen Schrift und im Glaubensleben der Kirche bewährt, neu bejahen, mit Einſchluß deſſen, was innerhalb der Differenzpunkte Gemeinſchaftliches iſt. 3) Die Union will aber den Kreis des Berechtigten innerhalb der unirten oder zu unirenden Kirche weiter ziehen, als nach älterer ſtreng ſymboliſcher Faſſung geſchehen müßte. Es liegt in ihrem Weſen, die ſymboliſchen Verſchiedenheiten in den Differenzpunkten, ſoweit ſie in deutſchen Symbolen enthalten ſind, für gleich zuläſſig in öffentlicher Lehre zu erklären, und um dieſer Differenzpunkte willen niemand die Kirchengemeinſchaft oder das Recht zum Lehramt in der unirten Kirche zu verweigern. 4) Die Union ſtrebt nach einem Ausdruck ihrer ſelbſt in einem beſtimmten Bekenntniß. Dieſes Werk kann aber nur auf kirchliche Weiſe vorbereitet und vollzogen werden und iſt vorläufig dadurch anzubahnen, daß als das Gemeinſame in der Lehre vom Heiligen Abendmahl die Anerkennung der wahren Gegenwart Jeſu Chriſti und der Gemeinſchaft ſeines Leibes und Blutes vermittelſt der eingeſetzten Elemente, ſowie des Glaubens an die Verheißung des Herrn

als der Bedingung des geſegneten Empfangs, bezeichnet wird. In der Prädeſtinationslehre iſt als das Gemeinſchaftliche anzuerkennen, daß, wer ſelig wird, durch Gottes freie Gnade ſelig wird, wer verloren geht, durch ſeinen Unglauben an das ihm bezeugte Wort verloren geht.

Die folgenden vier Theſen ſind Folgeſätze aus den angeführten. Wer auch dieſe zu leſen wünſcht, mag die kleine Schrift ſich anſchaffen, die wol noch in der Heinrichshofen'ſchen Buchhandlung in Magdeburg, wo ſie herausgekommen iſt, für zwei Groſchen zu kaufen ſein wird. Es iſt überdem der Mühe werth, die Einladung zu der Verſammlung, die Einleitungsrede des Conſiſtorialraths Dr. Sack, die Theilnahme des Oberconſiſtorialraths Dr. Nitzſch und anderer hochgeſtellter Kirchendiener, die in der genannten Schrift mitgetheilt werden, zu leſen. Ein ſo klarer und entſchiedener Geiſt, der ſich hier manifeſtirt, konnte ſich auch der Verfaſſungsurkunde und der Compoſition des Oberkirchenraths gegenüber erhalten und hat ſich erhalten, trotz der die Union auflöſenden Reviſion der Unionstheorie, die dem Miniſter von Raumer beigemeſſen wird. Daß der Miniſter Eichhorn die Union im vollen Einverſtändniß mit dem König in demſelben Sinne wie die Theologen der gnadauer Conferenz auffaßte und behandelte, kann ich als mitwirkendes Organ des Miniſteriums Eichhorn bezeugen.

In dem dritten Abſchnitt ſeiner Schrift beſchreibt der Verfaſſer die Verdienſte, welche ſich der Miniſter von Raumer um die katholiſche Kirche in ihrem Verhältniß zum preußiſchen Staat erworben habe, bezeichnet als den

leitenden Gedanken ſeiner Verwaltung in dieſer Beziehung „das Streben, unter Feſthalten an dem poſitiven Grundgedanken der deutſchen Reformation die gewaltigen Mächte der Autorität, Zucht und Erhaltung, welche der Katholicismus birgt, für den Staat und ſeine Aufgaben fruchtbar zu machen und ſie als Correctiv und Gegengewicht zu faſſen gegen die diſſoluten, vorlauten und zerſetzenden Elemente des preußiſchen Weſens, die in der negativen Seite des Proteſtantismus unabläſſig Schutz und Halt ſuchen". In dieſem Grundgedanken erblickt der Verfaſſer einen großen Fortſchritt und hält es für „ein hervortretendes Verdienſt" des verewigten Miniſters, dieſen Fortſchritt angebahnt und die Vereinigung aufrichtiger Förderung katholiſcher Intereſſen mit gläubig proteſtantiſcher und conſervativer Staatsanſchauung und Verwaltung thatſächlich in Preußen documentirt zu haben. Man hätte nun eine Darlegung der praktiſchen Erfolge der Anwendung jenes Grundgedankens erwarten ſollen; dieſe übergeht der Verfaſſer mit Stillſchweigen und ſetzt damit etwas als bekannt voraus, was niemand bekannt ſein konnte, weil es gar nicht da war. Die Wahrheit iſt, daß der geprieſene Grundgedanke nicht dem Herrn von Raumer, ſondern dem Herrn von Radowitz gehört und daß dieſer alle ſeine Klugheit und Denkkraft aufbot, um ihn praktiſch fruchtbar zu machen. Das „Politiſche Wochenblatt", welches dieſem Zwecke diente, iſt der Erinnerung der Zeitgenoſſen noch nicht entſchwunden. Was erreichte denn ein ſo kluger und mit allen diplomatiſchen

Künſten vertrauter Mann wie Herr von Radowitz? Nichts! Eher das Gegentheil von dem, was er erreichen wollte. Wenn er auch gedacht haben mag, „die Mächte der Autorität, Zucht und Erhaltung in der katholiſchen Kirche als Correctiv und Gegengewicht gegen die diſſoluten, vorlauten und zerſetzenden Elemente des preußiſchen Weſens zu benutzen", ſo war er doch viel zu umſichtig, um dieſes ſo laut werden zu laſſen, wie der Verfaſſer unſerer Schrift es den Herrn von Raumer thun läßt.

Die urſprünglich gegebenen und hiſtoriſch entwickelten Verhältniſſe der katholiſchen Kirche zum preußiſchen Staate, die Art und Weiſe, wie die verſchiedenen Miniſter ſie behandelt haben, die Streitigkeiten, wozu ſie bei verſchiedenen Gelegenheiten Veranlaſſung gaben, die Art und Weiſe, wie die öſterreichiſche Politik ſie als „ein Correctiv des preußiſchen Weſens" zu benutzen ſuchte, ſich aber daran ſelbſt, um einen volksthümlichen Ausdruck zu gebrauchen, die Zähne ausbiß — alle dieſe Dinge ſind allen gebildeten Deutſchen bekannt; der Verfaſſer unſerer Schrift ignorirt ſie oder läßt ſie den Miniſter von Raumer ignoriren.

In einem vierten Abſchnitt will uns der anonyme Verfaſſer die Verdienſte zur Anſchauung bringen, welche ſich der Miniſter von Raumer auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichts erworben. Einleitend vorangeſchickt werden geiſtreiche und meiſt treffende Betrachtungen über das Weſen und die Schwierigkeiten einer miniſteriellen Behandlung dieſes Gegenſtandes, die zugleich geſetzmäßig und zweckmäßig ſei. An der Spitze ſteht die Bemerkung, dem Miniſter ſei noch bei Lebzeiten von

einer Seite, die zu ſchmeicheln nicht gewohnt — der ſogenannten Kreuzzeitungspartei — nachgerühmt worden, er habe im Bekenntniß der Kirche geſtanden, wie kein Chef des geiſtlichen Departements in Preußen vor ihm. In welchem Bekenntniß? Gewiß nicht in dem der gnadauer Conferenz! Auch nicht in dem der lutheriſchen Kirche. Es bleibt alſo nur das Bekenntniß der reformirten Kirche übrig. Aber auch dieſe Annahme ſteht in Widerſpruch mit Anſichten, die der Anonymus dem Herrn von Raumer in andern Stellen ſeiner Schrift beimißt.

Aus der geiſtreichen Einleitung will ich einige treffende Bemerkungen hervorheben. „Iſt es nicht", heißt es, „als ob die Alleinherrſchaft einer von verhülltem Pantheismus zu nacktem Pantheismus fortgeſchrittenen Philoſophie nur gebrochen ſei, um den noch troſtloſern Lehren eines wüſten Materialismus Platz zu machen, der gleichwol für ſeine abſchreckenden Theorien wiſſenſchaftliche Stützpunkte ſucht? Kann und darf nun wiſſenſchaftlichen Strebungen, die auf ſolcher Baſis ruhen, Duldung und Freiheit verſagt werden? Wenn aber nicht, wenn ihnen vielmehr nicht nur Duldung, ſondern nach dem Maße ihrer wiſſenſchaftlichen Bedeutung ſelbſt Anerkennung und Förderung von Staats wegen zu Theil wird, wie ſtimmt es dann, mit der einen Hand die Kirche Chriſti bauen, mit der andern die Kräfte, die bewußt oder unbewußt ihr entgegenarbeiten, ſammeln, berufen und ſtärken? Ein preußiſcher Cultusminiſter ſoll und darf die Antwort auf dieſe Frage nicht ſchuldig bleiben. Wie lautet die Antwort? „Mein Amt iſt weſentlich ein Staatsamt, und des-

halb kann meine Aufgabe für Realiſirung chriſtlicher Principien nicht weiter gehen als der chriſtliche Charakter des preußiſchen Staats!“ Er wird ferner antworten: „Wo in einer langen und bedeutſamen Epoche die Philoſophie im Geiſtesbunde mit Voltaire auf dem Königsthron geſeſſen, da wird ſchwerlich ein Cultusminiſter ihre Syſteme unter kirchliche Cenſur ſtellen wollen. Weder ein abſtractes Schriftprincip noch ein kirchliches Sonderſymbol würde ihm dabei als Kanon dienen können. Wenn ſelbſt in der Kirche und im kirchlichen Lehramt das geſchichtliche Bekenntniß kaum ſeine Autorität behauptet, kann es dann der Staat zum Richtmaß machen für ſein Verhalten zur Wiſſenſchaft? Und welches Bekenntniß könnte dies auch ſein? Gilt nicht neben dem lutheriſchen das reformirte, neben der Auguſtana das Tridentinum?“ Um das Maß der Schwierigkeiten bis zum Ueberfließen zu füllen, weiſt unſer Anonymus ſchließlich noch auf den deutſchen Charakter der Wiſſenſchaft hin. Eine preußiſche Wiſſenſchaft, ſagt er treffend, gibt es nicht, wol aber eine deutſche, und ſie iſt es, mit der der preußiſche Unterrichtsminiſter zu operiren hat. Wird nun die kirchliche Spaltung noch überboten von der ſtaatlichen Zerſtückelung, kann es da bei der Natur des deutſchen Geiſtes, der, prädisponirt zu wiſſenſchaftlichem Forſchen, die Gedanken der Menſchheit bald nach- bald vorzudenken hat, wunder nehmen, wenn in dem ſolchergeſtalt zwiefach zertheilten Deutſchland die Wiſſenſchaft ſchon vermöge ihres univerſell-nationalen Charakters eine jeden Einzelſtaat und jedes Einzelbekenntniß überfliegende Macht bildet? Je weniger der einheitlich-nationale Gedanke auf

den großen gottgeordneten Gebieten der Kirche und des Staats zu vollem, unbeengtem Ausdruck kommt, deſto ſtärker iſt ſein Pulsſchlag im Bereiche des wiſſenſchaftlichen Lebens; hier gibt es keine Zoll- und Grenzpfähle. Man kann die Macht, welcher der deutſche Gelehrte dient, die dritte deutſche Großmacht nennen, ſowol was ihre Selbſtändigkeit wie ihren geiſtigen Einfluß betrifft.

Von denſelben Schwierigkeiten umgeben und eingeengt waren aber alle Miniſter, die vor Herrn von Raumer das Departement der Unterrichtsangelegenheiten verwalteten, nur daß die Verfaſſungsurkunde, wonach die Wiſſenſchaft und ihre Lehre frei ſein ſoll, noch nicht da war. Durch welches Verfahren erwarb ſich nun Herr von Raumer die Palme des Siegs über ſeine Vorgänger auf dem ſtreng kirchlichen ſowol als auf dem ſtaatlichen Gebiete? „Indem er die autonome Stellung der Wiſſenſchaft anerkannte, beſtritt er ihr die ſouveräne!“ Dieſe Unterſcheidung gab, wie behauptet wird, ein feſtes Princip an die Hand und beſtimmte Geſichtspunkte, die der Unterrichtsverwaltung zum Anhalt dienen konnten. Man brauchte nur die Autonomie der Wiſſenſchaft zu überlaſſen, die Souveränetät aber dem Staat ſtreng zu wahren. Das Bedenkliche von Conflicten zwiſchen Autonomie und Souveränetät, von welchen die heutige Welt voll iſt, wird überſehen. Aber auch ſo mußte der Miniſter neben dem Weizen das Unkraut nicht blos dulden, ſondern vielfach ſelbſt pflegen und begießen. Wie konnte er das mit ſeinem chriſtlichen Gewiſſen vereinigen? „Er hat“, lautet die Antwort, „mit des Säemanns Knechten der Zeit der Ernte ſich zu getröſten! Als Staatsmann hat er mit

gegebenen Factoren und nicht mit idealen Größen zu rechnen, als Christ sich gesagt sein zu lassen, was von der «Geduld der Heiligen» geschrieben steht. Auf diesem Standpunkte sich haltend konnte Herr von Raumer als gläubiger Christ zugleich ein treuer geistlicher Minister und ein guter Unterrichtsminister sein." Wie er zwischen Autonomie der Wissenschaft und Souveränetät unterschied, so unterschied er auch zwischen Freiheit der Wissenschaft und Pflege derselben. Diese Unterscheidung führte zu dem Grundsatz, der schlechten, widerchristlichen Wissenschaft die Pflege zu entziehen und abwehrend gegen sie einzutreten. „Die Erinnerung an eine privilegirte Staatsphilosophie, an ihr künstliches Etabliren durch den einen und ihr planmäßiges Deplaciren durch den andern Minister war damals noch zu neu, als daß sie nicht hätte zur Warnung dienen sollen, wenn es dessen für Herrn von Raumer überhaupt bedurft hätte."

Das Vollkommene liegt nicht in Worten, sondern in wirklichen Thaten. Da führt uns nun der anonyme Lobredner des Herrn von Raumer in Beziehung auf den öffentlichen Unterricht folgende vor:

1) Mit Pietät gegen die ehrwürdigen wissenschaftlichen Corporationen der Universitäten erfüllt, verhehlte er sich doch nicht die Schattenseiten der ungeordneten Freiheit des Studirens, das lose Verhältniß zwischen den akademischen Lehrern und Schülern, nicht den Uebelstand, daß die Professoren der studirenden Jugend nur wissenschaftliche Vorlesungen bieten, und beklagte es, daß ihnen der verlorene Charakter einer wahren alma mater für genossenschaftliche Heranbildung der Jugend in sittlich

ſtärkender Zucht und geordneter Freiheit nicht wiedergewonnen werden könne ohne thätige Mitwirkung der hierzu jetzt nicht befähigten Kirche. Bei dieſer Auffaſſung beſchränkte er ſeine Wirkſamkeit auf die Beſetzung der Lehrſtühle. Mittelmäßige oder unbedeutende Docenten nur deshalb zu berückſichtigen, weil ihnen ſogenannte gute Geſinnung oder auch eine langjährige akademiſche Wirkſamkeit zur Seite ſtehe, ließ er ſich nie herbei; weder Mitleid noch empfehlende Protection konnte ihn beſtimmen, von dieſem Grundſatze abzuweichen. Die Facultäten ehrte er dadurch, daß er ſie zu Gutachten aufforderte und ihrer Stimme ſo viel Beachtung angedeihen ließ, als nie vorher von oben her geſchehen. Zum Verdienſt wird ihm ferner gerechnet, daß er ungeeignete Perſönlichkeiten von der Habilitirung als Privatdocenten fern zu halten geſucht, daß er bei der Berufung von Ausländern vorſichtig geweſen und nur dann auf fremde Gelehrte recurrirt habe, wenn ſolchen nicht gleichtüchtige inländiſche Kräfte gegenübergeſtellt werden konnten. Solchergeſtalt ſeien während ſeiner Verwaltung mehr als zwanzig Profeſſoren vom Auslande berufen worden; eine beinahe gleiche Anzahl bedeutender Gelehrten habe er von der Annahme eines auswärtigen Rufs abgehalten und den inländiſchen Univerſitäten erhalten, Mittelmäßigkeiten dagegen habe er laufen laſſen. Die Zahl ſolcher Mittelmäßigkeiten wird nicht angegeben. Dem althergebrachten Uebelſtande der Nichtentfernung alternder, ſtumpf gewordener Profeſſoren begegnete der Miniſter dadurch, daß er durch mühſame Verhandlungen den Grundſatz zur Anerkennung brachte, daß in Fällen dieſer Art bei vor-

handenem Bedürfniß außeretatsmäßiger Berufungen das Gehalt des Erſatzmannes extraordinär zu gewähren ſei. In Ausführung dieſes Grundſatzes ſei eine Reihe der bedeutendſten Namen den preußiſchen Univerſitäten theils erhalten, theils gewonnen worden, der Zahl nach weit über zwanzig. Hiernach hätte Herr von Raumer mehr als ſechzig wiſſenſchaftliche Notabilitäten theils durch Berufung vom Auslande, theils durch Abhaltung von Annahme auswärtiger Berufung den preußiſchen Univerſitäten gewonnen oder erhalten. Wenn man die Einzelnen dreimal zählt, kommt ungefähr die richtige Zahl heraus.

Schließlich wird noch bemerkt, daß Herr von Raumer für die Verbeſſerung der äußern Stellung der Profeſſoren, der ordentlichen ſowol wie der außerordentlichen, Erhebliches gethan; die von ihm erwirkten neuen Gehaltsbewilligungen und Gehaltszulagen betrugen nahe an 25000 Thaler jährlich. Ebenſo geſchah Bedeutendes für Erweiterung, beſſere Ausſtattung und Neuerrichtung wiſſenſchaftlicher Inſtitute, Bibliotheken, Kartenſammlungen, Anatomien, chemiſche Laboratorien, botaniſche Gärten, Gewächshäuſer u. ſ. w.

Für Leſer, die einigermaßen mit der Geſchichte unſers geiſtlichen Miniſteriums ſeit 1817 bekannt ſind, bedarf es der Erinnerung nicht, daß in dem Abſchnitt „Oeffentlicher Unterricht“ mehrfach auf Vorgänge während der Eichhorn'ſchen Verwaltung angeſpielt wird. Ich habe die Beſtrebungen und Ausführungen des Eichhorn'ſchen Miniſteriums theils in dem Werke „Meine Wanderung“, theils in einem beſondern Buche ſo ausführlich beſchrieben, daß ich mich füglich einer Vergleichung der

Raumer'ſchen „Thaten" mit den Eichhorn'ſchen enthalten kann. Was das „loſe Verhältniß zwiſchen den akademiſchen Lehrern und Schülern" und den Umſtand angeht, „daß die Profeſſoren nur wiſſenſchaftliche Vorleſungen (vom Hefte) bieten", ſo hat Herr von Raumer dieſe Sache liegen laſſen, wie ſie lag; welchen ernſtlichen Anlauf aber Eichhorn nahm, dieſen alten Krebsſchaden unſerer Univerſitäten auszuſchneiden, habe ich in einem beſondern Kapitel des vorliegenden ſechsten Theils meiner „Wanderung" ausführlich dargelegt.

Hinſichtlich der Gymnaſien erkannte Herr von Raumer, wie ſein Lobredner bemerkt, daß auch hier ein Bedürfniß zu organiſchen Umgeſtaltungen nicht vorhanden ſei; aber in der Art und Weiſe, wie er die treue Pflege und Fortbildung des Beſtehenden in Angriff nahm, liegen ſeine Verdienſte. Er ſorgte für eine fortgeſetzte perſönliche Kenntnißnahme von den innern und äußern Verhältniſſen der einzelnen Anſtalten durch reiſende Departementsräthe des Miniſteriums. Das thaten ja aber auch die frühern Miniſter und zwar in weit höherm Grade, und der gegenwärtige Miniſter hat es nicht unterlaſſen. Ueber die Ergebniſſe ſolcher Viſitationsreiſen aber war niemand mehr im Klaren als Eichhorn, dem alle frühern Berichte der reiſenden Departementsräthe vorlagen. Die meiſten waren von einem eiteln Selbſtgefühl dermaßen geblendet, daß ſie alle die lauernden Augen und Ohren, von welchen ſie ſchon auf der Reiſe in Poſtwagen und Eiſenbahncoupés umgeben waren, nicht merkten und ſich die größten Blößen gaben, die dann raſch nach allen Seiten hin divulgirt, im Publikum beſpöttelt wurden.

An Ort und Stelle verriethen sie nicht selten, von derselben Eitelkeit verblendet, auffallenden Mangel an Sachkenntniß und ließen sich im Werke selbst Misgriffe zu Schulden kommen, deren Wirkungen die betreffende Anstalt oft in ihrem innersten Leben erschütterten. Die Minister selbst hielten sich auf ihren Reisen von solcher Schwäche nicht frei. Vor Jahren, wo ich noch nicht daran dachte, selbst die Geschäfte eines reisenden Ministerialraths übernehmen zu müssen, schrieb ein mir nahe stehender Freund eine „Geschichte der reisenden Minister und der reisenden Ministerialräthe", die ich aber, als sie mir zum beliebigen Gebrauch mitgetheilt wurde, nicht drucken ließ, sondern nur einen Passus daraus: „Der Minister von Rochow in Koblenz und in Saarbrücken", gelegentlich in einer öffentlichen Druckschrift benutzte.

Ein wirkliches Verdienst, welches sich Herr von Raumer um unsere Gymnasien erwarb, war die wol schon längst vorbereitete und gewünschte Aenderung des Reglements für die Abiturientenprüfungen; darin werden alle einsichtigen Schulmänner mit mir einverstanden sein. Weniger allgemeine Anerkennung möchte der erneuerte Lectionsplan für die Gymnasien finden. Die gerühmte Erhöhung des Gehalts der Gymnasiallehrer um 110000 Thaler während der Jahre 1851—58 ist zum größten Theil durch Erhöhung des Schulgeldes, also auf Kosten der Aeltern, oder durch Vermehrung der Zuschüsse von seiten der Städte, also auf Kosten der Communen, bewirkt worden. Die Staatszuschüsse sind dagegen gering und stehen mit den erhöhten Forderungen für Justiz- und andere Beamte während dieser Zeit in keinem Verhältniß.

Eines beſondern Wohlwollens können ſich die Gymnaſiallehrer von ſeiten eines Miniſters nicht rühmen, der die Bereitwilligkeit der Kammern, ihm 10000 Thaler zu feſten Zuſchüſſen zu votiren, nicht acceptirte, ſondern dieſe Summe lieber als Commiſerationsfonds verwaltete. Die gerühmte Gehaltserhöhung beſchränkt ſich an vielen Orten auf die Dotirung der Stellen nach dem Vorſchlag des frühern Miniſteriums und hat weſentlich die untern Stellen betroffen, um tüchtige jüngere Kräfte für die Schulen zu gewinnen. Die Verbeſſerung der Oberlehrerſtellen iſt, wo die Städte nicht eingetreten ſind, von geringer Bedeutung und wird unter dem fortdauernden Druck unauskömmlichen Gehalts der meiſten dieſer Lehrer weniger anerkannt, als ſie es verdient. Dankbar erheben dagegen die Lehrer die Fürſorge des jetzigen Miniſters, durch deſſen Bemühungen ihnen, wenn auch noch keine pecuniär freie, doch eine geſetzlich ſichere Stellung ſchon zu Theil geworden iſt. Da wir der Gymnaſien und der Gymnaſialſchüler ohnehin zu viel haben, ſo erſcheint das ebenfalls gerühmte Verdienſt der Vermehrung der Gymnaſien um funfzehn und der Gymnaſialſchüler um mehr als 3000 um ſo zweifelhafter, als der Koſtenaufwand dafür auf beinahe 124000 Thaler ſich beläuft.

Während ſo, wird weiter bemerkt, die Entwickelung der Gelehrtenſchulen in lebendiger Weiſe fortſchritt, blieb die der Real- und höhern Bürgerſchulen nicht zurück, wenn ſie auch in anderer Richtung ſich entwickelte, als die enthuſiaſtiſchen Fürſprecher dieſer Anſtalten erwartet hatten. Es dürfte einem urtheilsfähigen Schulmann, der den Gang der Entwickelung unſers Realſchulweſens mit

Aufmerkſamkeit begleitet hätte, nicht ſchwer fallen, ſonnenklar zu zeigen, wie viel in dieſer Beziehung zu wünſchen übrig bleibt.

Was das Volksſchulweſen angeht, ſo war es ſchon Eichhorn's eifriges und klar ausgeſprochenes Beſtreben, den ſehr lau gewordenen Zuſammenhang der Elementarſchulen mit der Kirche neu zu beleben und zu ſtärken. Dies weiß niemand beſſer als der Geheime Oberregierungsrath Stiehl, den Eichhorn, nachdem er einige Aufſätze in dieſem Sinne der „Literariſchen Zeitung" eingeſandt hatte, ins Miniſterium zog, um ſeine Sachkenntniſſe und Talente zu dieſem Zweck zu benutzen. Das Verdienſt der Regulative, das in der Schrift „Der Staatsminiſter von Raumer" hervorgehoben wird, kommt ganz allein auf Rechnung des Herrn Stiehl, ſowie denn auch die Misgriffe, die darin gethan ſein wögen, ihm allein zur Laſt fallen. Sicherm Vernehmen nach wird dieſer hochwichtige Gegenſtand nächſtens in einer beſondern Schrift ausführlich behandelt werden.

Faßt man nun den Inhalt der ebengenannten Schrift mit allen ihren geiſtreichen allgemeinen Betrachtungen und fein verdeckten Widerſprüchen ins Auge, ſo ſollte man faſt glauben, es ſei nicht ſowol auf ein Präconium des Miniſters von Raumer als auf eine Perſiflage der „Kreuzzeitung" abgeſehen. Mich hat auf dieſen Gedanken zuerſt die Charakteriſtik gebracht, welche der anonyme Verfaſſer S. 11 von ſeinem Helden entwirft, weil dieſelbe auffallend, zum Theil faſt wörtlich, mit derjenigen übereinſtimmt, welche kölner Freunde während ſeiner dortigen Präſidentenſtellung mir über ihn mittheilten. Er fühlte ſich in

einer Abhängigkeit von den Räthen, die ſelbſt von denjenigen nicht gebilligt wurde, die ſie am meiſten zu benutzen wußten.

Als Herr von Raumer mich durch den Herrn Geheimrath Pernice in Halle zu einer Unterredung einladen ließ, machte er auch als Miniſter auf mich den Eindruck einer ängſtlich reſervirten Haltung und einer Unſicherheit des Selbſtgefühls, die es nicht zuließ, „in prononcirter Weiſe auf- und hervorzutreten“. Er fragte mich, ob ich irgendeinen Wunſch hege, den er fördern könne. „Keinen andern“, antwortete ich, „als dieſen, daß man mir kalte, nackte Gerechtigkeit widerfahren laſſe. Ich bin aus einem vortheilhaften auswärtigen Staatsdienſt in den preußiſchen berufen worden und bin mit dem damals geltenden Staatsdienergeſetz in denſelben eingetreten. Danach konnte man mich nicht mit der Hälfte meines etatsmäßigen Gehalts auf Wartegeld ſetzen.“ Er machte ein verlegenes Geſicht. „Dann wünſche ich“, fügte ich hinzu, „daß man mich in der Fortführung meines Inſtituts nicht ſtöre.“ „Das wäre ja grauſam“, antwortete er. Dann brachte er die Rede auf die ſchwierige Aufgabe ſeines Miniſteriums. Ich rieth Fortführung der Beſtrebungen des Miniſters Eichhorn und erbot mich, da ich die Acten genau kenne, zu vertraulichen gutachtlichen Berichten über alle Fragen, bei denen er ſolche wünſchen möchte. „Das verdient überlegt zu werden“, antwortete er. Mit welchem ſeiner Räthe er dieſe Ueberlegung gepflogen, weiß ich zwar nicht, kann es aber aus einigen vertraulichen Andeutungen, die ich von Berlin erhielt, ziemlich ſicher muthmaßen.

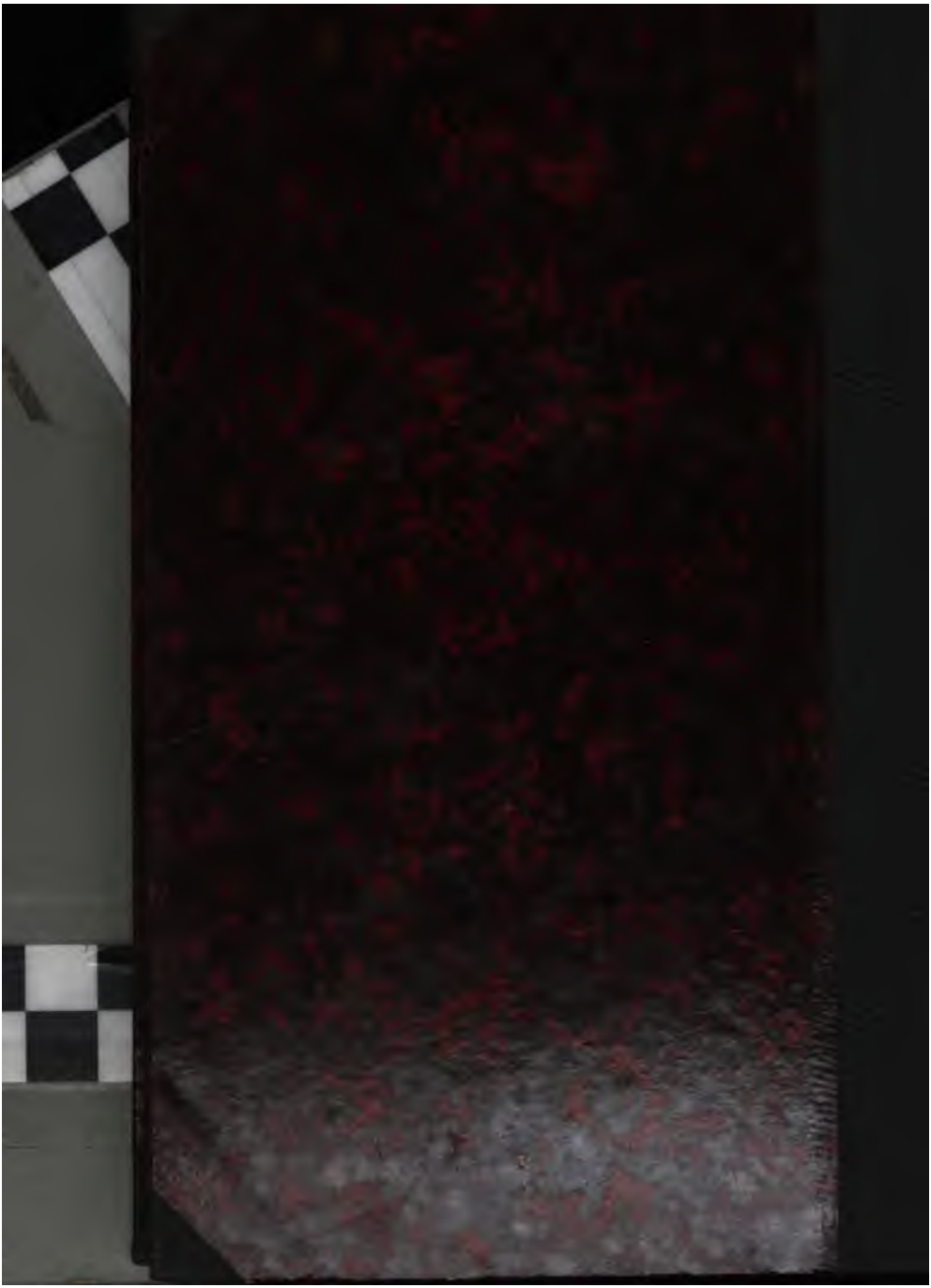
Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Stanford University Libraries
3 6105 013 169 771

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493

All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

JUN 30 1997

MAY 30 1997